2./3.11.19

taz am wochenende

Kippelig
In der CDU wankt Parteichefin Annegret Kramp-Karrenbauer. Kann sie sich halten?
3

Anzeige

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Ab sofort!
Video-Installation anlässlich des 30. Jahrestages der Friedlichen Revolution
Bis 10. November, 17.30 – 24 Uhr an der Heinrich-Böll-Stiftung Schumannstr. 8, 10117 Berlin

mit 15 seiten 30 jahre mauerfall

Vergesst den Westen!

Foto: reuters

30 Jahre nach der friedlichen Revolution fragen AutorInnen und taz-RedakteurInnen mit Ostbiografie: Was bedeutet es heute, ostdeutsch zu sein? Und warum wird über manche Dinge immer noch geschwiegen?
17–31

Im Gespräch
Nhung Dam ist in den Niederlanden als Schauspielerin erfolgreich. Nun hat sie einen Roman geschrieben
12

Foto: Verlag

„Zwickau kann den NSU nicht verdrängen. Wir haben hier eine Verpflichtung“
Der CDU-Stadtrat Christian Siegel plädiert für ein NSU-Dokumentationszentrum in seiner Stadt
8–9

Tatort-Jubiläum
Ulrike Folkerts ermittelt seit 30 Jahren als Kommissarin Lena Odenthal. Sie hat das Fernsehen verändert
35

KONTEXT: WOCHENZEITUNG
Sabine Leutheusser-Schnarrenberger erklärt, warum mehr Überwachung nicht zu mehr Sicherheit führt

Mehr als nur Wein
Wälder, Reben und Zypressen: In der Südtoskana geht es darum, eine uralte Kulturlandschaft zu bewahren
36–37

Foto: picture alliance

Die taz wird ermöglicht durch **19.377** GenossInnen. Infos unter geno@taz.de oder 030 | 25 90 22 13 **Aboservice:** 030 | 25 90 25 90, fax 030 | 25 90 26 80, abomail@taz.de **Anzeigen:** 030 | 25 90 2-130 /-325, anzeigen@taz.de **Kleinanzeigen:** 030 | 25 90 22 22, kleinanz@taz.de **taz Shop:** 030 | 25 90 21 38 **Redaktion:** 030 | 259 02-0, wochenende@taz.de, briefe@taz.de **taz** Postfach 610229, 10923 Berlin **taz im Internet** twitter.com/tazgezwitscher www.taz.de
Ausgabe West, Nr. 12076
€ 3,50 Ausland, **€ 3,20 Deutschland**
4 190254 803208 60144

5 dinge, die wir diese woche gelernt haben

1 **Mike Mohring weiß es doch auch nicht**
Koalieren? Tolerieren? Regieren? CDU-Landeschef Mike Mohring zaubert jeden Tag eine neue Idee für Thüringen aus dem Hut. Sein Stellvertreter in der Landtagsfraktion nutzte die zunehmende Verwirrung und forderte nun medienwirksam eine Koalition mit der AfD. Das hätte man sich denken können.

2 **Trump kann in Ruhe golfen**
Tapfer treiben die Demokrat*innen im US-Repräsentantenhaus das Amtsenthebungsverfahren gegen Donald Trump voran. Aber nicht ein*e Republikaner*in unterstützt sie dabei. Trump hat derweil verkündet, nicht länger New Yorker sein zu woll, sondern seinen Hauptwohnsitz lieber in Florida anmelden zu wollen. Für diese Korrektheit kann man ihn nur loben – seit Amtsantritt hat er in seinem dortigen Golfresort fünfmal so viel Zeit verbracht wie im New Yorker Trump Tower.

3 **John Bercow macht Politik mit seiner Katze**
Die heißt nämlich „ORDÄÄÄÄÄÄRRR“. Also, nun ja, eigentlich heißt sie natürlich „Order“ – aber weil inzwischen jede*r europäische Nachrichtenkonsument*in den schnarrigen Ordnungsruf des scheidenden britischen Parlamentspräsidenten kennt, ist es nur schwer vorstellbar, dass Bercow das Katzentier daheim anders zur Ordnung ruft als seine Abgeordneten im Unterhaus. Hoffentlich hat es noch sechs lange Leben vor sich – vielleicht erlebt es dann sogar noch den Brexit.

4 **Die AfD glaubt noch an den Weihnachtsmann**
Alle Jahre wieder kreieren die Rechten irgendwelche Aufreger, die eine Bedrohung des plätzchenbackenden Abendlandes belegen sollen. Nun ist noch nicht mal Advent, und schon hat der AfD-Kreisverband München-Land einen rassistischen Shitstorm auf die 17-jährige Benigna Munsi gehetzt, das diesjährige Nürnberger Christkind, weil sie kein „goldenes Haar“ habe. Wer erklärt den Ochsen und Eseln, dass Jesus weder blonde Locken noch einen weißen Bart hatte und Nazareth nicht in Oberfranken liegt?

5 **Kreuzberger Nächte sind lang**
Das bestätigt der Gesundheitsreport 2019 der Barmer: In der Hauptstadt leben bundesweit die meisten Menschen mit Schlafstörungen. Schlecht schläft es sich auch im Saarland, aber da ein nicht unbeträchtlicher Teil dieses Bundeslandes ja inzwischen in Berlin auf der Regierungsbank sitzt, kann man die beiden ebenso gut miteinander verrechnen – und dann dürfte ziemlich genau die Anzahl der Stunden rauskommen, die Annegret Kramp-Karrenbauer dank Friedrich Merz’ Attacken derzeit schläft.

Johanna Roth

Auf Santiagos Straßen

Aufruhr in Chile: Tausende gehen auf die Straßen und fordern bessere Sozialleistungen, ein gerechtes Bildungssystem, nichts anderes als das Ende des Neoliberalismus, der das Land unter Präsident Sebastián Piñera fest im Griff hat. Die Hauptstadt Santiago steht still, die UN-Klimakonferenz wurde abgesagt, Wasserwerfer vertreiben Demonstranten und tauchen die Straßen in Nebelschwaden. Kehrt Ruhe ein, wenn sie abgezogen sind? Foto: Rodrigo Agd/ap

kolumne die eine frage

Burning Down the Dickschiff

Bringen brennende SUVs Fridays for Future und Klimapolitik voran?

Foto: Anja Weber

Peter Unfried ist taz-Chefreporter

Wie kann die wachsende Fridays-for-Future-Gesellschaft das Problem der fehlenden Klimapolitik einer selbstbeschäftigten Bundesregierung auch im kommenden Jahr im Zentrum des Gespräches halten? Das wird nicht einfach in einer kulturell auf Ablenkung, Personen und Empörung fokussierten Mediengesellschaft.

Da sagt jetzt der Mittelschichts-Revolutionär, der seine Unterhosen bügelt: „Na ja, die müssen ‚radikaler‘ werden, so Extinction-Rebellion-Style, aber verschärft.“

Ob das auch meint, SUVs abzufackeln, hängt davon ab, ob er selbst einen hat.

Eine wirre Rosamunde-Pilcher-Fantasie von „Radikalität“ ist jedenfalls fest eingepflegt in ein romantisches Selbstbild bestimmter Milieus. In der Regel sind das Festangestellte mit drei Flug-Urlauben im Jahr. Es basiert auf einem Irrtum: dass eine moderne und komplex organisierte Gesellschaft irgendetwas plötzlich einsehen und sich alles sofort um 180 Grad drehen könnte.

Das war schon 1968 ein grandioser Irrtum. Was danach langsam vorankam, war die Befreiung des Einzelnen, das Aufbrechen von autoritären Traditionen und eine Liberalisierung der Institutionen und Parteien durch kulturellen Wandel.

Worum geht es? Der Grüne Bundesvorsitzende Robert Habeck hat den Satz ausprobiert: „Radikal ist das neue realistisch.“ Damit meint er neue Ordnungspolitik, die den radikalen Veränderungen angemessen ist. Irgendwann sagte sogar der Ministerpräsident von Baden-Württemberg, so gesehen sei er jetzt auch für Radikalität. Aber es scheint mir dennoch zweifelhaft, ob das Wort im Habeck’schen Sinne besetzt werden kann. Also in der Bedeutung: ernsthafte Klimapolitik statt Nicht-Politik zugunsten einer ungebremsten Erderhitzung, wie Union und SPD sie praktizieren.

Es geht um die Verteidigung unserer liberalen Demokratie durch einen sozialökologischen Ordnungsrahmen und ein anderes Wirtschaften. Dafür braucht es auch Omi und Opi von der Schwäbischen Alb. Die sitzen in ihrem Haus mit Solaranlage, hören Helene Fischer, stauben ihre Gartenzwerge ab. Und finden die jungen Frauen von Fridays for Future sympathisch und ihren Wunsch nach einer okayen Zukunft angemessen.

Jetzt kommen aber Verteidiger des Status quo und sagen: Passt bloß auf, das sind „Radikale“, die euch euren SUV wegnehmen wollen.

Davon darf man sich nicht Angst machen lassen, das ist klar, aber man muss das schon vom Ende her denken. Ich gehe davon aus, dass diejenigen unter uns, die ihren SUV schon abgegeben haben, eine Minderheit sind und bleiben werden. Und selbst wenn, wäre das eine symbolische Maßnahme, die mit der Lösung des globalen Problems nichts zu tun hat. Und wer jetzt ruft, er habe gar keinen SUV – toll, löst aber auch nichts.

Die Frage ist: Fordern Omi, Opi, Papi und Mami, gesellschaftspolitisch „konservative“ und „progressive“ Leute, die sich bisher null dafür interessiert haben, dass Merkel nichts gemacht und Sigmar Gabriel die Erneuerbaren-Branche zerstört hat, fordern und wählen die mehrheitlich Klimapolitik, weil Straßen blockiert werden und so weiter? Oder übertragen sie gar den FFF-Impuls in ein anderes gesellschaftliches Subsystem und bringen ihn dort voran? Sicher nicht.

Dass die Friday-Kids mit 18 oder 23 wissen, wie Change in einer komplexen und divers organisierten Gesellschaft gehen kann, und einige ewigpubertierende Weltrettungsdarsteller immer noch nicht, ist trauriger Nebeneffekt einer verantwortungslosen Ego-Kultur, die nichts zu der anstehenden Veränderung beizutragen hat. Schluss damit.

inhalt

Klinkenputzen
Jeanne Vinal zieht im Lokalwahlkampf im Bundesstaat New York von Tür zu Tür. Was erfährt man da über die USA?
politik **4–5**

Weiterzocken
Immer noch kein Brexit, dafür Neuwahlen. Das gefährliche Spiel von Boris Johnson
argumente **10**

Foto: Noble/reuters

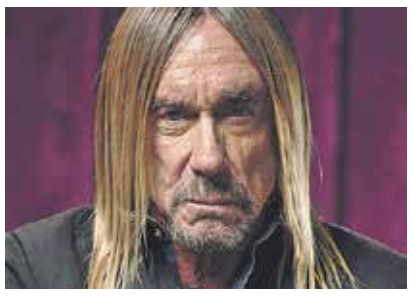


Foto: Rob Baker Ashton

Runterschalten
Iggy Pop gibt sich auf seinem neuen Album melancholisch und tiefenentspannt
kultur **13**

Hassreimen
Der Attentäter von Halle hat sich mit Nazi-Rap aufgeheizt. Rapper wie Chris Ares haben auch enge Kontakte zur Identitären Bewegung
kultur **16**

Ketten bilden
Im Osten müssen mehr Leute gegen rechts aufstehen
gesellschaft **19**

Zurückschauen
Katarina Witt erzählt, wie 1989 ihre Familie geprägt hat
gesellschaft **20–21**

Foto: Stefanie Loos

Foto: imago

Abgepfiffen
Nach dem Faustschlag gegen einen Schiri bei einem Amateurspiel in Berlin sind die Unparteiischen vergangenes Wochenende in den Streik getreten. 1.500 Spiele fielen deshalb aus. Die Debatte um Gewalt im Amateursport hat aber gerade erst begonnen
leibesübungen **39**

Wer braucht mehr Unterstützung? CDU-Vorsitzende Annegret Kramp-Karrenbauer und Thüringens CDU-Spitzenkandidat und Wahlverlierer Mike Mohring Foto: Markus Schreiber/ap

Auf schwankenden Planken

Die Woche, in der sich der Machtkampf in der CDU zuspitzt: Die Parteivorsitzende Annegret Kramp-Karrenbauer wankt, im Fernsehen ätzt Friedrich Merz, und die Kanzlerin verreist nach Indien

Von **Anja Maier**

Am Mittwoch der zurückliegenden Woche erschien in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ein Namensbeitrag des CDU-Generalsekretärs. Das Blatt gilt seit etlichen Jahren als die geeignete Plattform für Konservative; wer der Unionspartei etwas mitzuteilen wünscht, findet hier seine Zielgruppe. 1999, vor genau zwanzig Jahren, hatte ebenfalls in der *FAZ* eine andere CDU-Generalsekretärin – Angela Merkel – gefordert, die Partei möge mit ihrem Ehrenvorsitzenden Helmut Kohl brechen. Ihr Text – Aufmacher auf Seite 2, Ressort Politik – war überschrieben mit „Die von Helmut Kohl eingeräumten Vorgänge haben der Partei Schaden zugefügt".

Der Beitrag markierte den Aufbruch der Christlich Demokratischen Union ins 21. Jahrhundert. Und er ist bis heute die Folie für die Erzählung von der harmlos wirkenden, tatsächlich jedoch männermordenden Angela Merkel. Es ist diese Erzählung, die bis in die Gegenwart Männer – junge, ältere, alte – zur Rache anspornt.

Der diese Woche erschienene Text von Paul Ziemiak für die *FAZ* – Aufsetzer auf Seite 8, Ressort Zeitgeschehen, Rubrik „Fremde Federn" – trägt den Titel „CDU und Linke sind wie Feuer und Wasser". Es geht diesmal nicht um Aufbruch, sondern um Schadensbegrenzung. Ziemiak schreibt, es könne ja sein, dass „manche" eine Zusammenarbeit von CDU und Linke gut fänden. „Ich könnte das nie." Politische Mehrheiten ergäben sich eben nicht nur aus dem Addieren von Mandaten, sondern aus der Summe gemeinsamer Überzeugungen. „Das gibt es mit der Linkspartei nicht."

Die Klarstellung war nötig geworden, weil es nach der Landtagswahl in Thüringen heftige Abweichbewegungen von der Parteilinie gegeben hatte, was wiederum die Vorsitzende der Bundes-CDU bedenklich ins Rutschen bringt. Thüringens Landeschef Mike Mohring – minus 11,7 Prozent – war mit seinen Christdemokraten von Platz eins auf Platz drei abgerutscht. Gleichwohl verspürte er „einen Auftrag, verantwortlich mit dem Ergebnis umzugehen", also Machtoptionen mit Bodo Ramelow auszuloten. Und dann sprach er auch noch diesen epischen Satz: „Ich brauche nicht Berlin, um zu wissen, was für Thüringen nützlich ist."

Berlin – das ist für LandespolitikerInnen der CDU das Konrad-Adenauer-Haus. In dem futuristischen Bau in der Klingelhöferstraße sitzt die Parteizentrale, dort haben die Vorsitzende und ihr Generalsekretär das Sagen. Ebendieser Generalsekretär Paul Ziemiak hatte noch am Sonntagabend, unmittelbar nach Bekanntwerden der ersten Prognosen klargestellt: „Unser Wort gilt auch nach den Wahlen: Es wird von der CDU keine Koalition mit der Linkspartei oder der AfD geben."

Was im Laufe der nächsten Tage folgte, ist hinlänglich bekannt und fühlt sich für interessierte BeobachterInnen an, als habe sich die CDU die Aufführungsrechte bei den SozialdemokratInnen besorgt. Das Drama ist noch nicht zu Ende. Aber was man jetzt, quasi in der Pause, festhalten kann, ist dies: Annegret Kramp-Karrenbauer ist massiv angegriffen worden. Sie ist angeschlagen, sie wankt. Aber sie ist nicht ausgeknockt. Denn sie hat sich gewehrt und zum taktischen Gegenschlag ausgeholt.

Der Reihe nach. Am Montag nach der Thüringenwahl gibt es Knatsch im Bundesvorstand, weil Mike Mohring nicht einsehen will, warum er nicht einfach mal mit dem Bodo reden sollte. Ziemiak weist, völlig zu Recht, auf den geltenden Abgrenzungsbeschluss der CDU hin; dann wird es unübersichtlich. Vorstandsmitglieder fordern einen sofortigen Beschluss, der das ohnehin Beschlossene einfach noch mal bekräftigt. Die Parteivorsitzende und die Kanzlerin sollen dies laut *Bild*-Berichterstattung als überflüssig abgelehnt haben. Woraufhin Tilman Kuban, Vorsitzender der Jungen Union, mal eben fordert, hier und jetzt die Führungsfrage zu klären.

In der anschließenden Pressekonferenz mit Mike Mohring wagt Kramp-Karrenbauer dann die Vorwärtsverteidigung. Sie weiß, dass aus der CDU-Gremiensitzung eh alles an die Medien durchgestochen wird, sie spricht vom „Liveticker". Also sagt sie, sie habe bekanntlich vor Jahresfrist das Rennen um den Parteivorsitz gewonnen und stehe deshalb in der Verantwortung. Wer meine, es besser zu können, möge auf dem Parteitag in drei Wochen einen entsprechenden Antrag stellen.

> **Es fühlt sich an, als habe sich die CDU die Aufführungsrechte bei den Sozialdemokraten besorgt**

Prompt meldet sich Friedrich Merz zu Wort. Dem ZDF gibt er ein Interview, das in Duktus und Wortwahl so noch nicht gesehen ward im deutschen Fernsehen. Inhaltlich erinnert es entfernt an Merkels *FAZ*-Beitrag von 1999. Merz fordert unumwunden, die Partei möge mit ihrer Kanzlerin brechen und jetzt mal andere ranlassen. Seit Jahren lege sich „wie ein Nebelteppich die Untätigkeit und die mangelnde Führung durch die Kanzlerin" über das Land, sagt er dem Sender. Das gesamte Erscheinungsbild der Bundesregierung sei „einfach grottenschlecht". Er könne sich nicht vorstellen, dass „diese Art des Regierens in Deutschland" noch zwei Jahre so weitergehen könne.

Es ist nichts weniger als der Versuch, Merkel derart zu reizen, dass sie ihren Panzer ablegt und den Weg frei macht für jene Sorte Erneuerung, die dem 63 Jahre alten Friedrich Merz vorschwebt: seine Anwartschaft auf die Kanzlerkandidatur. Denn Merz, vor zehn Jahren aus der Bundespolitik ausgeschieden, Lobbyist und zuletzt gescheiterter Kandidat für den Parteivorsitz, möchte Kanzler werden. Die *Bild*-Zeitung, immer nah dran an dem Sauerländer, schreibt ausdrücklich: „Merz will nicht Parteichef werden, nur Kanzler." Der Vorsitzendenjob, um den er sich im letzten Jahr noch beworben hatte, scheint nicht mehr attraktiv genug. Merkel soll weg.

Doch Merkel schweigt und reist planmäßig nach Indien. Anders als ihre Nachfolgerin Kramp-Karrenbauer hat sie in 18 Vorsitzendenjahren die Fähigkeit perfektioniert, Angreifer gerne mal ins Leere laufen zu lassen. Gerade in Parteiangelegenheiten hält sie sich seit ihrem herzerweichenden Abschied vor Jahresfrist wohlweislich zurück. Eine Einmischung in Kramp-Karrenbauers Belange, ein irgendwie als solches zu verstehendes Machtwort würde dieser als Schwäche ausgelegt. Hinzu kommt wohl die Überzeugung, dass Stresstests dazugehören, für eine Kanzlerin in spe erst recht. Wer Angriffe nicht parieren und nicht ohne Eitelkeit weiterarbeiten kann, wäre ohnehin falsch im Kanzleramt.

So muss Annegret Kramp-Karrenbauer also schauen, wie sie die offen zutage liegende Führungskrise löst. In drei Wochen ist Parteitag in Leipzig; dann scheint vieles möglich. Es wäre also gut, wenn die Vorsitzende und ihr Generalsekretär sich strategisch auf alle Eventualitäten einstellen würden. Wichtig: Kramp-Karrenbauer darf bis dahin nicht in den Verteidigungsmodus zurückfallen. Denn prompt nach ihrer Kampfansage an ihre innerparteilichen Widersacher waren deren Stimmen verhaltener geworden. Eine Gruppe maßgeblicher Bundestagsabgeordneter aus der Unionsfraktion hat die Querschläger in einer gemeinsamen Erklärung aufgefordert, „dieses Verhalten sofort einzustellen". Gesundheitsminister Jens Spahn, dem selbst Ambitionen auf die Kanzlerkandidatur nachgesagt werden, sagt: „Diese Debatte wird der CDU nicht gerecht." Und der frühere Generalsekretär Peter Tauber zitiert auf Twitter Helmut Kohl: „Wer sich auf Kosten der Partei profilieren will, wer sich gegen den Geist der Solidarität zur Partei versündigt, der katapultiert sich selbst aus unserer Gemeinschaft heraus."

Und als sei nicht genug los gewesen in der zurückliegenden Woche, tut sich in Thüringen ein weiterer Krisenherd auf. Der dortige Vizefraktionschef der CDU sagt gegenüber der *Welt*, er halte die AfD für eine „konservative Partei" und wolle, dass die CDU mit den Rechten in einer „bürgerlichen Mehrheit rechts" zusammenarbeitet. Eine gute Gelegenheit für Annegret Kramp-Karrenbauer, die Führungsfrage sehr deutlich zu beantworten.

Klinkenputzen macht ihr nichts aus: Jeanne Vinal unterwegs in ihrem Wahlkreis Foto: Privat

Einsetzende Götterdämmerung

Jeanne Vinal ist Rechtsanwältin und Mutter von vier Kindern. Sie kandidiert als Demokratin für einen Platz im Erie County, Wahlkreis Amherst, im Staat New York. Und sie schlägt sich gut. So gut, dass sogar Republikaner mit ihr sprechen. So gut, dass man sich Hoffnungen machen könnte

Aus Amherst und New York **Bettina Gaus**

Amherst, New York. Eine kleine, reiche Universitätsstadt, einer der sichersten Orte in den USA. So nahe an Buffalo herangewachsen, dass sie wie ein schmucker Vorort der alten Industriemetropole wirkt. Gepflegte Einfamilienhäuser beherrschen das Straßenbild, umgeben von ebenso gepflegten Gärten. 70 Prozent der Bevölkerung wohnen in selbst genutztem Eigentum, mehr als die Hälfte aller Wählerinnen und Wähler haben einen College-Abschluss. Liberales Bürgertum gibt den Ton an, so steht zu vermuten. Es muss eine Freude sein, hier für die demokratische Partei zu kandidieren.

Von wegen. Ziemlich genau die Hälfte all derer, die sich für Wahlen registriert haben, unterstützt die Republikaner. Wer vermutet, wohlhabende und gebildete Leute würden heute eher links wählen als die Bevölkerung der klassischen Arbeiterviertel, verrät damit viel über das eigene Weltbild. Mit der Realität hat das nichts zu tun.

Jeanne Vinal, 55, Rechtsanwältin, verheiratete Mutter von vier Kindern, kandidiert als Demokratin für einen Platz im Erie County Legislature. Wahlkreis Amherst. Wie lässt sich das ins Deutsche übersetzen, sprachlich und inhaltlich? Vermutlich am besten mit Bezirksparlament oder Bezirksversammlung. Eher unbefriedigend. Kaum jemand in Deutschland kennt irgendein Mitglied eines solchen Gremiums. In den USA ist das anders. „Wenn ich gewinne, dann hat meine Stimme künftig viel mehr Gewicht. Egal, wozu ich mich äußere", sagt Jeanne.

Es gibt durchaus Leute, die das als Bedrohung verstehen könnten. „Sie sieht aus wie die typische Mutti", meint ihre Sekretärin Jen Kenyon-Griesbaum. „Wenn junge, hippe Anwälte sie bei Gericht zum ersten Mal sehen, dann glauben sie, dass sie mit ihr den Fußboden aufwischen können. Dann fängt sie an zu reden. Und dann glauben die das nicht mehr."

In den letzten Monaten musste Jeanne Vinal viel reden. 6.000 – ja, sechstausend – Adressen galt es abzuklappern. Unabhängige, Konservative, Demokraten und Republikaner. Mal 34 Jahre alt, mal 92 Jahre alt, mal Frau, mal Mann, mal Hundebesitzer, mal Babymutter. Sie hat die Liste fast abgearbeitet. Was ein Wunder ist. Zum einen, weil sie nebenher noch ihren Job als Chefin einer Anwaltskanzlei ausfüllen muss. Zum anderen, weil sie viel zu lange für Gespräche braucht, wenn jemand mal zu Hause ist. Die meisten sind das nicht. Im Regelfall steckt Jeanne einen Flyer in die Haustür, mit ihrer Handynummer. „Wenn Sie noch Fragen haben, dann rufen Sie mich an." Handynummer? Ständige Erreichbarkeit? Ja. Selbstverständlich.

Wenn jemand da ist, dann kann sie durchaus 40 Minuten oder sogar eine Stunde an der Haustür stehen bleiben. Bei windigen 8 Grad und Regen. Demokratische Helfer haben sie schon aus Gesprächen herausgezogen und versucht, ihr deutlich zu machen, dass es nicht wirklich hilft, wenn sie einen ganzen Abend mit einem einzigen Wähler verbringt. Ihr Mann Greg sagt: „Sie hat noch nicht verstanden, dass sie nicht alle zum Essen einladen muss, die mit ihr reden."

Mag ja sein. Einerseits. Andererseits: Jeanne interessiert sich tatsächlich für Menschen. Deshalb kann sie auch gar nicht aufhören, mit ihnen zu reden, und deshalb findet sie jeden Anknüpfungspunkt, der sich finden lässt. Hund? Hat sie auch. Baby? Wir sollten über Windelpreise reden. T-Shirt der Cornell-Universität? „Die Cousine meiner Schwägerin war ebenfalls dort." Autoaufkleber? „Oh, ist Ihr Sohn auch ein Eagle Scout? Meine beiden Söhne sind es." Der republikanische Gesprächspartner lächelt.

In den letzten Monaten musste Jeanne Vinal viel reden. 6000 Adressen abklappern. Unabhängige, Konservative, Demokraten, Republikaner

Wenn Jeanne lange genug mit jemandem geredet hat, dann kehrt sie hoffnungsvoll zurück: „Der war eine Fünf, jetzt ist er eine Drei." Fünf: Ich wähle unter keinen Umständen eine Demokratin. Drei: Vielleicht wähle ich Sie. Ja, vielleicht. Klingt vielversprechend. Aber wird er sich am Wahltag noch daran erinnern? Eindrücke verblassen. Und auf der Liste stehen ja auch nur Leute, die als grundsätzlich ansprechbar gelten. Wie sie dahin gekommen sind, bleibt das Geheimnis des zuständigen demokratischen Wahlhelfers. Der, wie erzählt wird, immerhin 25 von 27 Wahlkämpfen gewonnen hat, die er für die Demokraten geführt hat. Und der jetzt rumschreit. „Glaubt jemand, dass wir schon gewonnen haben? Dann können wir ja auch einfach aufhören."

Im Team gibt es Meinungsverschiedenheiten. Es soll noch ein Flyer mit Angriffen auf US-Präsident Donald Trump verschickt werden. Das schweißt zusammen und bringt Demokraten ins Wahllokal. Glauben die meisten. Um Mobilisierung geht es, darum vor allem. Zwar gibt es ein großes Wahlbüro im Erdgeschoss eines Einkaufszentrums, in dem auf langen, weißen Resopaltischen viele hundert Briefumschläge, Wurfsendungen und lange Adressenlisten liegen. Zwar kommen Dutzende von Freiwilligen hierher, um Postkarten zu schreiben, Flyer einzutüten oder Schecks zur Bank zu bringen. Aber die Bevölkerung wird vom Wahlkampffieber nicht angesteckt, wie angesehen die Amtsinhaber auch sein mögen. Bei 25 Prozent lag die Beteiligung beim letzten Mal. „Die County-Wahlen interessieren die Leute am wenigsten", räumt Jeanne ein. Kein Vergleich mit der Wahl des Präsidenten, des Gouverneurs oder des Kongresses.

Trotzdem ist Jeanne nicht glücklich darüber, dass jetzt Negativwerbung gegen Trump verschickt werden soll. Sie sucht im Gespräch mit politisch Andersdenkenden lieber das Verbindende als das Trennende, die Nation sei doch gespalten genug. Wer Trump gewählt habe und einen angriffslustigen Flyer im Briefkasten finde, sei gar nicht mehr bereit, mit ihr zu reden. Vielleicht stimmt das. Aber wer hat Trump schon gewählt?

Im Straßenwahlkampf lässt sich der Eindruck gewinnen: niemand. Zumindest gibt es kaum noch jemand zu. Zufällig entdeckt Jeanne einen Bekannten, einen republikanischen Anwaltskollegen, vor dessen Haus. Kurzer Plausch. „Ich habe nie für Trump gestimmt." Jeanne: „Zwei Mitglieder meiner Familie schon." – „Sind sie immer noch für ihn?" – „Vorgestern waren sie's noch." Der Anwalt lacht. „Na ja, seither haben wir viele Nachrichten gehört."

Jeden Tag wird das Land derzeit von neuen Skandalmeldungen überzogen. Wieder und wieder wird die Reporterin aus Deutschland gefragt, wie denn bei ihr zu Hause derzeit die Stimmung im Hinblick auf die USA sei, von Republikanern und von Demokraten. Es macht keinen Spaß, darauf zu antworten. Wie soll man das tun, ohne grob unhöflich zu sein? Seit 12 Jahren bereise ich die Vereinigten Staaten regelmäßig aus beruflichen Gründen. Auf so viel Verunsicherung bin ich dort noch nie gestoßen.

Immerhin: Am dritten Tag des Klinkenputzens findet sich eine Frau – eine einzige Frau –, die erklärt, sie finde die Politik des Präsidenten gut. Nach wie vor. Die Demokraten kämen ihr vor „wie eine Sekte. Die stimmen immer geschlossen ab". Allerdings möge sie Trump „als Person" nicht: „Ich möchte nicht mit ihm befreundet sein." Und das ist die treueste Anhängerin, die sich derzeit finden lässt? Im Februar, zu Beginn der Kampagne, sei die Stimmung noch ganz anders gewesen, sagt Jeanne. Da sei sie unentwegt auf Leute gestoßen, die von Trump begeistert waren.

Ja: Amherst liegt im traditionell demokratischen Bundesstaat New York. Ja: Jeanne redet nur mit sorgfältig ausgewählten Leuten. 6.000 Adressen – das sind eine Menge. Aber registriert sind immerhin 55.000 Wählerinnen und Wähler. Mag sein, dass wir in einer Blase unterwegs sind. Und dennoch: Der Eindruck will nicht weichen, dass die Götterdämmerung begonnen hat.

Ich bin nicht objektiv. Nicht nur deshalb, weil ich Donald Trump von Herzen verabscheue, sondern auch deshalb, weil ich gut mit Jeanne und Greg Vinal befreundet bin. Ist das überhaupt legitim – eine Reportage über eine Freundin zu schreiben? Schwierig. Einerseits bin ich natürlich „näher dran", als das in unserem Beruf normalerweise gelingt. Andererseits fehlt es eben an der gebotenen Distanz. Wenn ich in einem Vorgarten einen Wahlkampfständer für Jeannes republikanische Rivalin Shelly Schratz sehe, dann möchte ich ihn sofort herausrupfen. Aber Jeanne und Greg benehmen sich, als hätte ich einen Banküberfall mit Geiselnahme vorgeschlagen.

Auch deshalb, weil das Aufstellen derartiger Plakate viel komplizierter ist, als ich gedacht hätte: Verboten auf öffentlichen Plätzen, also auch am Straßenrand. Es bleiben die privaten Grundstücke. Aber selbst gute Bekannte reagieren zögerlich. Der eine darf nicht, weil er beim FBI arbeitet. Die andere befürchtet Geschäftseinbußen. Alles verständlich. Aber es steht eben mehr Werbung für Shelly Schratz als für Jeanne in der Landschaft herum. Wollen wir nicht doch einige klauen?

Natürlich geht es auch um Geld. Das Porto und die Herstellung jedes Flyers kosten ein paar tausend Dollar. Jeanne und Greg haben schon einiges persönlich in die Kampagne gesteckt, dennoch gibt es Grenzen. „Ich fühle mich so schlecht, weil ich meine Freunde jetzt schon zum vierten Mal zu Spenden aufrufe", erklärt Jeanne. „Aber was soll ich machen?"

Es hilft ohnehin nicht immer. Ein Dinner bei Bekannten in einer edlen Luxusvilla, mit dem Geld eingetrieben werden soll, schmeckt wunderbar. Die – ehrenamtlich spielende – Band unterhält mit großartigem Country-Rock. Aber es sind nicht so viele Gäste gekommen wie erhofft. Spenderermüdung. Wer in Deutschland von den riesigen Summen liest, die in den USA für Kampagnen aufgebracht werden müssen, kann leicht glauben, es würden sich ohnehin nur Reiche zur Wahl stellen, für die Geld keine Rolle spielt. So einfach ist es nicht.

Um gerade mal 5.000 Dollar geht es immer wieder bei den Teamgesprächen der Demokraten. Jede Bundestagspartei würde eine solche Summe achselzuckend aus der Portokasse bezahlen. Aber genau diese Portokasse fehlt der Kampagne eben. In den Vereinigten Staaten werden vor allem Personen gewählt, die Parteien spielen eine geringere Rolle als hierzulande. Also werden die Personen auch direkt in die Pflicht genommen. Hinweise, dass Jeanne und Greg einen weiteren Scheck unterschreiben sollen, sind mehr als deutlich. Sie haben drei Kinder auf dem College. Hm.

Es gibt gute Nachrichten, es gibt schlechte Nachrichten. Die örtliche Tageszeitung *Buffalo News* hat zur Wahl von Jeanne Vinal, nicht von Shelly Schratz, aufgerufen. Allerdings auf eine ziemlich schlecht gelaunte Art und Weise. Bösartig zusammengefasst: Beide seien unfähig, aber bei einer gebe es immerhin Hoffnung, dass sie lernfähig sei. Oder, wie Jeannes 16-jährige Tochter Sarah es spöttisch formuliert: „Beide sind Analphabeten. Aber eine kann nicht mal lesen."

Sie sucht im Gespräch lieber das Verbindende als das Trennende, die Nation sei doch gespalten genug

Warum tut Jeanne sich all das an? „Ich will der Gemeinschaft etwas zurückgeben, die so viel für mich und meine Familie getan hat", sagt sie. In Deutschland klänge das unerträglich verlogen, wenn jemand ein öffentliches Amt anstrebt. In den USA klingt es ehrlich. Es gibt dort bekanntlich keinen Sozialstaat, der dem europäischen Modell entspricht. Ausgeglichen wird das – mal besser, mal schlechter – durch ehrenamtliche Hilfe.

Der Vater von Jeanne Vinal erkrankte schon vor ihrer Geburt an Polio und saß im Rollstuhl. Ohne die Hilfe, ohne die auch finanziellen Zuwendungen der Umgebung hätte die Mutter von Jeanne es wohl nicht geschafft, die Familie durchzubringen. Dass die Tochter heute Anwältin ist und für ein öffentliches Amt kandidiert: Das lässt sich durchaus als Verwirklichung des amerikanischen Traums interpretieren.

Aber vielleicht bewirbt Jeanne sich doch nicht nur deshalb um das Amt. „Ich habe mit größerem Widerstand gerechnet, als ich sie zur Kandidatur ermuntert habe", sagt Jerry Schad, der 77-jährige Vorsitzende der Demokraten in Amherst. Mag auch sein, dass er sie genau zum richtigen Zeitpunkt in ihrem Leben gefragt hat. Drei der vier Kinder von Jeanne sind eben schon auf dem College, die jüngste Tochter zieht nächstes Jahr aus. Ein guter Zeitpunkt, um eine neue Aufgabe zu suchen.

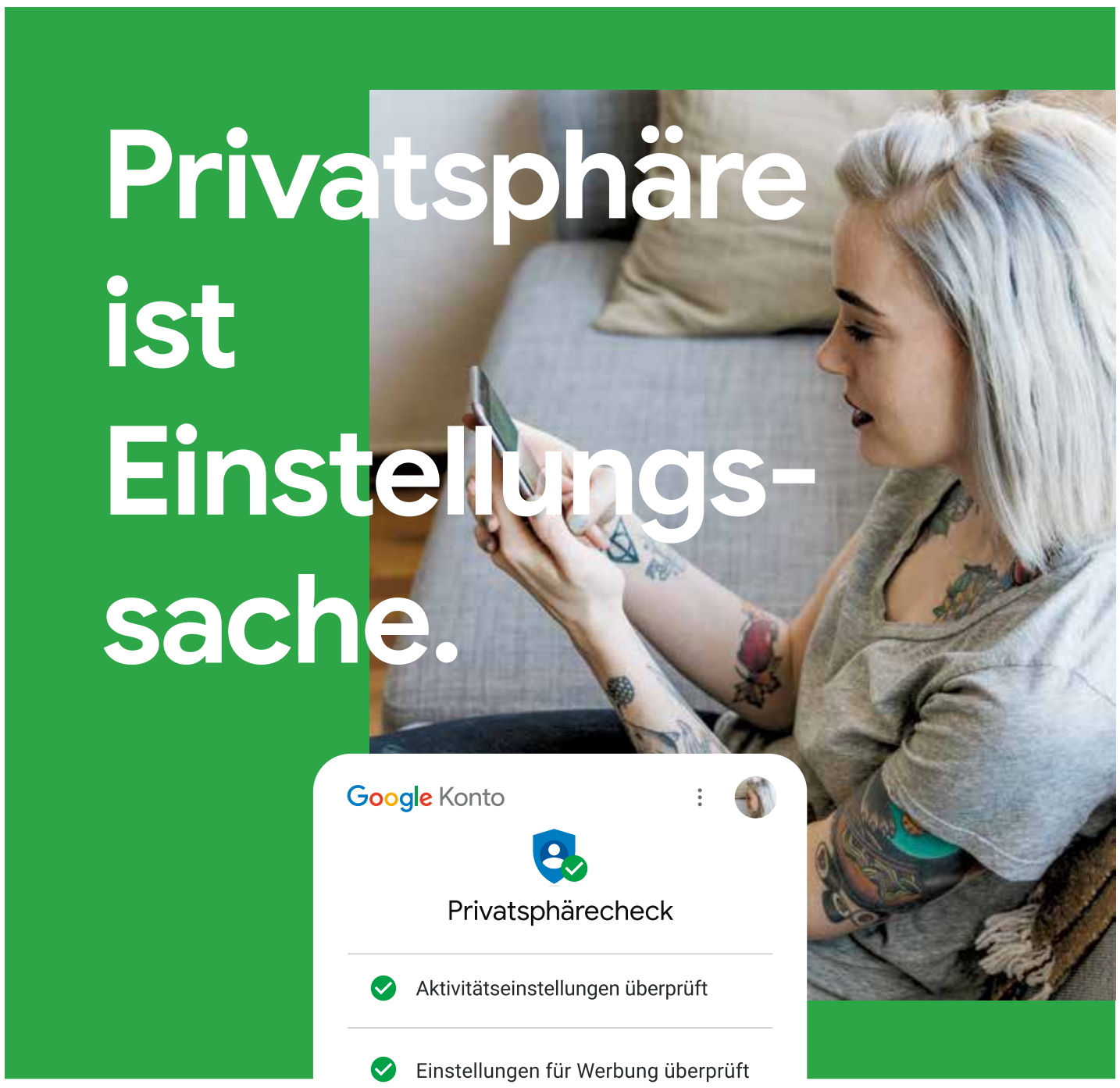
Ein eigenes Budget hat Erie County zu verwalten, um Verbesserung der Infrastruktur geht es, auch um grundsätzliche rechtliche Fragen. Wer hat welche Interessen? Amherst ist reich – und weiß, weiß, weiß. In Buffalo haben 47 Prozent der Bevölkerung eine helle Hautfarbe, in Amherst 80 Prozent. 10 Prozent leben dort unterhalb der Armutsgrenze, in Buffalo sind es 30 Prozent.

Entsprechend sieht das Publikum auf den Wahlveranstaltungen aus. Mit einer Ausnahme: Bei einer Behindertenorganisation, bei der sich alle Kandidatinnen und Kandidaten vorstellen. Hier sind die Teilnehmer so unterschiedlich wie insgesamt in der US-Gesellschaft. Jeanne schlägt sich gut – so gut, dass Vorstandsmitglied Todd Vaarwerk hinterher das Gespräch mit ihr sucht. Gesetzlich ist er zur Neutralität verpflichtet, und es wird auch deutlich, dass er keine Ahnung hat, wer sie ist: „Ach, Sie sind Anwältin?"

Aber der 57-Jährige, der seit seiner Geburt an einer zerebralen Bewegungsstörung leidet und im Rollstuhl sitzt, mag sie. Sie mag ihn auch. Das Ergebnis sieht so aus, wie es eben aussieht, wenn zwei Alphatiere aufeinandertreffen. Sie liefern sich einen seltsamen Hühnchen- und Hähnchenkampf, in dessen Verlauf sie sich gegenseitig mit Verordnungen und Paragrafen bewerfen – „Aber vergessen Sie Titel 7 des Rehabilitation Act von 1973 nicht!" – und an dessen Ende sie erkennbar begeistert voneinander sind. „Vielleicht biete ich ihm einen Job an", sagt Jeanne später nachdenklich. Eineinhalb Arbeitsplätze hat sie zu vergeben, wenn sie ins Amt gewählt wird. Wenn.

Dafür muss sie am nächsten Dienstag allerdings erst einmal gewinnen.

Anzeige



Wählen Sie in wenigen Schritten wichtige Einstellungen:
g.co/privatsphaerecheck

Google

200

Protestierende von Attac begrüßten am Freitag in Frankfurt Christine Lagarde als neue Präsidentin der Europäischen Zentralbank. Die Ex-Chefin des IWF ist die erste Frau auf diesem Posten. Die Protestler forderten, bei Anleihenkäufen der EZB künftig Soziales und Umwelt zu berücksichtigen: „Raus aus der Kohle – raus aus Atom“.

Quelle: dpa

Der MAD findet einen Identitären

Mindestens ein Bundeswehrangehöriger muss wegen Nähe zur Identitären Bewegung wohl gehen

Von **Tobias Schulze**

Der Militärische Abschirmdienst (MAD) der Bundeswehr prüft aktuell 25 Fälle von Bundeswehrangehörigen, die in Verbindung zur rechtsextremen Identitären Bewegung stehen. In 16 weiteren Fällen hat er im laufenden Jahr seine Prüfungen abgeschlossen. Das Ergebnis: Mindestens eine Person muss die Bundeswehr wahrscheinlich verlassen. Die Zahlen, die der taz vorliegen, gehen aus der Antwort des Verteidigungsministeriums auf eine Frage der Grünen-Abgeordneten Agnieszka Brugger hervor.

Von 16 Personen stufte der Militärnachrichtendienst demnach eine Person eindeutig als „Extremist in der Bundeswehr“ und neun als „Verdachtspersonen mit Erkenntnissen“ ein. In den sechs restlichen Fällen sieht der MAD den Verdacht als „nicht mehr begründet“ an. Zu den Kategorien und ihren Abstufungen gibt es bislang keine öffentlich zugängliche Definition des Ministeriums. Gemeinhin versucht die Bundeswehr aber, als Extremisten eingestufte Personen loszuwerden, was je nach Dienstverhältnis mal schneller und mal weniger schnell klappt. Bei „Verdachtspersonen mit Konsequenzen“ entscheidet die Bundeswehr jeweils im Einzelfall über die Folgen.

Abgefragt hat Brugger auch die Zahl der Reichsbürger in der Bundeswehr. Hier bearbeitet der MAD laut Ministerium derzeit 34 Verdachtsfälle, 13 Fälle hat er im laufenden Jahr abgeschlossen. Klar als Extremisten eingestuft hat der Nachrichtendienst keine der betroffenen Personen, als „Verdachtsperson mit Erkenntnissen“ nur zwei. In neun der restlichen Fälle spricht das Verteidigungsministerium von einem „nicht mehr begründeten“ Verdacht, in einem Fall bezeichnet sie die betreffende Person als „rehabilitiert“. Hinzu kommt ein Fall mit „erfolgloser Täterermittlung“. Auch hier sind die genauen Abstufungen zwischen den Kategorien nicht klar.

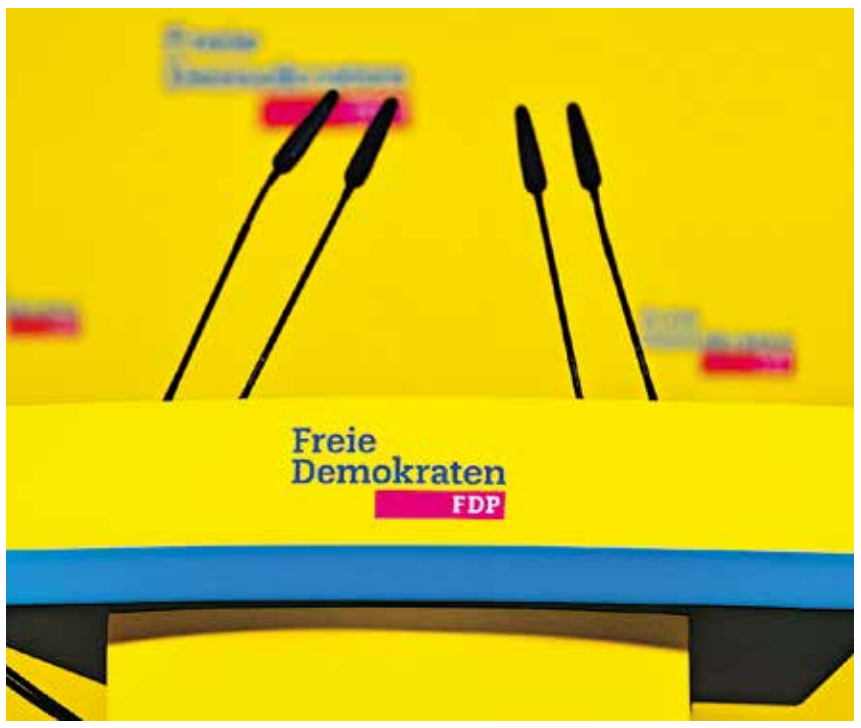
Die Abgeordnete Brugger kritisiert den aus ihrer Sicht zu laschen Umgang des Verteidigungsministeriums mit den Rechtsextremen. „Wer bei der Bundeswehr ist, muss unserer Verfassung und der Demokratie besonders verpflichtet sein. Das Verteidigungsministerium hat viel zu lange gebraucht, um die Bedrohung durch Rechtsextremismus und Reichsbürger überhaupt zu erkennen“, sagte sie der taz. „Auch jetzt muss noch deutlich mehr getan werden, damit diese Demokratiefeinde in Sicherheitsbehörden keinen Zugang zu Sprengstoff, Waffen und militärischem Wissen haben.“

MAD-Präsident Christof Gramm hatte am Dienstag im Parlamentarischen Kontrollgremium des Bundestags zu Rechtsextremen in der Bundeswehr Bericht erstattet. Er räumte ein, dass sich seine Behörde in der Vergangenheit stark auf „schwere Fälle“ konzentriert hat. Künftig wolle er stärker Bundeswehrangehörige in den Blick nehmen, die zwar nicht eindeutig rechtsextrem seien, bei denen es aber Erkenntnisse über fehlende Verfassungstreue gebe. Es sei klares Ziel, auch solche Personen aus der Bundeswehr zu entfernen.

was macht die bewegung?

Dass der chilenische rechtskonservative Präsident Sebastián Piñera sowohl die Apec- wie auch die UN-Klimakonferenz COP25 in seinem Land absagte, sei ein Offenbarungseid, kommentierte Bernd Pickert kürzlich in der taz. Ausgelöst durch die Erhöhung der Ticketpreise des öffentlichen Nahverkehrs gingen in den letzten zwei Wochen Millionen Menschen in Chile auf die Straßen. Die chilenische Regierung beantwortete die Proteste mit brutalen Polizei- und Militäreinsätzen. Mehr als 20 Menschen kamen bereits ums Leben, über 600 seien verletzt worden. Gerne hätte Piñera die Konferenzen genutzt, um Chile auf dem internationalen Parkett gut aussehen zu lassen. Doch die Gefahr, dass die aktuelle chilenische Protestbewegung im Rahmen der Konferenzen anhaltend in den Fokus der Weltöffentlichkeit rückt, wäre zu groß gewesen. Die Protestbewegung ist hingegen weiterhin auf den Straßen in vielen Städten des Landes und fordert soziale Reformen. In einem Interview mit der taz erklärte der Sozialwissenschaftler Claudio Rodríguez kürzlich, dass die Wucht der Protestbewegung im Voraus nicht absehbar war. Auch deshalb kann sich die Bewegung der internationalen Aufmerksamkeit sicher sein. Denn der Protest beschränkt sich nicht nur auf chilenische Städte. In Solidarität mit den Protesten in Chile finden auch in Deutschland Demonstrationen statt – so beispielsweise am **2. November** in Hamburg und Frankfurt am Main:

Hamburg | „Chile ist erwacht“ – das ist der Ruf der Protestbewegung, der bis in die Hansestadt hallt. *Neuer Pferdemarkt, 15 Uhr*
Frankfurt am Main | In den Mittagsstunden wird hier eine Demo durch die Frankfurter Innenstadt über die Zeil ziehen und ihre Hauptkundgebung vor der chilenischen Botschaft abhalten. Mit der Demonstration wolle man auch die Möglichkeit wirtschaftlicher Sanktionen gegen Piñeras Regierung öffentlich thematisieren, erklärte eine Sprecher:in der Demonstration gegenüber der taz. *Liebfrauenberg, 14 Uhr*
Weitere Termine finden sie unter. www.taz.de/bewegung



Leere Bühne bei der FDP in Thüringen
Foto: Christophe Gateau/dpa

Immer noch alles offen

Hat die FDP wirklich den Einzug in den Thüringer Landtag geschafft? Die Kreiswahlleiter prüfen

Von **Pascal Beucker**

Die FDP muss weiter um ihren Einzug in den Thüringer Landtag zittern. Der Vorsprung von 5 Stimmen, mit dem die Partei nach dem vorläufigen Ergebnis der Landtagswahl vom vorigen Sonntag den Sprung über die Fünfprozenthürde geschafft hatte, wackelt.

In mindestens sechs Wahlkreisen liegen Beschwerden über mögliche Unregelmäßigkeiten bei der Auszählung zugunsten der Partei vor. Das bestätigte das Büro des Landeswahlleiters der taz. Die entsprechenden Hinweise würden „derzeit von den zuständigen Kreiswahlleitern geprüft“, teilte es der taz am Freitag mit.

Die Vorwürfe klingen gravierend. Eine Auswahl: So soll die FDP im Wahlkreis Weimarer Land I/Saalfeld-Rudolfstatt III in zwei Wahllokalen in Bad Berka tatsächlich weniger Stimmen erhalten haben, als für sie registriert wurden. Das soll auch im Lokal Bad Langensalza im Wahlkreis Unstrut-Hainich-Kreis II vorgekommen sein. Darauf hingewiesen, habe sich der dortige Wahlvorstand geweigert, eine Nachzählung durchzuführen. Im Lokal Oberdorla im selben Wahlkreis sollen ungültige Stimmen zu gültigen Stimmen für die FDP „umgewidmet“ worden sein. Und im Wahlkreis Greiz I sollen in einem Wahllokal Stimmen für die CDU und SPD der FDP zugerechnet worden sein. Trotz Ansprache der zwei Auszählenden sei keine Korrektur erfolgt. Stattdessen sei ein Zeuge bedroht worden.

In keinem der oben beschriebenen Fälle waren die jeweiligen Kreiswahlleiter bis Redaktionsschluss für eine Stellungnahme erreichbar. Bis Montag haben sie noch Zeit, um zu überprüfen, welche Substanz die Beschwerden haben. Bis dahin können sie auch noch Neuauszählungen anordnen. Am Donnerstag will der Landeswahlleiter dann das amtliche Endergebnis vorlegen. Die Auswirkungen auf das Abschneiden der FDP sind derzeit noch völlig ungewiss.

Fest steht allerdings, dass es auf jeden Fall Abweichungen geben wird. Denn in mehreren Wahlkreisen hat es bei den Schnellmeldungen der Stimmergebnisse am Wahltag Übertragungsfehler gegeben. So hat der Wahlausschuss in Jena inzwischen das Ergebnis der FDP um zwei Stimmen nach unten korrigiert, in Weimar verlor die Partei sogar vier Stimmen.

Nichtsdestotrotz gibt sich die FDP unverdrossen zuversichtlich, den Wiedereinzug in den Landtag geschafft zu haben. So verweist FDP-Landesgeschäftsführer Tim Wagner darauf, dass in anderen Kommunen Meldefehler auch zugunsten der FDP korrigiert worden seien.

Das entspricht den Tatsachen, wie mehrere Kreiswahlleiter der taz bestätigt haben. Beispiel Gotha: Da waren bei der Schnellmeldung versehentlich 13 FDP-Stimmen zunächst der NPD zugeschlagen worden. Im Wartburgkreis waren am Wahlabend sogar 15 Stimmen zu wenig auf dem Konto der FDP verbucht worden. Und in Hildburghausen bekommt sie jetzt noch eine zunächst bei den Piraten verbuchte Stimme hinzu.

die drei fragezeichen

„Ein halber Meter entscheidet“

1 Herr Latif, gerade hat eine neue Studie für Aufsehen gesorgt. Darin heißt es, dass der Meeresspiegelanstieg viel mehr Menschen bedroht als gedacht. Warum?
Mojib Latif: Beim Meeresspiegel haben die Wissenschaftler die Prognose gar nicht geändert. Sie haben aber die Informationen über das Land an der Küste verbessert. Bisher wurde mit Satellitendaten gearbeitet, die recht ungenau waren. Die konnten oft nicht unterscheiden, ob da freies Gelände ist oder Bäume oder Häuser stehen. Da gibt es leicht Unsicherheiten von ein paar Metern. Auf Basis eines neuen Höhenmodells wurde jetzt berechnet, dass in diesem Jahrhundert etwa dreimal so viele Menschen vom Meeresspiegelanstieg betroffen sein könnten wie bisher angenommen.

2 Teilweise war zu lesen, dass weite Teile Norddeutschlands schon 2050 unter Wasser stehen. Ist das ein realistisches Szenario?
Nein. Denn die Studie berücksichtigt nur das natürliche Terrain, keinen Schutz wie Deiche. Real werden in Deutschland darum weniger Menschen betroffen sein, weil man hier schon Küstenschutz betreibt und das auch in Zukunft tun wird. Viel größer ist das Problem in ärmeren Ländern. Die haben, anders als die Industrieländer, oft nicht die Mittel, sich anzupassen. Da entscheidet ein halber Meter mehr oder weniger dann tatsächlich über Sein oder Nicht-Sein.

3 Was folgt daraus?
Es ist eine große Ungerechtigkeit, dass die Länder, die am wenigsten Treibhausgase ausgestoßen haben, am meisten unter dem Klimawandel leiden. Es gibt zwar den Beschluss, einen Klimafonds einzurichten, mit dem die Industriestaaten die ärmeren Länder bei der Anpassung unterstützen, aber am Ende des Tages ist da viel zu wenig Geld drin.

Interview: Malte Kreutzfeldt

Mojib Latif, 65, gehört als Professor für Maritime Meteorologie am Helmholtz-Zentrum in Kiel zu Deutschlands führenden Klimaforschern

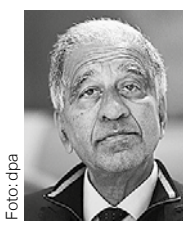


Foto: dpa

FPÖ und Burschenschaft: immer wieder zack, zack, zack

Aus Wien **Ralf Leonhard**

„Rothschild hat das meiste Geld. / Schließlich muss in jedem Fache / einer doch der Größte sein, / und so ist auch ohne Zweifel / festgestellt das größte Schwein“. Dieser vor Antisemitismus triefende Vers findet sich in einem über 400 Seiten starken Liederbuch „Liederliche Lieder“, das zum 125. Stiftungsfest der Mittelschülerburschenschaft Corps Austria zu Knittelfeld im Jahre 2005 herausgegeben wurde. Ein Exemplar davon wurde vor wenigen Tagen dem Boulevardblatt *Kronen Zeitung* zugespielt. Die veröffentlichte Auszüge – nicht ohne den Hinweis, dass der steirische FPÖ-Nationalratsabgeordnete Wolfgang Zanger Mitglied des Pennalen Corps Austria ist. Zanger, der zugab, eines der Liederbücher zu besitzen, sah zunächst keinen Anlass, sich von dessen Inhalt abzugrenzen. Trotzig postete er: „Entgegen aller Erwartungen stehe ich dazu. Ja, ich habe dieses Buch vor Jahren als Geschenk erhalten.“

Um Schadensbegrenzung bemüht ist Mario Kunasek, Chef der FPÖ Steiermark, der fürchtet, dass ihm die Polemik in drei Wochen bei den Landtagswahlen schaden könnte: „Die in den Medien publizierten Passagen sind widerlich und werden von den Freiheitlichen kategorisch abgelehnt.“

Zanger, der sich mit Verspätung dann doch eine Distanzierung abrang, ist ein Problembär der FPÖ. In einem anderen Lied, „Lieschen, Lieschen, Lieschen“ heißt es: „So wie früher, früher, früher / ohne Gummiüberzieher, / ohne Hemd und ohne Höschen, / immer wieder zack, zack, zack“. Zanger auf Twitter: „Das sind Lieder, die meine Eltern gesungen haben. Dafür werde ich mich NIEMALS schämen und auch nicht rechtfertigen!!!“

länderkunde

Russland

Russland will mehr Kontrolle über den Datenverkehr und setzt auf ein Internet, das auch ohne ausländische Server funktionieren soll. Begründet wird das Gesetz von der Regierung mit Sicherheitsgründen. Kritiker*innen sehen darin aber den Versuch, das russische Internet von weltweiten Daten- und Informationsströmen abzukoppeln. Das Netz galt bisher als Freiraum für Opposition und Regierungskritiker*innen.

zeitpunkt

29.Oktober 1969, 22.30 Uhr

Student Charles S. Kline überträgt eine Nachricht von einem Rechner der University of California an einen rund 500 Kilometer entfernten Rechner am Stanford Research Institute. Dies gilt als Geburtsstunde des Internets.

Klimakonferenz kommt nach Madrid

Nach dem Rückzug von Chile übernimmt Spaniens Hauptstadt die Austragung der COP Anfang Dezember

Aus Madrid **Reiner Wandler**

Es ist offiziell. Madrid wird den Klimagipfel COP25 vom 2. bis 13. Dezember aufnehmen, nachdem Chile überraschend zurückgezogen hat. Das lateinamerikanische Land ist seit Wochen Schauplatz von Sozialprotesten und Polizeieinsätzen und bietet damit nicht die nötige Ruhe und Sicherheit für den COP. Die Regierung in Spanien unter dem sozialistischen Ministerpräsidenten Pedro Sánchez hatte sich am Donnerstag als Gastgeber angeboten. Die Austragung des COP25 ist für Sánchez, der am 10. November auf eine Wiederwahl hofft, ein guter Anlass, sich im Wahlkampf als „grün“ zu profilieren.

Für den Gipfel, auf dem die 2015 in Paris beschlossene Klimapolitik in konkrete Maßnahmen gegossen werden soll, werden bis zu 30.000 Besucher erwartet. „Madrid ist bestens vorbereitet, um Events dieser Art zu beherbergen“, sagte Bürgermeister José Luis Martínez-Almeida. „Wir verfügen über die nötige Logistik und Infrastruktur, um so etwas in einem Monat zu bewerkstelligen“, so der Politiker der konservativen Partido Popular. Die Stadt zählt knapp 90.000 Hotelplätze. Hinzu kommen über 10.000 Ferienwohnungen und rund 6.000 private Unterkünfte. Mit einem weit verzweigten U-Bahn- und Busnetz sowie über 16.000 Taxen und Tausenden Fahrzeugen von Anbietern wie Uber und Cabify ist auch für Mobilität gesorgt.

„Das Kongress- und Messegelände Ifema ist in den fraglichen Tagen frei“, hat sich Almeida bereits schlau gemacht. Das Zentrum nimmt von internationalen Fachkonferenzen bis hin zu politischen und wirtschaftlichen Gipfeltreffen immer wieder Großveranstaltungen auf. Almeida erhofft sich neben Millionen an Einnahmen für die lokale Wirtschaft „einen Werbeeffekt für die Marke Madrid“. So mancher dürfte sich bereits die Hände reiben. Bei Großveranstaltungen steigen die Hotelpreise immer wieder, so beim Endspiel der Champions League im Mai dieses Jahres.

Damals stiegen die Preise um bis zu 2.000 Prozent. In Hotels mit nur einem Stern kostete ein Zimmer bis zu 500 Euro pro Nacht, im oberen Preissegment waren bis zu 8.500 Euro fällig. Einige Reiseveranstalter buchten alles, was sie auf die Schnelle finden konnten, und boten die Zimmer dann zu völlig überhöhten Preisen an.

Die spanischen Umweltorganisationen sind über Madrid als Konferenzort zufrieden. Allerdings fordern sie mehr als symbolische Aktionen. „Der Gipfel verlangt vom Gastgeber eine Führungsrolle“, mahnte Greenpeace Spanien. Die Organisation hat dabei vor allem die Verkehrspolitik Madrids im Blick. Bürgermeister Almeida, der seit Sommer mit Unterstützung der rechtsliberalen Ciudadanos und der rechtsextremen VOX die Geschicke Madrids lenkt, hat die von seiner linksalternativen Vorgängerin eingeführten Verkehrsbeschränkungen in der Innenstadt teilweise zurückgenommen und lässt dieser Tage sogar Fahrradspuren wieder für den Autoverkehr öffnen. „Wir haben einen Plan, der ist viel ambitionierter als der unserer Vorgänger“, entgegnete Almeida.

Schärferes Asylgesetz

Das griechische Parlament hat mit großer Mehrheit eine Verschärfung des Asylgesetzes verabschiedet. Ziel der konservativen Regierung unter Premier Kyriakos Mitsotakis ist es, die Verfahren zu beschleunigen und Antragssteller zügiger zurück in die Türkei zu schicken. Zudem sollen rund 20.000 Asylbewerber von den überlasteten griechischen Inseln aufs Festland gebracht werden. Mitsotakis appellierte an die EU: „Es kann nicht sein, dass ein Land die Freizügigkeit der EU nutzt und sich gleichzeitig weigert, auch nur die kleinste Migrationslast zu teilen.“ Auf den Inseln der Ostägäis harren fast 35.000 Migranten aus. Es ist die höchste Zahl seit Inkrafttreten des Flüchtlingspaktes 2016. *(dpa)*

Stadtgespräch
Niklas Franzen **aus São Paulo**

Bolsonaro und der Mörder – reiner Zufall?

Hat er etwas damit zu tun? Oder ist alles nur ein großes Missverständnis? Seit Dienstagabend diskutiert Brasilien über eine mögliche Verwicklung von Präsident Jair Bolsonaro in den Mord an der linken Stadträtin Marielle Franco am 14. März. In der allabendlichen Nachrichtensendung „Jornal Nacional“ hatte der Fernsehsender Globo berichtet, laut der Aussage eines Pförtners von Bolsonaros Wohnanlage habe ein Verdächtiger kurz vor dem Mordanschlag versucht, ihn dort aufzusuchen. Eine Person, die der Pförtner als Jair Bolsonaro identifizierte, habe ihm über die Gegensprechanlage den Einlass erlaubt. Allerdings: Bolsonaro war an jenem Tag in der Hauptstadt Brasília. Der Verdächtige soll stattdessen den mutmaßlichen Mörder aufgesucht haben, der ebenfalls in der Wohnanlage lebte und mittlerweile in Untersuchungshaft sitzt.

Mit einem Live-Video aus Saudi-Arabien meldete sich Bolsonaro selbst zu Wort und wies alle Vorwürfe tobend zurück, beschimpfte den Sender und drohte mit Lizenzentzug. Am Mittwochabend erklärte das Ministério Público, eine Art unabhängige Staatsanwaltschaft, dass der Pförtner gelogen habe. Was stimmt?

Mitten in der Innenstadt von São Paulo steht das berühmte Copan-Gebäude, entworfen vom Stararchitekten Oscar Niemeyer und in dessen Erdgeschoss das „Café Floresta“. Ein 53-jähriger Anwalt, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will, lehnt lässig am Stehtresen und nippt an einem kleinen Kaffee. „Ich glaube nicht, dass Bolsonaro etwas damit zu tun hat.“ Dass Bolsonaro und der Mörder Nachbarn waren, sei reiner Zufall. „Hier im Copan“, sagt der Mann und zeigt nach oben, „könnte genauso gut ein Verbrecher leben – neben dem Künstler und der alten Oma.“ Bolsonaro, meint er, spreche viele Wahrheiten aus. Manchmal vergesse er aber einfach, dass er Präsident ist. Auch diesmal habe er übertrieben.

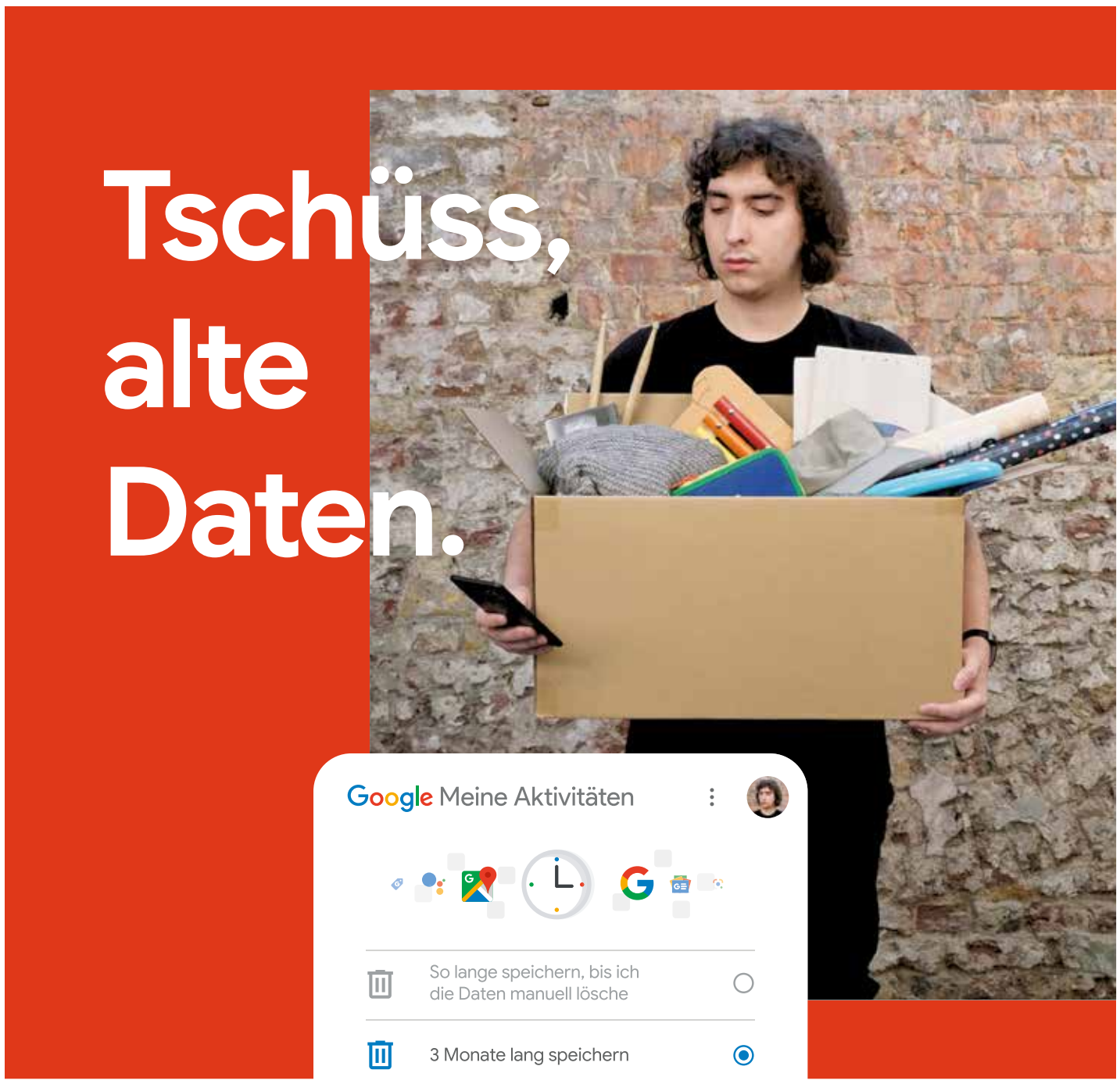
„Für mich ist diese Reaktion sehr verdächtig“, sagt Dulce Muniz. „Wer viel schreit, hat etwas zu verbergen.“ Die kleine Frau mit dem bunten Kleid, Strohhut und Sonnenbrille steht vor einem kleinen Theater am Roosevelt-Platz nur wenige hundert Meter vom Copan-Gebäude entfernt. Muniz ist Regisseurin, Schauspielerin und linke Aktivistin. 1970, während der Militärdiktatur, wurde sie verhaftet. Der Mord an der schwarzen, lesbischen Politikerin Franco habe sie schwer erschüttert. Ob Bolsonaro wirklich etwas damit zu tun hat, sei schwer zu sagen. „Aber mittlerweile gibt doch ein paar Zufälle zu viel.“

So lebte einer der Verdächtigen in der gleichen Wohnanlage wie der Präsident. Sein Komplize ließ sich mit Bolsonaro fotografieren. Und Familienmitglieder eines weiteren Verdächtigen waren im Büro von Präsidentenspross Flávio angestellt. Die Verdächtigen sollen allesamt in Milizen sein – und der Familie Bolsonaro werden Verbindungen zu diesen paramilitärischen Gruppen nachgesagt.

Die Rolle des Pförtners gibt weiter Rätsel auf. „Irgendjemand hat ihn zu der ersten Aussage gezwungen, um Bolsonaro zu schaden“, sagt der Anwalt im Copan-Gebäude. Andere Brasilianer*innen vermuten, dass die Ermittlungsbehörden von ganz oben unter Druck gesetzt wurden – und deshalb zurückgerudert sind.

Das sind mehr Fragen als Antworten. Nur eins ist sicher: Fast 600 Tage nach dem Mord an Marielle Franco ist immer noch unklar, wer ihn in Auftrag gegeben hat.

Anzeige



Sie können einstellen, ob und wie lange Ihre Suchanfragen gespeichert werden:
g.co/privatsphaeretools

Google

Kampf um das Gedenken

Vor acht Jahren flog der NSU auf, als Beate Zschäpe den letzten Unterschlupf in die Luft jagte – in Zwickau. Bis heute ringt die Stadt darum, wie mit den Rechtsterroristen umzugehen ist. Besonders seit Unbekannte dort einen Gedenkbaum fällten

Aus Zwickau **Konrad Litschko**

Die Bäume stehen schon, alle zehn. Eichen, Ahorn, eine Buche. Am Sonntag sollen sie eingeweiht werden. Aber bereits sechs Tage vorher haben die Gärtner der Stadt sie in die Wiese des Zwickauer Schwanenteichparks gestemmt, harken die Erde fest, legen Bastmatten um die Stämme. Daneben steht Martin Böttger, Hände in den Anoraktaschen, und freut sich. „Richtig groß diesmal", staunt der Grünen-Stadtrat.

Dann hockt sich Böttger zu seiner kniehohen Kastanie. An die Stelle, wo mal eine zierliche Eiche stand. Und wo sich jetzt nur noch Blumen türmen, dazwischen Kerzen, kleine Zettel. „Was hat euch der Baum getan?", steht auf einem. Die Eiche, die hier keinen Monat stand, wurde am 3. Oktober abgesägt.

Es war der Gedenkbaum für Enver Şimşek, das erste Mordopfer des „Nationalsozialistischen Untergrunds". Ein Blumenhändler, zweifacher Vater, erschossen im September 2000 in Nürnberg, am helllichten Tag. Von Rechtsterroristen, die in Zwickau ihren Unterschlupf hatten.

„Ich dachte, jetzt wurde Enver Şimşek ein zweites Mal getötet", erinnert sich Martin Böttger an den Moment, an dem er von dem abgesägten Baum erfuhr. Der 72-Jährige, ein früherer DDR-Bürgerrechtler, heute Stadtrat und Organist, war fassungslos. Dann buddelte er die kleine Kastanie aus seinem Garten und pflanzte sie neben die abgesägte Eiche. „Jetzt erst recht", sagt Böttger.

Nicht nur er war geschockt. Das Absägen des Gedenkbaums entsetzte viele in Zwickau und weit darüber hinaus. Bürgermeisterin Pia Findeiß sprach von einer „ruchlosen Tat". Schüler legten Blumen nieder, 300 Zwickauer kamen zu einer Kundgebung, Bürger spendeten 6.000 Euro für neue Bäume.

Aber nur einen Tag nachdem die Eiche abgesägt wurde, wurde auch eine Gedenkbank für die Opfer des NSU zerstört. Unbekannte hatten sie neben dem Baum aufgestellt. Schon vor drei Jahren hatte eine Gruppe von Zwickauern elf solcher Gedenkbänke anonym auf dem Schumannplatz aufgestellt, zehn für die zehn NSU-Ermordeten und eine für möglicherweise noch unbekannte Opfer des NSU. Nur Stunden später waren die Bänke mit Farbe beschmiert, eine war eingetreten, zwei wurden geklaut. Was ist da los in Zwickau?

Zwickau 2019: Die Polizei muss die zehn Gedenkbäume im Schwanenteichpark rund um die Uhr bewachen
Foto: Ralph Koehler/propicture

Nun wird zumindest der Gedenkbaum neu gepflanzt, zusammen mit neun weiteren Bäumen – für jedes NSU-Mordopfer einer. „Wir lassen uns nicht unterkriegen", sagt Findeiß. Am Sonntag werden die Bäume feierlich eingeweiht. Einen Tag später reisen sogar Bundeskanzlerin Angela Merkel und Sachsens CDU-Ministerpräsident Michael Kretschmer an, um an der Gedenkstätte Blumen niederzulegen. Am 4. November, an dem vor genau acht Jahren der NSU in Zwickau aufflog.

Zumindest bis dahin steht nun ein Polizeiauto neben den Bäumen, auch nachts. Bisher sei alles ruhig, sagen die zwei Polizisten darin. Die Frage ist dennoch: Wie lange stehen die Bäume diesmal? Dahinter aber steht eine noch viel größere Frage: Wie steht die Stadt zu dem NSU-Terror?

Martin Böttger hat seine Antwort gefunden. Zwickau müsse sich diesem Thema offensiv stellen. „Das Trio hat hier gelebt, wir haben gar keine Wahl."

Bürgermeisterin Findeiß sagt, der NSU-Terror sei nicht nur ein Zwickauer Problem, sondern eines der ganzen Republik. „Aber natürlich stellen wir uns der Geschichte. Wir stehen zu unserer Verantwortung gegenüber den Opfern."

Aber ganz so eindeutig ist die Sache nicht.

Es ist Beate Zschäpe, die am 4. November 2011 in der Frühlingsstraße 26 in Zwickau, einer Einfamilienhausgegend, mit 10 Liter Benzin ein Haus in die Luft jagt. Drei Jahre hatte sie dort mit Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt unbemerkt gelebt, zuvor zehn Jahre im Zwickauer Westen und in Chemnitz. Nun hatten sich die Männer nach einem missglückten Banküberfall erschossen. Und Zschäpe zerstörte den letzten Unterschlupf, flüchtete – nicht aber ohne die Bekenner-DVD des NSU zu verschicken. Erst jetzt wurde bekannt, dass Rechtsextremisten jahrelang unerkannt das Land terrorisiert hatten: mit 10 Morden, 3 Anschlägen, 15 Raubüberfällen.

Acht Jahre ist das her. Und noch immer ist das Urteil über Beate Zschäpe nicht rechtskräftig, noch immer läuft ein NSU-Untersuchungsausschuss – in Mecklenburg-Vorpommern, wo Mehmet Turgut erschossen wurde. Und noch immer wird über das Gedenken an die NSU-Opfer gerungen, dieses auch geschändet. Nicht nur in Zwickau.

Schon vor Jahren beschloss Thüringen, wo der NSU untertauchte, eine Mahnstätte zu errichten – es gibt sie bis heute nicht. Auch in Köln, wo die Gruppe zwei Anschläge verübte, wird über ein Denkmal gestritten. In Nürnberg urinierten Neonazis auf eine Gedenkplatte für die NSU-Opfer und stellten ein Foto davon ins Internet. In Kassel wurde ein Gedenkstein mit Bitumen überkippt, in Rostock und Heilbronn war es Farbe.

Die Nachricht von dem abgesägten Gedenkbaum in Zwickau erreichte schnell auch Enver Şimşeks Familie. Sehr emotional habe diese reagiert, sagt deren Anwältin Seda Başay-Yıldız. „Es hat sie sehr traurig gemacht. Für sie ist die Tat nicht zu begreifen. Wer macht so was?" Nun hofften die Angehörigen, dass es diesmal gelingen wird, die Bäume zu schützen.

Ja, wer macht so was? Pia Findeiß antwortet auf diese Frage in ihrem Büro im Rathaus, erster Stock, Blick auf den Hauptmarkt. Sie knibbelt mit den Fingern an ihrem blauen Schal. „Es gibt offensichtlich Menschen, denen das Gedenken nicht passt", sagt die Bürgermeisterin. Findeiß hat eine Ahnung. Sie erzählt, dass sie eine Deutsche Eiche habe pflanzen lassen. Damit Bösgesinnte vielleicht zögern würden. Es half nichts. „Aber diese Leute sind hier nicht in der Mehrheit."

Findeiß kennt ihre Stadt genau. Die Sportwissenschaftlerin ist in Zwickau geboren, wurde hier schon 1994 Sozialdezernentin. Seit 2008 ist sie Bürgermeisterin. Drei Jahre später flog der NSU auf. Es war ein Schock für Findeiß. Die Sozialdemokratin brauchte damals Tage, bis sie sich öffentlich äußerte. Da stand bereits Martin Böttger mit einer Mahnwache vor dem Rathaus.

Eine Woche später kamen 3.000 Zwickauer zu einer Kundgebung zusammen. Und Findeiß trat ans Mikrofon. Man sei „zutiefst bestürzt" darüber, dass die Rechtsterroristen in der Stadt lebten. Man trauere um die Opfer. „Waren wir auf dem rechten Auge blind?", fragte Findeiß. Und verneinte. „Unsere Stadt ist nicht braun."

Es ist das Mantra der Sozialdemokratin bis heute. Findeiß berichtet vom langjährigen Engagement des Demokratiebündnisses in der Stadt, von kreativem Gegenprotest zu Neonazi-Aufmärschen. Und dennoch: Ausgerechnet bei der Aufarbeitung des NSU ringt Zwickau seit Jahren mit sich.

Schon früh verbat sich Findeiß, von der Zwickauer Terrorzelle zu sprechen, um das Image der Stadt nicht weiter zu belasten, ließ dafür einen Brief ans Kanzleramt schicken. Findeiß schickte aber auch ein zweites

„Wir müssen wohl etwas mehr tun als andere Städte"

Pia Findeiß
Bürgermeisterin von Zwickau

Martin Böttger, grüner Stadtrat in Zwickau, kniet an der Stelle, wo die Eiche stand, die an das NSU-Opfer Enver Şimşek erinnern sollte Foto: Konrad Litschko

Schreiben, in dem sie um Geld für ein NSU-Dokumentationszentrum in Zwickau bat – zurück kam eine Absage. Dann ließ die Stadt die Ruine in der Frühlingsstraße abreißen, um zu verhindern, dass sie zu einer Pilgerstätte der Rechten wird. Zurück blieb eine grüne Wiese. Es wurde still.

Für Chris Schlüter zu still. Als am 4. November 2016 die zum Gedenken an die NSU-Opfer aufgestellten Bänke zerstört wurden und die Zwickauer kaum reagierten, tat es der Jugendsozialarbeiter. Er organisierte eine Mahnwache, stellte Kerzen auf den Schumannplatz. Der 32-Jährige macht fast immer mit, wenn es in Zwickau Aktionen gegen rechts gibt, ist beim Demokratiebündnis, aktuell auch bei der Initiative „Für weniger Angst“. Immer wieder veranstaltete er kleine Gedenkaktionen – Resonanz überschaubar.

Die Zwickauer hätten lange gebraucht, bis sie bei beim Thema NSU wach geworden seien, kritisiert Schlüter, als er wieder von einem Termin zum anderen durch die Stadt läuft, die Kapuze des olivgrünen Parkas wegen der Kälte über den Kopf gezogen. Viele fürchteten einen Imageschaden für die Stadt, andere seien schlicht „überfordert und erschlagen“. Als die Eiche für Enver Şimşek gefällt wurde, war es wieder Schlüter, der die Kundgebung organisierte. Diesmal aber sei die Reaktion eine andere, sagt er. „Diesmal überwiegt die Erschütterung.“ Für Schlüter aber ist klar: Es hätte viel früher ein klares Bekenntnis zur Aufarbeitung des NSU geben müssen.

Auch Pia Findeiß erkannte das irgendwann. Auch sie kritisierte, als 2016 die Bänke zerstört waren, dass es keinen Aufschrei gab in der Stadt, warf den Zwickauern „Ignoranz“ vor. Die Bänke ließ Findeiß später beim Neujahrsempfang der Stadt aufstellen. Als letzten Sommer in München im NSU-Prozess das Urteil über Beate Zschäpe und vier Helfer fiel, lud Findeiß zum Gedenken an die Mordopfer und ließ im Rathaus eine Tafel mit den 10 Namen aufhängen. „Wir sind bestürzt und beschämt“, steht darüber. „Nie wieder!“ Kurz darauf entstand die Idee mit den Gedenkbäumen, die Findeiß schließlich in Eigenregie durchzog.

Aber es gibt immer noch auch die andere Seite. Als 2016 eine Künstlergruppe ein Theatertreffen in Zwickau zum Thema NSU abhalten wollte, Titel „Unentdeckte Nachbarn“, und um Fördergelder bat, lehnte der Kulturausschuss zunächst ab. Die CDU warnte, man verfestige damit eine „Stigma“. Findeiß hingegen warb für das Projekt, und am Ende genehmigte der Ausschuss die Förderung.

Selbst jetzt, nach der Sache mit der Eiche, scheinen nicht alle betroffen. Als der Stadtrat ein Memorandum aufsetzte, in dem die Tat verurteilt und kritisierte wurde, dass Menschen wegen ihrer Herkunft angefeindet werden, unterschrieb die AfD nicht. Gänzlich unverhohlen gibt sich die rechtsextreme Splitterpartei, der III. Weg, in Zwickau: Dort wird offen über das „kollektive Gewimmer um ein Bäumchen“ geätzt. Man solle lieber der Opfer von „Ausländergewalt“ gedenken, „anstatt Bäume für Fremde zu pflanzen“.

Chris Schlüter ist überzeugt, dass die Fällung „eine organisierte Nazi-Aktion“ war. Die Täter rückten mit einer Säge an, das spreche gegen eine spontane Tat. „Das war ein Signal: Wir sind da, wir machen was.“

Tatsächlich hatte es einen ähnlichen Vorfall bereits 2015 gegeben. Der Jugendmigrationsdienst in Zwickau hatte einen Baum aufgestellt, als Symbol für Vielfalt. Bei der Pflanzaktion tauchten rechtsextreme Identitäre mit einem Banner auf. Wenig später war der Feldahorn abgesägt.

Heute ist es vor allem der III. Weg, der in Zwickau aktiv ist, vorrangig im Neubaugebiet Neuplanitz. Hier lud die Partei zu einem Sommerfest und einem Fußballturnier, lief „Nationale Streife“. Das NSU-Verfahren in München geißelten die Neonazis als „Schauprozess“. Die Position überrascht nicht, im Parteiumfeld bewegt sich auch ein Zwickauer, der für das NSU-Kerntrio zum treusten Helfer wurde: André Eminger.

Auch der 40-Jährige, mit Nazi-Tattoos übersät, wohnt in Neuplanitz, in einem der Hochhäuser, etliche Nachbarn sind Migranten. Zschäpe, Mundlos und Böhnhardt verschaffte Eminger schon 1998, kurz nach dem Untertauchen, eine Wohnung, später eine Krankenkassenkarte, er mietete für sie Wohnmobile an, kam regelmäßig zu Besuch. Noch ganz am Schluss, nach der Explosion in der Wohnung am 4. November 2011, verhalf er Beate Zschäpe zur Flucht aus Zwickau.

Im NSU-Prozess erhielt Eminger dennoch die mildeste Strafe aller Angeklagten, auch weil er als Einziger bis zum Schluss schwieg: zweieinhalb Jahre Haft. Selbst sein Anwalt bezeichnete ihn als „Nationalsozialisten mit Haut und Haaren“. Rechtsextreme feiern ihn als Helden. Und Eminger tritt weiter offen in der Szene auf, besucht Rechtsrockkonzerte und NS-Zeitzeugen-Vorträge. Was er zu dem Absägen des NSU-Gedenkbaums sagt, weiß man nicht: Als die taz bei ihm zu Hause klingelt, öffnet niemand.

Der NSU in Zwickau ist keine Vergangenheit. Er ist Gegenwart.

An diesem Sonntag kommen deshalb auch andere nach Zwickau: Aktivisten des „NSU-Tribunals“. Das NSU-Netzwerk wirke bis heute, kritisiert das Bündnis, das seit Jahren mehr Aufklärung über die Terrorserie verlangt. Die Gruppe fordert dafür einen festen Ort. Am Wochenende baut sie mit Zwickauer Engagierten deshalb ein leer stehendes Modegeschäft in der Innenstadt um: als „Interim-Dokumentationszentrum“, mit Ausstellungen und Diskussionen. Es ist der alte Findeiß-Vorschlag.

Bisher seien alle NSU-Gedenkorte Stätten der Stille, sagt „Tribunal“-Sprecher Danilo Starosta. Es fehle ein „diskursiver Ort“ mit Platz für Workshops und Bildungsangebote. Zwickau wäre dafür ideal. Auch als in Sachsen der NSU-Untersuchungsausschuss endete, forderten Linke und Grüne ein solches Zentrum.

Die Idee findet Anklang. Martin Böttger, der Grüne, und Chris Schlüter sind dafür. Ebenso die Zwickauer Geschichtswerkstatt, die jüngst Schülerprojekte zum Thema NSU veranstaltete. Dort hat man auch einen Vorschlag, wo das Dokumentationszentrum mit einziehen könnte: in das einstige Schocken-Kaufhaus in der Altstadt, in der Nähe des Rathauses.

Schlüter führt zu dem Gebäude, zeigt auf die leeren Fenster, im Erdgeschoss ein Billigprodukte-Shop. „Das Haus wird demnächst saniert, dazu die Lage, das passt alles“, sagt Schlüter. Zudem wäre es auch ein Symbol, weil die früheren Eigentümer Juden waren, deren Besitz arisiert wurde.

Auch Pia Findeiß sagt, sie stehe weiter zu ihrem Vorschlag. Das Schocken-Kaufhaus aber werde schwierig, das sei in privater Hand. Vor allem aber brauche es die Gelder vom Bund für ein NSU-Dokumentationszentrum. Zwickau allein könne das nicht stemmen, auch gehe das Thema ja weit über die Stadtgrenzen hinaus. Der Bundesregierung ist eine neue Anfrage für ein solches Zentrum nicht bekannt. Deshalb nimmt sie dazu keine Stellung.

„Es geht nicht um das Image der Stadt. Es geht um die Opfer“

Wer auch immer den Baum für Enver Şimşek absägte, eines hat er erreicht: Die Stadt ist wachgerüttelt. Auf der Kundgebung nach der Tat waren auch CDU-Stadträte. Einer von ihnen, Christian Siegel, erklärt, auch er sei für ein Dokumentationszentrum offen. „Zwickau kann den NSU nicht verdrängen. Wir haben hier eine Verpflichtung.“ Und auch Pia Findeiß sagt, das Thema NSU werde Zwickau nie abhaken können. „Und wir müssen wohl auch etwas mehr tun als andere Städte.“

Martin Böttger sagt, heute habe er das Gefühl, die Mehrheit der Zwickauer stehe hinter dem NSU-Gedenken. Auch Chris Schlüter sieht das so. Es müsse aber klar sein, dass es hier nicht um das Image der Stadt gehe. „Es geht um die Opfer.“

Auch die Familie von Enver Şimşek verfolgt die Vorgänge in Zwickau. Am Freitag kritisiert Gamze Kubaşık, Tochter des Dortmunder NSU-Opfers Mehmet Kubaşık, dass die Familien nicht zu der Idee der Gedenkbäume befragt und auch nicht zur Gedenkfeier nach Zwickau eingeladen wurden. Das Erinnern an ihren Vater sei natürlich zu begrüßen, dieses Vorgehen aber „eine Unverschämtheit“, so Kubaşık.

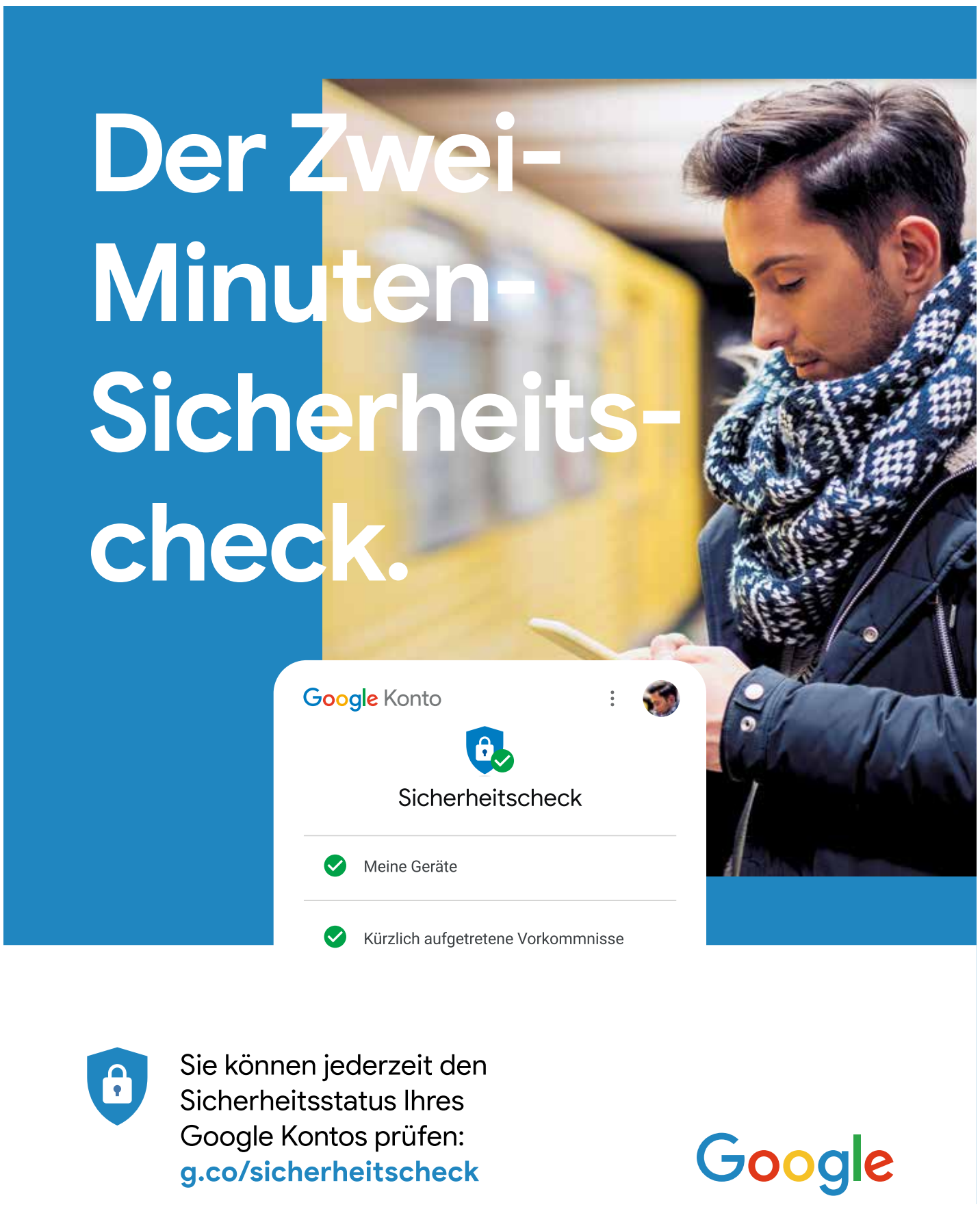
Wolle sich Merkel vor kritischen Fragen nach Aufklärung über den NSU drücken? Auch die Familie von Enver Şimşek bestätigt, nicht nach Zwickau eingeladen worden zu sein.

Die Idee, ein Dokumentationszentrum einzurichten, findet sie aber „sehr gut“, sagt ihre Anwältin Başay-Yıldız. Weil es die Hoffnung der Familie sei, dass Enver und die anderen Opfer nicht vergessen würden, der NSU-Terror doch noch weiter aufgeklärt werde und die Politik endlich ernsthaft gegen Rechtsextremismus vorgehe.

Es ist dieser Punkt, an dem sich die Şimşeks und Bürgermeisterin Pia Findeiß treffen: Die Verantwortung, die aus dem NSU-Terror erwächst, sie gehe über Zwickau hinaus. Başay-Yıldız sagt, es gebe eines, was die Familie ebenso schmerzt: „dass auch nach dem NSU Menschen durch Neonazis ermordet wurden“. Walter Lübcke in Kassel, die zwei Toten von Halle. Damit, so die Anwältin, bleibe alles Gedenken Makulatur. „Denn für die Familie hätte genau das verhindert werden müssen.“

Konrad Litschko, 35, berichtet seit Jahren für die taz über den NSU-Komplex und war 2017 in Zwickau, als dort André Eminger vor Gericht stand, weil er einen Jugendlichen verprügelt hatte.

Anzeige



geht's noch?

Grummelnde Greise

Der Verein Deutscher Sprache sucht Studierende, die ihre Universitäten verklagen wollen. Der Grund: Richtlinien zu geschlechtergerechtem Sprachgebrauch

Die selbst ernannten Sprachschützerinnen (Männer mitgemeint) pöbeln mal wieder: Der sogenannte Verein Deutscher Sprache hat zum Semesterbeginn an Universitäten Flugblätter mit der roten Überschrift „Mutige Studenten gesucht!“ verteilt. Auf dem Pamphlet mit schwarz-rot-goldenem Logo sucht der Verein „Studenten und Studentinnen, die bereit sind, vor Gericht gegen rechtswidrige sprachpolizeiliche Genderregeln ihrer Universitäten vorzugehen“. Man will also Unis verklagen, wenn sie Arbeiten schlechter benoten, in denen keine geschlechtergerechte Sprache verwendet wurde. Der Verein bietet juristische und linguistische Unterstützung an, Prozesskosten inklusive.

Schwerpunkte der Aktion sind Universitäten in Greifswald, Köln, Frankfurt und Berlin, dort gebe es „besonders dirigistische Eingriffe“. Lehrende dieser Universitäten widersprechen. So ist beispielsweise an der Theologischen Fakultät in Greifswald auch „Lehrerinnen und Lehrer“ zulässig – die Form, die der Verein auf dem Flugblatt benutzt. Dass es überhaupt Fälle gibt, in denen im generischen Maskulinum geschriebene Arbeiten abgewertet wurden, ist zu bezweifeln. Dem Verein Deutscher Sprache ist das vermutlich herzlich egal.

Er nennt seine eigene Flugblattaktion auf der Vereinswebsite trotz alledem „spektakulär“. Wer sich gruseln möchte, sollte dort dringend vorbeischauen – es war ja erst Halloween. Ein Tag, auf den der Verein laut „Übermedien“ übrigens gar nicht gut zu sprechen ist: nicht wegen kapitalismuskritischer Einwände, sondern einfach weil deutsche Kinder lieber am guten alten Martinstag mit Laub und Laternen spielen sollten als am 31. 10. mit Kürbissen.

Aber zurück zum Thema: Was die reaktionäre Rasselbande da macht, ist einerseits irrsinnig langweilig, weil durchschaubar. Dennoch sind solche Aufrufe gefährlich. Weil der Verein eben gar nicht so randständig ist, wie man denken könnte. Weil irrwitzige Aufrufe klingen, als sei das alles nur ein Spaß, während Aktionen gegen geschlechtergerechte Sprache ein patriarchales System legitimieren, das durch Sprache mitgetragen wird. Weil er für das Grundrauschen sorgt, das den Feminismus und den Kampf für Geschlechtergerechtigkeit verteufelt und der AfD erlaubt, in die Parlamente einzuziehen.

Eigentlich kann man diesem lame Verein, der übrigens auch Anglizismen nicht so nice findet, nur eines sagen: wtf. Oder, für betagtere Vereinsleute, also im Namen der Altersgerechtigkeit: What the fuck?! *Simon Sales Prado*

liebeserklärung

Die „FAZ“

Anlässlich ihres 70-jährigen Bestehens lud die „FAZ“ zu einer Feier ein. Unter den Gästen war auch Alexander Gauland. Praktisch, dass die Frankfurter Zeitung ihr wahres Gesicht zeigt

Da waren wir drauf und dran, die Fehde mal ruhen zu lassen. Fast ohne Seitenhiebe hat die taz diese Woche der *FAZ* zum 70. Geburtstag gratuliert. Dass wir der *Frankfurter Allgemeinen* im Allgemeinen gar nicht so feindselig gegenüberstehen, wie man denken mag, haben wir geschrieben.

Nun ja. Zurechtgeruckelt haben sie uns über Nacht, die Frankfurter Kolleg*innen. Denn bei der großen *FAZ*-Jubiläumssause im Berliner Edelrestaurant Borchardt am Donnerstagabend durfte offenbar auch Alexander Gauland mitfeiern. Sie wissen schon, der AfD-Polterer, der die Erinnerung an die deutsche Geschichte gern stärker zum Positiven und weg vom Massenmord lenken möchte. Die *FAZ*-Familie heißt also auch Völkische und Geschichtsrevisionisten willkommen. Gauland im Borchardt zeigen mehrere Fotos, die Gäste am Abend über die sozialen Medien schickten. Sie wurden gleich weitergereicht, auch von *Bild*-Chef Julian Reichelt (Kommentar: „Bei @BILD wäre das undenkbar“) und CDU-Twitterkönig Ruprecht Polenz.

Kann natürlich sein, dass Gauland sich reingeschlichen hat und man zu höflich war, ihn hinauszukomplimentieren. Wir haben sicherheitshalber bei der *FAZ* nachgefragt, man möchte das dort nicht kommentieren. Möglich ist, dass Gauland als AfD-Parteichef eingeladen war, so wie auch FDP-Chef Christian Lindner. Oder als Autor, immerhin schreibt Gauland auch mal Gastbeiträge in der *FAZ*, wo er den antiglobalistischen Klassenkampf beschwört. Oder er war als Ex-Herausgeber der *Märkischen Allgemeinen* geladen, die damals noch zur *FAZ*-Gruppe gehörte.

In jedem Fall hat uns die *Frankfurter Allgemeine* wieder wachgerüttelt. Fast hätten wir uns mit dem altehrwürdigen Blatt in dieser bürgerlichen Mitte einkuscheln wollen, die gerade ständig beschworen wird. Aber nun sind wir uns wieder sicher, dass wir auf eine Mitte verzichten können, zu der der rechte Rand selbstverständlich dazugehört.

Werner D'Inka, Mitherausgeber und Geschäftsführer, war übrigens kürzlich zu Besuch in der Frankfurter Börse, um dort den neuen Slogan der *FAZ* zu bewerben. „Freiheit beginnt mit F. Genau wie Frühstück“, witzelte er. Wir möchten hinzufügen: Mit F beginnt noch Anderes. Faschismus zum Beispiel. Oder Fresse halten. Was ist Ihnen lieber, geschätzte *FAZ*? *Peter Weissenburger*

Merry Christmas, Britain

Das ewige Gezänk um den Brexit ist weder zu verstehen noch auszuhalten. Auch Boris Johnsons durchschaubarer Populismus hilft nicht gerade dabei, das Land zu einen

Von **Eva Oer**

Erinnern Sie sich noch an die Vorweihnachtszeit im vergangenen Jahr? Als Großbritanniens damalige Premierministerin Theresa May am 12. Dezember eine Misstrauensabstimmung um ihr Amt als konservative Parteichefin gewann? Es scheint fast so, als hätte das Land was gegen den Advent: Am 12. Dezember dieses Jahres werden Neuwahlen in Großbritannien der Besinnlichkeit den Garaus machen.

Jetzt überschlage man einmal im Kopf, was dazwischen passiert ist – die BritInnen stimmten doch bei Europawahlen ab, May weg, Johnson da, Austrittsvertrag doch aufgeschnürt, etliche Streitereien – und was nicht: der Brexit. Und zwar an drei verschiedenen Stichtagen nicht.

Ist es da ein Wunder, dass sich selbst Brexit-GegnerInnen hier wie dort einen langen, traumfreien Winterschlaf wünschen? Oder dass der britische TV-Sender Sky News einen Brexit-freien Fernsehkanal aufmacht – weil das ewige Gezänk einfach nicht mehr zu verstehen, nicht auszuhalten ist, sondern es die Beobachtenden nur noch müde und verzweifelt macht?

Endlich den Brexit vollenden – in diese Kerbe schlägt Großbritanniens konservativer Premierminister Boris Johnson seit je. Er hatte argumentiert, die Neuwahlen seien nötig, um das Parlament handlungsfähig zu machen, damit man endlich mal fertig werde mit dem Austritt aus der Europäischen Union. Doch dabei nutzt Johnson eine gefährliche Parlament-versus-Volk-Strategie, die die Menschen gegen PolitikerInnen mit abweichender Haltung aufwiegelt.

Ein Satz, der sein Vorgehen verdeutlicht: „Dieses Haus kann das Land nicht länger als Geisel halten“, sagte der Premierminister etwa in der vergangenen Woche im britischen Unterhaus, um für Neuwahlen zu plädieren. Das Parlament wird hier also rhetorisch zu einer geradezu verbrecherischen Institution gemacht.

Es ist ein Merkmal von PopulistInnen, sich selbst als einzig wahre Vertretung eines glasklaren Volkswillens darzustellen. Dabei übergeht auch der Populist Johnson geflissentlich, dass sein Land derzeit nicht eben das geeinteste ist, dass auch andersdenkende Abgeordnete eine Wählerschaft haben, deren Stimmen sie ja nun erst ins Parlament gebracht haben.

Oberflächlich wirkt es dabei ja tatsächlich so, als seien mittlerweile alle irre geworden: wenn etwa Parteien wie die schottische SNP und die Liberaldemokraten im Unterhaus eine Neuwahl am 12. Dezember ablehnen, weil sie den 9. Dezember als Wahltermin wollen. Die unauflösbar scheinenden Konflikte im Parlament und das Fehlen einer Mehrheit für Johnson mögen vorgezogene Neuwahlen auf Dauer unausweichlich gemacht haben. Aber dass sie wirklich zu diesem Zeitpunkt kurz vor Weihnachten nötig wären, um Johnsons ausgehandeltes Brexit-Abkommen umzusetzen, ist stark zu bezweifeln. Deshalb schrieb die *Financial Times* auch am Dienstag: „Britische Wähler sollten sich darüber im Klaren sein, dass der Zeitpunkt der Wahlen zum Vorteil der Konservativen Partei gesetzt wurde und nicht, wie Herr Johnson behauptet, weil das Parlament den Brexit blockiert.“

> **Das Parlament wird von Johnson rhetorisch zu einer geradezu verbrecherischen Institution gemacht**

Die Situation ist doch bereits bedrückend genug: Eine Mehrheit der BritInnen hält Gewalt gegen Parlamentarier für ein vertretbares Mittel, im Brexit-Streit ihr Ziel zu erreichen, hieß es vor kurzer Zeit in einer viel zitierten Studie der Universität Cardiff. Nur um das klarzustellen: Diese Mehrheit gab es bei Brexit-BefürworterInnen wie auch bei den -GegnerInnen; die Gewaltbereitschaft beider Gruppen unterschied sich nur um wenige Prozentpunkte. Auch dem Premierminister dürfte klar sein, dass er in solch einem gesellschaftlichen Klima nicht das Vertrauen in das Parlament untergraben sollte.

Womöglich richtet sich Johnsons Strategie auch noch gegen sich selbst: Als Brexit-Bringer gegen jeden Widerstand kann er sich nicht feiern lassen, hat er es doch nicht geschafft, Großbritannien zum Stichtag aus der EU zu führen. Ganz genau wie seine Vorgängerin.

der rote faden

Porsche

Luxussozis

Durch die Woche mit
Robert Misik

Normal musst du sein!

Eine Freundin von mir vertritt die Ansicht, die Mentalitätsunterschiede zwischen Deutschen und Österreichern träten besonders plakativ in zwei Liedern zutage: in dem Song „Ruaf mi net an“ des verstorbenen Wiener Liedermachers Georg Danzer und in „Zu spät“ von den Ärzten. Beide haben dasselbe Thema, nämlich verschmähte Liebe. Hauptfigur ist jeweils ein junger Mann, der von seiner Freundin verlassen wurde, weil sie sich einen klügeren, reicheren, prestigeträchtigeren Partner gesucht hat. Doch während in der deutschen Version die Ich-Figur in gigantomanische Fantasien verfällt, versinkt die österreichische Figur in weinerlichem Selbstmitleid. Bei den Ärzten heißt es: „Doch eines Tages werd' ich mich rächen / Ich werd' die Herzen aller Mädchen brechen / Dann bin ich ein Star, der in der Zeitung steht / Und dann tut es dir leid, doch dann ist es zu spät.“ Bei Danzer dagegen tut der trauernde Twentysomething gar nichts, nimmt Tabletten, kann nicht mehr schlafen und verwünscht den neuen Liebhaber, der die Ex in Restaurants einlädt und ein teures Auto fährt. „I waß du hasd jetzt an Freund mid an Porsche / Geh sag ihm er soll do in Oasch geh.“ Allein dafür, dass er „Porsche“ auf „Oasch geh“ („in den Arsch gehen“) reimte, gebührt Danzer der Literaturnobelpreis.

Der Porsche steht hier für Protzerei, für das Neureiche, auch ein bisschen für das Ludenhafte. Porsche repräsentiert auch ein wenig das Unseriöse, Krösushafte.

Wir führen ja bei uns in Österreich meist ähnliche Debatten wie ihr in Deutschland, nur noch ein bisschen dümmer. Deswegen hatte die österreichische Sozialdemokratie zuletzt ihre „Porsche“-Debatte. Die SPÖ ist ja bei den vergangenen Parlamentswahlen auf 21 Prozent abgestürzt, Tags darauf trat der Bundesgeschäftsführer zurück und holte seine Habseligkeiten mit seinem schicken Oldtimer-Porsche aus der Parteizentrale. Als sich dann noch herausstellte, dass auch der Tiro-

Geistiges Kleingärtnertum

Die westdeutsche Linke träumte von Revolutionen – doch als 1989 eine vor ihrer Haustür geschah, war sie überfordert

Von **Stefan Reinecke**

Wir kennen die Bilderschleifen, die jeden 9. November aufs Neue gezeigt werden. Wahnsinn-Rufe, knatternde Trabis, Genscher und der Jubel in der Prager Botschaft. Auch Bilder können Floskeln werden, die mehr verstecken als erhellen. Im Herbst 1989, sagen diese Bilder, waren die Deutschen begeistert. Alle Deutschen? Die Stimmung im Westen war viel schwankender. Im September waren aus der DDR schon Zehntausende in den Westen gekommen. Es fehlten Wohnungen und Jobs. Laut einer Umfrage meinte fast die Hälfte der Westbürger, das Boot sei jetzt leider voll und die Ostler sollten bitte in Plauen und Güstrow bleiben.

Ein paar Wochen nach dem Mauerfall ventilierte Oskar Lafontaine, ob DDR-Bürger weiterhin ein Anrecht auf Sozialleistungen haben sollten. Damit fördere man ja deren Abwanderung. Der SPD-Chef wollte, zumindest für eine Weile, zwei Staatsbürgerschaften. Lafontaine wollte die DDR genau in dem Moment faktisch anerkennen, in dem die SED politisch und die DDR wirtschaftlich kollabierte. Er spekulierte auf das Gefühl der Westler, von den Habenichtsen aus dem Osten überrannt zu werden. In seinen Reden erschien die Einheit eher als unvermeidliches Übel. Die Grünen rangen sich widerwillig im Frühjahr 1990 – noch nach der SED/PDS – dazu durch, anzuerkennen, dass die Zweistaatlichkeit Geschichte war.

Die Erklärungen von Sozialdemokraten und Grünen bezeugen, 30 Jahre später gelesen, Realitätsblindheit. Warum diese Irrtümer? Der Historiker Timothy Garton Ash hat die Unfähigkeit der SPD im Herbst 1989 mit der erstarrten Ostpolitik erklärt. Die SPD war demnach auf die SED-Führung und die Politik kleiner Verbesserungen fixiert und nahm die Bürgerbewegung nur als Störung wahr. Die späte Ostpolitik zeigt in der Tat Wahrnehmungsblockaden einer Politik, die auf Verständigung mit den Machteliten einer Diktatur verengt war. Allerdings waren die Grünen eng mit der Bürgerbewegung verdrahtet – und hatten ähnliche blinde Flecken.

Die westdeutsche Linke versagte 1989 komplett: moralisch, analytisch und politisch. Moralisch gab es keine Rechtfertigung dafür, dem DDR-Volk, das sich gerade befreit hatte, vorzuschreiben, in welchem Staat es zu leben hatte. Warum sollte Selbstbestimmung in Tibet und der Westsahara gelten, aber nicht zwischen Rostock und Görlitz? Zudem hatte die DDR laut Grundgesetz-Artikel 23 misslicherweise das Recht, der Bundesrepublik beizutreten.

Politisch hechelte die Linke dem Geschehen hinterher. Kohl setzte zügig die Währungsunion um. Dazu gab es angesichts des Abwanderungsstroms von Ost nach West keine realistische Alternative. Doch Lafontaine war überzeugt, dass die Währungsunion ein Fiasko würde und Kohl, der Nationalist, von seinen haltlosen Versprechungen eingeholt würde. Auch die atemlose Kritik, dass die deutsche Vereinigung die europäische zerstören würde, war falsch. Kohl setzte die Einheit zusammen mit Paris, London, Moskau und Washington ins Werk. Die deutsche Einheit war keine Hürde für Europa – im Gegenteil.

Nach dem 9. November zeigte sich das geistige Kleingärtnertum der politischen Linken. Sie war fasziniert von Revolten gegen Autokraten – in dem Moment, in dem eine Revolution vor ihrer Haustür passierte, war sie schnell irgendwie beleidigt. Eine Epoche ging zu Ende. Die radikale Linke nahm übel, weil die Ossis genau das wollten, was sie ablehnte: Parlamentarismus und Kapitalismus. Viele Sozialdemokraten und Grüne klammerten sich an ihre eingravierte Überzeugung, dass es zwei deutsche Staaten geben müsse, und mäkelten, dass Kohl wieder alles falsch mache. Aber Kassandra gewinnt keine Wahlen.

Warum dieses Versagen? Es wurzelte nicht in der Nähe zum SED-Regime, sondern tiefer. Es gab in der Linken zwar eine kleine Strömung – um Rudi Dutschke, Tilman Fichter und Peter Brandt – die die Einheit als linkes Projekt verstanden. Doch das Gros hielt das für einen bizarren Spleen. Die meisten Linken verstanden die Teilung irgendwie als gerechte Strafe für die NS-Verbrechen. Das war historisch Unsinn: Die innerdeutsche Grenze war, wie jedes Schulkind wissen konnte, Resultat des Kalten Krieges. Aber unser Gefühl sagte etwas anderes. Wir waren, manche insgeheim, manche offen, froh, dass die Mauer die fatale Geschichte des deutschen Nationalstaates beendet hatte.

Und gab es dafür nicht auch solide, vernünftige, moralische Motive? Der Historiker Hans Mommsen hatte 1981 eine historische Einordnung des bundesrepublikanischen Selbstgefühls skizziert. Wie in Österreich gebe es in der Bundesrepublik das Bewusstsein, etwas Eigenes geworden zu sein. Der Bismarck'sche Nationalstaat sei Geschichte und die Deutschen seien angesichts der Katastrophen des 20. Jahrhunderts besser in mehreren Staaten aufgehoben.

Die westdeutsche Linke war postnational – und damit Avantgarde. Die Hälfte der unter Dreißigjährigen im Westen empfand die DDR 1987 als Ausland. In einem CDU-Programmentwurf von 1988 kam die Wiedervereinigung nicht mehr vor. Hatte nicht auch Helmut Kohl 1981 festgestellt, dass „die verlorene Einheit im Sinne eines alten Nationalstaates nicht mehr wiederherstellbar ist"?

Die westdeutsche Gesellschaft hatte sich in den 80er Jahren im Postnationalen eingerichtet. Das Nationale assoziierte man mit der NS-Zeit und der Adenauer-Ära, in der die NS-Eliten bruchlos ihre Karrieren fortgesetzt hatten. Die Bundesrepublik war nicht zuletzt wegen der antinationalen Kritiker ein ziviler Ort geworden. Das symbolarme Auftreten unterschied die Bonner Republik erfreulich vom Pomp in Paris oder London. Das Nationale erschien wie ein Überbleibsel, das man bekämpfen musste, bis es irgendwann verschwinden würde, so wie auch der Feudalismus beseitigt worden war. Es war nicht alles gut in Westdeutschland, aber es wurde immer besser.

Und nun sollte, nur weil die Mauer weg war, die Bundesrepublik, deren freundliche Unfertigkeit man gerade schätzen lernte, wieder zum Nationalstaat werden? Die trübe Vergangenheit sollte die Zukunft sein? Das empfanden 1989 nicht nur viele Linke als absurd. Der Schriftsteller Patrick Süskind wurde nach dem Mauerfall melancholisch. Die Bonner Republik, die nun untergehe, habe sich doch bewährt. Noch die Äußeren Hebriden, schrieb er 1990, „lagen uns unendlich viel näher als so dubiose Ländereien wie Sachsen, Thüringen, Anhalt, Mecklen- oder Brandenburg", mit denen man sich jetzt befassen müsse. Süskind war 1989 so alt wie die Bundesrepublik und schrieb: „Auf Potenzstörungen wären wir vorbereitet gewesen, auf Prostata, Zahnersatz, Menopause, auf ein zweites Tschernobyl – bloß nicht auf „Deutsch-land-ei-nig-Va-ter-land"! Diesen politischen Ladenhüter!".

Das war, neben der Furcht, dass der Pickelhaubennationalismus aus der Gruft steigen würde, die affektive Grundierung für die Einheitsskepsis. Vor allem Jüngere empfanden die Vereinigung als ästhetische Zumutung, als Störung und narzisstische Kränkung. Man fand die Verwandten aus dem Osten mit ihren stonewashed Jeans, den kuriosen Frisuren, dem kindlichen Glauben an die Marktwirtschaft und den stinkenden Trabis peinlich. Ihre grauen Städte ohne Migranten, denen man die Kriegsschäden noch ansah, erinnerten uns an das, was wir hinter uns gelassen hatte: unsere Kindheit. Die Gier, mit der sie sich auf die Konsumgüter stürzten, war uncool. Sie erinnerte an die Fress-, Kauf- und Reisewellen der 50er Jahre. Die DDR-Intellektuellen erschienen uns teutonisch ernst. Der popkulturelle Hedonismus und das ironische Spiel mit den Zeichen, das die Westdeutschen als Abstandhalter zwischen sich und der Welt benutzten, waren dem Osten fremd. Die Verwandtschaft, die sich wie ein verschollen geglaubter Onkel in unserem Wohnzimmer einquartierte, war, was wir nicht mehr sein wollten: deutsch. Deshalb konnten wir sie nicht leiden. Im Westen gab es keine einzige Demonstration für die Einheit.

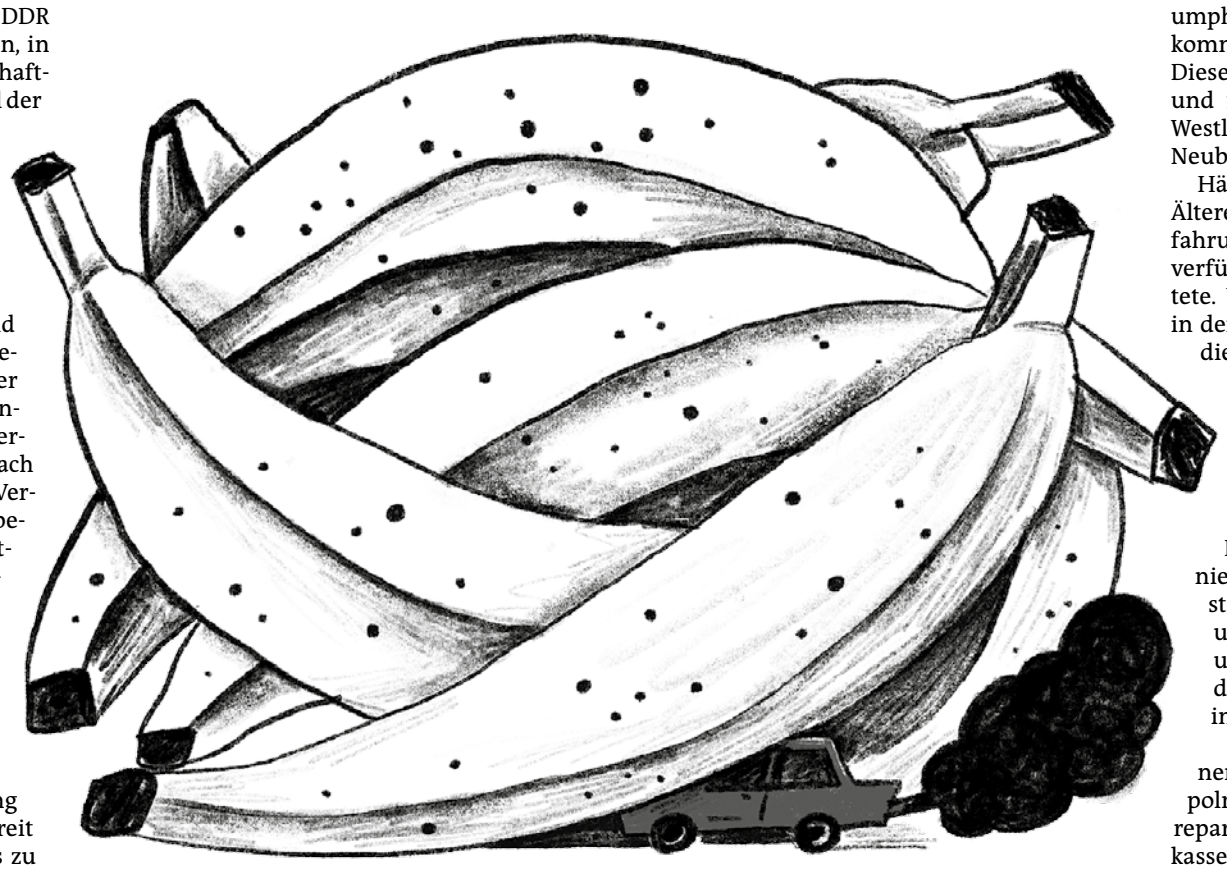
Eine präzise Metapher für den kulturellen und sozialen Dünkel der Linksliberalen gegenüber den Ostlern, die im Konsumrausch auch noch die falsche Partei wählten, prägte Otto Schily. Nach der Märzwahl 1990 in der DDR, die mit einem Triumph der Konservativen endete, hielt er als Wahlkommentar stumm eine Banane in die Kamera. Dieses Bild assoziierte das DDR-Volk mit Affen und fasste die herzenskalte Stimmung vieler Westlinker knapp zusammen: Man war von den Neubürgern leicht angewidert.

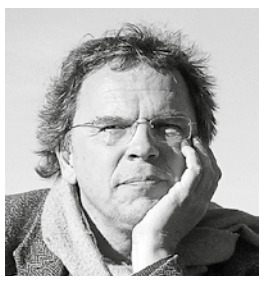
Hätte es politische Alternativen gegeben? Die Älteren, die über ein weiteres historisches Erfahrungswissen als die Generation Lafontaine verfügten, begriffen, was der Mauerfall bedeutete. Willy Brandt, 1989 ein paar Wochen lang in der DDR verehrt wie ein Heilsbringer, wollte die Einheit und sezierte den instrumentellen Kern der Europafixierung der Linken: „Man darf Europa nicht proklamieren, um die Deutschen hinzuhalten". Brandt sah Anfang 1990 auch, dass die andere DDR, von der Bürgerbewegung und Linke träumten, eine Seifenblase war, schön und flüchtig. Die DDR, bankrott und wirtschaftlich ruiniert, werde „kein schwedischer Wohlfahrtsstaat mit jugoslawischer Selbstverwaltung und ökologischem Weltniveau". Aber Brandt und Erhard Eppler, der schon im Sommer 89 den Untergang der SED kommen sah, hatten in der SPD nicht mehr viel zu sagen.

Die Linke hätte einiges besser machen können: Kohls Zögern bei der Anerkennung der polnischen Westgrenze war eine Schande, aber reparabel. Dass Kohl die Einheit über die Sozialkassen finanzierte, belastete die arbeitende Mitte und ließ die Reichen ungeschoren. Doch alles in allem war es ein Vorteil, dass im Herbst 1989 Helmut Kohl regierte – und nicht Rot-Grün, das zwischen westlichen Sozialressentiment und Träumen von einer ökosozialen DDR oszillierte.

Konservative Medien haben später jeden Satz von SPDlern und Grünen genüsslich zitiert. Die westdeutsche Linke hat ihr Desaster eher wortkarg übergangen. Das ist erstaunlich, weil die Linke eigentlich Reflexion und Diskurs kann. Zu lernen wäre gewesen, dass radikaler Zweifel nötig ist. Und zwar an dem, was man für völlig selbstverständlich und die einzige vertretbare moralische Position hält.

Illustration: Katja Gendikova





Stefan Reinecke war 1989 dreißig Jahre alt und teilte fast alle hier aufgeführten Irrtümer. 1990 wurde er Redakteur des „Freitags" und von ein paar Vorurteilen kuriert.

Foto: privat

Parteivorsitz

ler Landesvorsitzende mit einem modernen Porsche-Modell durch die Gegend kurvt, waren die „Luxus-Sozis" in den Schlagzeilen und buchstäblich „im Oasch".

Wann immer solche politischen Lebensstilfragen aufpoppen, geraten die Argumente durcheinander. Die einen meinen, linke Politiker müssten auch durch ihren Lebensstil ausdrücken, dass sie auf der Seite der einfachen Leute stehen, und dafür sind Villen, Luxuskarossen und teure Uhren, Brioni-Anzüge und Zigarren Gift. Die anderen meinen, dass diese Leute sich das Zeug ja erstens von ihrem verdienten Geld gekauft haben, sie daher auch niemandem Rechenschaft schuldig seien, dass es zweitens darum gehe, ob sie gute Politik machen, nicht ob sie in Sack und Asche herumliefen, und dass die Linken, drittens, doch für Wohlstand und Luxus für alle eintreten, nicht für Armut für jeden.

Das Problem ist, dass diese Debatte völlig entkontextualisiert geführt wird. In einem diskursiven Kontext, in dem sowieso zu viele Menschen der Meinung sind, die einstigen Linksparteien hätten sich von den einfachen Leuten entfernt, wären abgehoben und hätten außerdem auch den Mut verloren, die wirtschaftlich Mächtigen zu bekämpfen (und würden stattdessen danach gieren, einen Platz am Tisch der wirtschaftlich Mächtigen zu ergattern) – in solch einem Kontext ist jedes Attribut der Protzerei natürlich Gift. Weil es (Vor-) Urteile bestätigt, ja regelrecht illustriert. Ich persönlich hätte ja auch gerne einen hübschen Porsche wie James Dean, aber würde ich linker Politiker, würd' ich ihn für ein paar Jahre in der Garage stehen lassen (die ich auch nicht habe).

Die nächsten SPD-Vorsitzenden heißen höchstwahrscheinlich „Norbert und Saskia wer?". Wird eine Zeit brauchen, bis man sich die Namen gemerkt haben wird. Die Pärchenläufe um den Parteivorsitz gehen jetzt in die Endrunde. Und da geht es natürlich auch um solche Fragen: Welche radikalen Konzepte muss eine Sozialdemokratie heute vertreten? Aber auch: Wie schafft sie es, wieder zum Fürsprecher der einfachen Leute zu werden? Aber es gehört natürlich auch die Frage dazu, welche Persönlichkeitsattribute jemand verkörpern muss, der heute die Rolle eines glaubwürdigen Linkspolitikers ausfüllen will. Eine gewisse Erdung stört da nicht. Normal musst du sein.

Einfache Leute

Viele haben das noch immer nicht verstanden. Viele Apparatschiks und Establishment-Sozis, die ihr Leben erst auf der Uni, dann im Umfeld der Partei, in Ministerkabinetten, parlamentarischen Ämtern und in Regierungen verbracht haben und denen man die Volksferne von Weitem ansieht, glauben ja echt zum Beispiel, die einstige Wählerklientel habe sich primär wegen Zuwanderung der SPD entfremdet. Viele dieser Leute können nicht einen Satz formulieren, den ein normaler Mensch versteht, und glauben echt, es läge an den Ausländern, dass die weiße Arbeiterklasse nicht mehr den Sozialdemokraten vertraut.

Dabei liegt es ja an ihnen.

Nächste Woche **Nina Apin**

taz shop

Hipsterhockey

Der Pool ist leer, der Himmel hängt voller Sterne

Von Gitti la Mar

Bikepolo ist eine Trendsportart, die sich in den letzten Jahren zunehmender Beliebtheut erfreut und heute in 400 Städten in 50 Ländern gespielt wird. Aber wenn ich erzähle, dass ich Bikepolo spiele, haben die meisten Leute noch nie davon gehört.

Das Erste, was ich sehe, als ich auf dem Weg zu Francos Wohnung in Buenos Aires fahre, ist eine Werbung für einen Burger mit sieben Scheiben Fleisch. Die Bankautomaten gehen nicht. Und wenn sie gehen, gibt es unendlich lange Schlangen davor. Ich bin auf dem Weg zu der lateinamerikanischen Frauen Bikepolomeisterschaft–Interpolas und den lateinamerikanischen Bikepolo Meisterschaften in Rosario. Dort schlafe ich bei Romy.

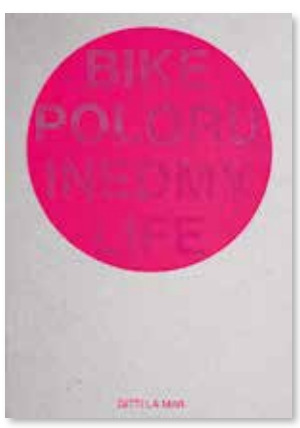
Argentinien ist bekannt für Alfajores, das sind kleine gefüllte Kuchen und für Mate-Tee. Mate-Tee Trinken ist ein heiliges Ritual. Der Tee muss einem angeboten werden, man darf ihn nicht umrühren und den Strohhalm auch nicht berühren. Gleich beim ersten Mal am Poloplatz mache ich alles falsch. Gandul aus Puerto Rico fragt mich nach dem Spiel: „Gitti, do you get it?", ich schaue ihn verwundert an, „I am a lefty", sagt er und lacht. Am Busbahnhof wird uns ein Rucksack geklaut. Die Kolumbianerinnen rollen die größten Joints.

„Cambiamos el futuro para el pasado?" – Ändern wir die Zukunft für die Vergangenheit, fragt das Graffiti auf der Mauer im Vorbeifahren. Plastetüten wehen romantisch über die weite Fläche auf der Wildpferde grasen. In Rosario demonstrieren Frauen gegen den Feminizid und für das Recht auf Abtreibung. Auf der Strasse liegt ein Plakat mit einem Zitat von Frida Kahlo: „Die Schönheit und die Hässlichkeit sind eine Illusion, weil die anderen am Ende immer in unser Inneres schauen." In Argentinien wird es Ende Oktober Frühling, die Mandelbäume blühen lila. Mit meinen mexikanischen Freun–dinnen reise ich durch das Land. Maritzca singt La Cucaracha, ein mexikanisches Revolutionslied, dessen Refrain auf einen General anspielt, den man La Cucaracha, die Küchenschabe nannte und der angeblich ohne Marihuana nicht gehen konnte. In Córdoba schlafen wir bei einem Freund von Franco. Auf dem Dach steigt eine Party, es gibt selbstgemachte Empanadas. An der Wand steht *I Love Nancy*. Der Blick vom Dach über die Stadt ist atemberaubend. Als ich morgens das Fenster öffne, regnet es, die Blätter des

Mangobaums rascheln. Ane meint: „This Bikepolo World is amazing, man findet immer einen Platz zum Schlafen", auf ihrem T-Shirt steht Tourist No Terrorist.

Beim Start habe ich einen atemberaubenden Blick über Buenos Aires. Durch die Wolken scheint die Sonne auf Kühe. Dann folgt, wie nach jedem Turnier der härteste Polopostcomedown ever.

Hier Klicken



Bikepolo ruined my life. Bikepolo saved my life.
1908 war Bikepolo auf Rasen Nebendisziplin bei den olympischen Sommerspielen in London. 1996 wurde Bikepolo in Seattle wiederentdeckt, seitdem wird es auf Asphalt gespielt. Heute gibt es Bikepolo in 400 Städten in über 50 Ländern. Gitti la Mar ist Grafikdesignerin, Fahrradaktivistin und Bikepolospielerin. Sie hat in den letzten Jahren weltweit, vorrangig die Frauen Bikepolo Szene fotografisch festgehalten und ist von Turnier zu Turnier gereist. Das Buch enthält 60 Bilder aus Europa, USA, Mexico und Argentinien und reflektiert einen urbanen Fahrradlifestyle und die Bikepolo-Community. Offene Fadenheftung, 220 x 150 mm, Cover mit fluoreszierendem Farbdruck, reflektiert im Dunkeln, CO-2 freundlich gedruckt auf FSC-Papier und produziert in Berlin 2017
€ 65,00

Erhältlich im taz Shop | www.taz.de/shop
taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
T (030) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de

„Fantasie kann ein Ausweg sein“

Ein Gespräch mit der Schriftstellerin Nhung Dam in Amsterdam über Herkunft, Migration, Heimat, Familie und ihren Debütroman „Tausend Väter“

Interview **Katharina Borchardt**

Die holländische Schauspielerin und Autorin Nhung Dam Foto: Bart Koetsier/ Hollandse Hoogte/laif

taz am wochenende: Nhung Dam, Sie kommen gerade von einer Probe zu Anton Tschechows „Drei Schwestern“. Welche der Schwestern spielen Sie denn?

Nhung Dam: Ich spiele die Irina. Das ist eine Traumrolle für mich. Denn Irina hat so wahnsinnig hohe Erwartungen ans Leben. Sie gibt sich mit nichts so leicht zufrieden. Das passt zu mir. Ich möchte auch so gerne ein besonderes Leben führen.

Eine asiatisch aussehende dritte Schwester – das war kein Problem?

Schon auf der Schauspielschule fand ich Tschechows Stück toll. Doch damals sagte mir ein Regisseur: „Die Irina wirst du niemals spielen. Dann denkt ja jeder, du wurdest adoptiert!“ Doch die Dinge ändern sich. Mittlerweile geht das.

Ihre Eltern kamen Ende der 1970er Jahre als vietnamesische Bootsflüchtlinge in die Niederlande. Sie selber wurden 1984 in Groningen geboren und wuchsen dort am Stadtrand auf, im Migrantenviertel Beijum.

Das Viertel wurde in den 1970er Jahren geplant, und es zogen viele Migranten, Sozialhilfeempfänger und Leute mit niedrigen Einkommen hin. Auch viele traumatisierte Flüchtlinge aus Vietnam wurden damals dort einquartiert, darunter meine Eltern. Für mich war Beijum aber ein sehr farbiger, lebendiger Ort. Es passierten komische und auch unheimliche Sachen. Im Vergleich zu den Bauerngehöften in der Umgebung hatte ich das Gefühl, in einer Kirmeskulisse aufzuwachsen.

Ihr Debütroman „Tausend Väter“ spielt in einem Ort namens Beiahêm. Dort geht es weniger bunt zu. Seit der Vater der elfjährigen Erzählerin Nhung weggegangen ist, herrscht Winter.

Beiahêm ist der alte Name von Beijum. Ich wollte mein Heimatviertel zum Ausgangspunkt für meinen Roman machen, aber auf abstrakte Weise. Als ich mich in die Geschichte der Gegend vertiefte, merkte ich, dass Beijum auf einer Erhöhung liegt und dass dort vor sehr langer Zeit die ersten Menschen in der Region sesshaft wurden. Das hat mich fasziniert. Denn auch wir haben uns da ja angesiedelt. In meinem Roman wird Beiahêm sogar zur Insel, weil das Wasser steigt. Allerdings habe ich die Niederlande bewusst nicht genannt, weil ich diesen Ort universell halten wollte.

Der Platz wird eng, und in der örtlichen Kneipe wird immer lauter gefragt, wer in Beiahêm bleiben darf und wer gehen muss. Die Schülerin Nhung will von sich aus fort. Ständig wird sie gemobbt und bedrängt. Beiahêm bietet einfach keine Perspektive für sie.

Nhung will den Ort nicht unbedingt verlassen, sondern ihm eher entwachsen. Sie wurde da zwar geboren, wird aber dauernd als Fremde abgestempelt. Ich kenne das auch und frage mich oft: Kann man sich irgendwo einfach aus sich selbst heraus zu Hause fühlen? Oder müssen andere Menschen dieses Heimischsein auch zulassen?

Nhung ist sehr allein. Ihr Vater ist verschwunden, und ihre Mutter kommt in eine psychiatrische Einrichtung. Doch ein Segler mit dem verheißungsvollen Namen Amour legt in Beiahêm an und gibt ihr Hoffnung auf ein anderes Leben. Später gerät sie in die Fänge des rechtsgesinnten Vaters einer Schulfreundin. Nhung trägt denselben Namen wie Sie. Erzählen Sie hier Ihre eigene Geschichte?

Plottechnisch musste ich Nhung ganz schön in die Enge treiben. Diese Dramatik gab es so in meinem Leben nicht. Aber das Gefühl, total in der Klemme zu sitzen, das kenne ich auch. Und das Gefühl, dass man sich als Kind in einer Erwachsenenwelt nicht freikämpfen kann. Und dass einem als Kind nicht zugehört wird, auch wenn man manche Dinge viel klarer sieht als die Erwachsenen. Und dass Fantasie ein Ausweg sein kann.

Wie Nhungs Vater hat auch Ihr Vater die Niederlande wieder verlassen. Sie blieben mit Ihrer Mutter allein zurück.

Ja, aber anders als im Roman geschah das nicht auf einen Schlag. Mein Vater war beruflich oft in Vietnam und hat dort eine andere Familie gegründet. Und für diese Familie hat er sich am Ende entschieden. Das hat mich lange beschäftigt. Meine Mutter fühlte sich sehr im Stich gelassen, schließlich hatten die beiden die Flucht aus Vietnam gemeinsam überstanden.

Haben Ihre Eltern Ihnen vom Vietnamkrieg und von der Flucht über das Meer erzählt?

Nein, darüber haben sie nie wirklich gesprochen. Das muss zu traumatisch gewesen sein. Ich wusste wohl, dass sie Flüchtlinge waren, aber genaue Vorstellungen davon hatte ich nicht. Im Gymnasium haben wir irgendwann den Vietnamkrieg durchgenommen. Und da fiel bei mir auf einmal der Groschen: Das ist ja die Geschichte meiner Eltern! Ich weiß noch, dass in unserem Geschichtsbuch ein Foto von so einem überfüllten Boot abgedruckt war und dass ich auf dem Foto meine Eltern gesucht habe. Als ich nach Hause kam, wollte ich sie danach fragen, aber sie wehrten meine Fragen ab. Wir haben seither auch nicht mehr richtig darüber geredet. Einmal aber habe ich meine Mutter mit nach Amsterdam genommen, und wir mussten dort mit der Fähre über den Fluss IJ. Da bekam sie auf einmal große Angst vor dem Boot und vor dem Wasser. Das musste noch von der Flucht herrühren.

In Ihrem Roman gibt es eine Szene, in der Sie die Flucht der Eltern in einem Boot beschreiben …

… aber genau diese Szene habe ich fast komplett erfunden. Natürlich habe ich Dokumentationen gesehen und Fluchtgeschichten gelesen. Aber die Geschichte meiner Eltern kenne ich nicht genau.

Es gibt inzwischen einige weltweit sehr erfolgreiche Autor*innen deren Herkunft auf unterschiedliche Weise mit Vietnam verknüpft ist. Viet Thanh Nguyen etwa oder Kim Thúy. Oder auch Linda Lê und Ocean Vuong. Lesen Sie die Bücher dieser KollegInnen?

Ich habe ihre Bücher zu Hause, aber ich habe kein einziges davon gelesen. Immer wenn ich eins aufschlage und ein Stück lese, dann denke ich: Das kenne ich alles schon! Die vietnamesische Kultur kenne ich so gut, doch die niederländische Kultur musste ich mir mühevoll aneignen. Auch um den Niederländern immer wieder zu beweisen, dass ich hierher gehöre und dass ich so bin wie sie. Vieles habe ich erst sehr spät kennengelernt, zum Beispiel die Musik von den Beatles. Zu Hause hörten wir vietnamesische Musik, wir sprachen vietnamesisch, und wir aßen mit Stäbchen. Ich weiß noch, wie ich einmal bei einer Schulfreundin zum Essen eingeladen war, und ich konnte noch nicht mit Messer und Gabel umgehen. Es gab Frikadellen, und mir ist eine davon quer über den Tisch geflutscht. Es war schrecklich.

Trotzdem haben Sie diese Bücher gekauft, und Sie bewahren sie zu Hause auf?

Ja, das ist komisch. Ich weiß auch nicht warum.

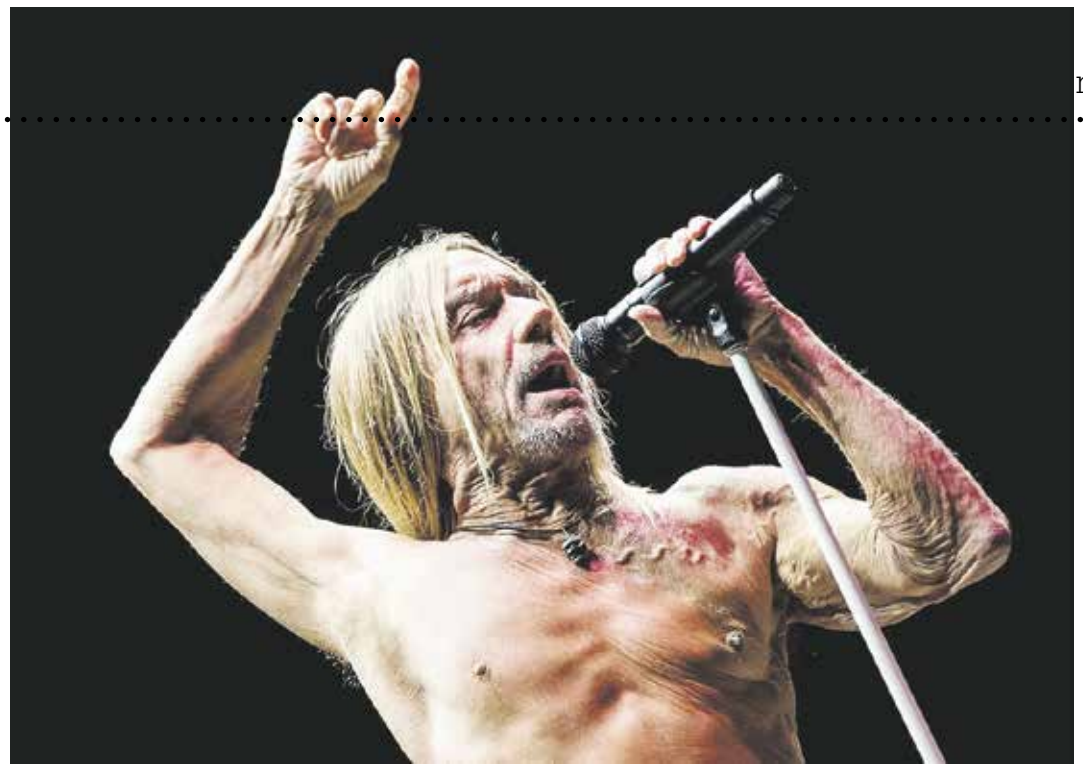
Haben Sie – wie Nhung im Roman – auch manchmal Lust aufzubrechen und nochmal woanders hinzugehen?

Weggehen würde ich nicht. Ich habe mir die niederländische Sprache so zu eigen gemacht – woanders könnte ich mich als Autorin und Theatermacherin ja gar nicht ausdrücken. Aber ich habe oft Sehnsucht nach einem ganz anderen Leben. Ich bin sehr stark auf der Suche, auch nach dem Kern der Geschichte, die ich eigentlich erzählen will. Immer jage ich hinter etwas her. Ich strenge mich deshalb oft sehr an, aber ich weiß nicht genau warum. Eigentlich bin ich ziemlich erfolgreich, aber ich muss ständig weiter. Ich frage mich: Suche ich das Glück für mich selbst, oder versuche ich, etwas für meine Eltern zu kompensieren? Aus den Opfern, die sie gebracht haben, ist mein Leben ja hervorgegangen.

Nhung Dam: „Tausend Väter“. Aus dem Niederländischen von Bettina Bach und Christiane Kuby. Ullstein Verlag, Berlin 2019, 400 Seiten, 20 Euro.

Nhung Dam

wurde 1984 im niederländischen Groningen geboren. Ihre Eltern sind aus Vietnam geflohen und bauten sich in Groningen über einen Imbiss eine neue Existenz auf. Nhung Dam studierte Psychologie und besuchte später die Theaterschule in Amsterdam. Sie ist Theaterautorin und Schauspielerin. Zuletzt spielte sie die Irina in Anton Tschechows „Drei Schwestern“. Ihr Debütroman „Tausend Väter“ erzählt von der elfjährigen Nhung, die als Kind vietnamesischer Eltern an einer Küste „am Rande der Welt“ aufwächst.



Iggy Pop bei einem Auftritt 2019 in Spanien
Foto: Oscar Corral/imago

Wunderbar melancholisch

Frisch, fromm, fröhlich und frei: Iggy Pops tiefenentspanntes neues Album „Free“

Von **Ulrich Gutmair**

In der fünften Ausgabe des legendären Düsseldorfer Punk-Fanzines *The Ostrich* erschien ein Nachruf von Franz Bielmeier alias Mary Lou Monroe: „Mein Gott, Iggy ist tot! Iggy Pop, einer der größten Helden unserer Zeit, starb am 21. 9. 1977. An diesem Tag hörte ich nämlich seine neue LP ‚Lust for Life‘ zum ersten Mal. Seit diesem denkwürdigen Tag hat sich schwere Trauer auf uns alle herabgesenkt, und viele von uns, Leute aus der alten Garde, denen ‚Raw Power‘ und ‚Metallic K.O.‘ noch feste Begriffe sind, sehen sich eines Idols, auf dessen Worte und Taten man sich immer, sogar zu schlimmsten Discosound-Zeiten, verlassen konnte, beraubt.“

Im Vergleich zu den alten Aufnahmen von Iggy and The Stooges war sein Soloalbum „Lust for Life“, das er mit David Bowie aufgenommen hatte, den Hardcore-Fans wohl einfach zu lahm und zu „arty“. Auf ähnliches Unverständnis stößt heute auch Iggy Pops neues Album „Free“. Dessen „Unschärfe“ sei frustrierend, notierte ein Rezensent des US-Internetmusikmagazins *Pitchfork*.

Dabei ist „Free“ ein sehr schönes, um nicht zu sagen: erhabenes Album. Musikalisch lebt es von den sphärischen “Guitarscapes“ von Sarah Lipstate alias Noveller aus Brooklyn, die mit viel Reverb weite Räume aufmachen, den funky geblasenen Melodien des Jazztrompeters Leron Thomas aus Houston und natürlich der Stimme von Iggy selbst, die er wie ein Instrument einsetzt. Beide Künstler, Lipstate und Thomas, hat Iggy Pop selbst entdeckt, als er unbekannte Musik für seine BBC-Radioshow „Iggy Pop Confidential“ suchte.

Ausgebrannt und müde sei er vor den Aufnahmen für dieses Album gewesen. So hat er es für seine Linernotes ins Telefon diktiert, als er im Auto mittags durch seine Wahlheimat Miami fuhr, die sommerliche Stadt, die Sonnenbrille auf der Nase: „Ich trage gern Sonnenbrille, wenn ich über diese Musik nachdenke. Und wenn ich sie mir anhöre.“

Ausgangspunkt für „Free“ waren zwei Gedichte. Eins von Lou Reed, „We Are the People“, das die Verfassung zitiert und vom desolaten Zustand der USA handelt, „We are the people who conceive our destruction and carry it out lawfully“, und ein klassisches von Dylan Thomas, „Do Not Go Gentle Into That Good Night“.

Thomas und Lipstate komponierten Musik dazu und schrieben außerdem weitere Songs, an denen Iggy Pop zum Teil mitarbeitete: „Das ist ein Album, auf dem andere Künstler für mich sprechen, ich leihe ihnen meine Stimme. Dieses Album ist mir zugestoßen, und ich habe es geschehen lassen.“

Etwas geschehen zu lassen ist im Zeitalter von Social-Media-Zynismus und Selfie-Narzissmus vielleicht der radikalste Akt überhaupt. „Positive thoughts make a brighter you / Your sense of community is going to kill you“, singt Iggy dazu auf „Glow in the Dark“. Sich etwas zustoßen zu lassen ist die praktische und wunderbare Melancholie, die sich als roter Faden durch dieses Album zieht.

Das Stück, das am stärksten an den Iggy der späten Siebziger und frühen Achtziger erinnert, heißt „James Bond“ und handelt von einer Frau, die der James Bond ihres Lovers sein will, was nicht etwa von Empowerment, sondern einer manipulativen Beziehung erzählt: „She'll become a double agent if you try her patience / So let her be your James Bond.“

> **„Dieses Album ist mir zugestoßen“**
> **Iggy Pop**

Von der allgegenwärtigen Onlinepornografie ist in „Dirty Sanchez“, dem heimlichen Hit dieses Albums, die Rede, und anscheinend scheint Iggy Pop lange darüber nachgedacht zu haben, ob er die Zeilen „Just because I like big tits / Doesn't mean I like big dicks“ wirklich singen soll. Die Power, die dieser Song entwickelt, ist unter anderem der genialen Idee zu verdanken, dass zwei Männerstimmen, je eine auf dem linken und dem rechten Kanal, jede Zeile von Iggy wiederholen, einen Refrain gibt es nicht.

Nur eine gute halbe Stunde lang ist „Free“, die sich aber endlos in Raum und Zeit auszudehnen scheint. Iggy ist frei, und er bleibt also der Mann, „auf dessen Worte und Taten man sich immer verlassen kann“.

Iggy Pop: „Free“ (Caroline International/Universal).
Alle Folgen der Radiosendung „Iggy Pop Confidential“ finden sich auch als Podcast auf der Homepage der BBC

das kommt

„Wer sich nicht in Gefahr begibt, der kommt drin um!“

Das Berliner Ensemble verstärkt die Berliner Debattenkultur: Am 4. 11. erinnern unter dem Titel „Wer sich nicht in Gefahr begibt, der kommt drin um!“ Pamela und Wolf Biermann zusammen mit Wang Dan, Liao Yiwu und Peigen Wang an die Demonstrationen gegen das SED-Regime im Jahre 1989. Sie wollen mit einer Lesung und einem Konzert „ein Zeichen gegen politische Tyrannei“ setzen. Und am 5. 11. startet Michel Friedman seine neues theatrales Debattenformat. Zum Auftakt gibt es „Die gespaltene Gesellschaft – Friedman im Gespräch mit Dietmar Bartsch und Christian Lindner“. FDP und Linkspartei im Gespräch, das Berliner Ensemble wagt es tatsächlich, konträre Positionen auf die Bühne zu bringen. Ob die anderen Häuser da bald nachziehen werden?
4. 11. und 5. 11. Berliner Ensemble, Berlin

Woche unabhängiger Buchhandlungen

Warum eigentlich nicht mal die kleinen, unabhängigen Buchläden der Republik feiern? Das dachte sich vor fünf Jahren David Mesche, Mitinhaber der Berliner Buchbox!-Buchhandlungen und rief die „Woche unabhängiger Buchhandlungen“ ins Leben. Diese Aktionswoche begeht man nun jährlich Anfang November, dieses Jahr beginnt sie am Samstag. Mehr als 750 Buchhandlungen bundesweit nehmen teil, heute finden am „Autorensamstag“ Buchvorstellungen, Lesungen und Signierstunden statt. Über die Woche verstreut gibt es vielerorts weitere Veranstaltungen. Infos unter: wub-event.de
Bis 9. 11. , bundesweit

Solidarität mit Aslı Erdoğan

Ein durch seine Aufbereitung verfälschtes Interview im europäischen Ausland führt zu einer neuerlichen Kampagne gegen die Schriftstellerin in der Türkei

Von **Jürgen Gottschlich**

Wegen eines Interviews in der italienischen Zeitung *La Repubblica,* das später von der belgischen Zeitung *Le Soir* verfälscht nachgedruckt wurde, wird die Schriftstellerin Aslı Erdoğan jetzt in türkischen Medien und im Internet massiv beschimpft.

Für zwei Sätze, „die ich so nie gesagt habe“, wie sie in einer Erklärung schreibt. Die in der Türkei verfolgte Schriftstellerin Aslı Erdoğan, die seit Längerem in Europa im Exil lebt und derzeit Gast des „Writers in Exil“-Programms des deutschen PEN ist, hatte in einem Interview mit *Repubblica*, das vor gut zehn Tagen erschienen war, über die nationalistische und militaristische Indoktrination gesprochen, der türkische Schulkinder bereits in der Grundschule ausgesetzt seien. Das Interview fand nach dem türkischen Einmarsch in Nordsyrien statt, der zum Ziel hat, die kurdische Miliz YPG zu vertreiben und eine autonome kurdische Region in einem Nachkriegssyrien zu verhindern. Deshalb brachte der Interviewer die Kurdenfrage immer wieder ins Spiel, weshalb Erdoğan dann zum Schluss noch konstatierte, dass alle Parteien im Parlament mit Ausnahme der kurdisch-linken HDP dazu neigen, kurdische Organisationen per se als terroristisch zu denunzieren.

Obwohl Aslı Erdoğan das wörtlich so nicht gesagt hat, machte *Repubblica* daraus die Überschrift: „Wir werden indoktriniert, die Kurden als Feinde zu sehen“. Trotzdem passierte erst einmal gar nichts, das Interview wurde in der Türkei kaum wahrgenommen. Erst als die belgische *Le Soir* acht Tage später das Interview übersetzte und dabei grob verfälschte, brach der Sturm los. Bei *Le Soir* hieß es: „Von der Grundschule an lernen wir die Kurden zu hassen“ und über das türkische Parlament, so *Le Soir,* habe sie gesagt: „Alle politischen Kräfte im Parlament sind Terroristen, mit Ausnahme der HDP“. Diese Version griff die russische Propagandaplattform Sputnik auf und brachte sie weltweit unter die Leute. Das Ergebnis: Aslı Erdoğan wird nun in vielen türkischen Medien übel beschimpft, beleidigt und sogar mit dem Tode bedroht. Auch in regierungskritischen Kreisen wurde angemerkt, dass man zwar von nationalistischer Erziehung sprechen könne, doch dass der Kurde an sich „systematisch zum Feind“ gemacht würde, sei Quatsch.

Tatsächlich kämen die Kurden im normalen türkischen Schulunterricht überhaupt nicht vor. Auch Leute, die nicht als extreme Nationalisten bekannt sind, warfen, wie etwa Ahmet Hakan in der *Hürriyet,* Aslı Erdoğan vor, sie wolle sich wohl mit solchen Interviews wie vor ihr schon Orhan Pamuk für den Literaturnobelpreis ins Gespräch bringen.

Aslı Erdoğan vermutet nun eine gesteuerte Kampagne gegen sie, der PEN fordert die türkischen Journalisten auf, sie sollten doch besser recherchieren, und überhaupt solle sich nun Bundesaußenminister Heiko Maas, der sich gerade erst in Ankara mit seinem türkischen Kollegen Mevlüt Ç avuşoğlu verbrüdert hat, der Causa annehmen.

Zum Glück ist Aslı Erdoğan, die ja bereits wegen angeblicher Unterstützung der kurdischen „Terrororganisation PKK“ in der Türkei im Gefängnis saß, in relativer Sicherheit in Deutschland.

Anders als viele ihrer KollegInnen braucht sie keine Angst zu haben, wieder verhaftet zu werden. Die türkischen Medien sind durch den Krieg in Nordsyrien gerade besonders nationalistisch eingestimmt. Ein Interview wie in *Le Soir* dient da als Steilvorlage.

Anzeigen

Mit „Erika“ unterm Arm um die Welt

„Einsame Weltreise“ im Jahr 1919: Die Reiseberichte von Alma M. Karlin sind wieder erhältlich

Eine kleine Frau mit Hut auf einem dunklem Pagenkopf, die eilig einen Bahnsteig entlangläuft, unterm Arm eine „Erika“-Schreibmaschine, die ihr wichtiger ist als alles andere: So in etwa kann man sich die Schriftstellerin Alma M. Karlin im November 1919, vor nun 100 Jahren, zu Beginn ihrer achtjährigen Reise um die Welt vorstellen.

Sie selbst beschreibt sich rückblickend als naiv und größenwahnsinnig, als eine, die an einem entzündeten „Einbildungsnerv“ leidet. Von ihrer Heimatstadt Celje – heute Slowenien – bricht sie auf und durchkreuzt mit zahllosen Schiffen mühevoll, entbehrungsreich und meist in der wenig luxuriösen dritten Klasse die Weltmeere. Ihren ersten Hochseedampfer besteigt sie in Italien, der bringt sie über die Kanaren zur Küste Mittelamerikas. Von dort reist sie mit Unterbrechungen – um mit verschiedenen Jobs Geld für die Weiterreise zu verdienen – nach Peru, Panama, Kalifornien, Hawaii und schließlich über den Pazifik nach Japan und China. Ihre Reiseeindrücke schreibt Karlin auf und veröffentlicht sie nach ihrer Rückkehr 1929 unter dem Titel „Erlebnisse und Abenteuer einer Frau im Reich der Inkas und im Fernen Orient“ – damit wird sie in ganz Europa berühmt. Jetzt ist das Buch, das nur noch antiquarisch zu bekommen war, unter dem Titel „Einsame Weltreise“ in einer Neuauflage erschienen.

Karlin schreibt in leichtem, plastischem, oft selbstironischem, aber nie beschönigendem Ton über Naturbeobachtungen, über Menschen, denen sie begegnet, und über die Faszination für alles Neue. Sie erzählt von den klaustrophobischen Zuständen, die sich an Bord der Hochseedampfer einstellen, über Seekrankheiten, schlechtes Essen, Läuse und Erbrochenes. Besonders während ihrer Zeiten an Bord übt Karlin, die sich eigentlich zur „besseren“ Gesellschaft zählt, Kritik an der Klassengesellschaft: „Warum behandelt man den, der nicht mehr als fünfzig Dollar für eine kürzere Fahrt bezahlen kann, wie ein minderwertiges Tier und den, der hundertfünfzig aus seinem Überfluss zahlt, wie einen gottbegnadeten Fürsten?“

Karlin zeigt auf, was es damals bedeutete, als eine Frau ohne gesichertes Einkommen, aber mit starkem Drang nach Autonomie und künstlerischer Freiheit, die sich keinesfalls an einen Mann binden möchte, allein um die Welt zu reisen. Viele Vorfälle könnte man sich problemlos im Heute vorstellen: Fast andauernd wird sie Opfer sexueller Belästigung. Dies führte bei Karlin zu einem Zustand permanenter Alarmbereitschaft, immer wieder hat sie Weinkrämpfe, sie schildert ein „seelisches und geistiges Unklarsein“, das sie auf das ständige Gefühl des Ausgeliefertseins zurückführt.

Leider offenbaren sich in den Schilderungen auch rassistische und imperialistische Denkweisen: Obwohl sie sexuelle Belästigung von Männern verschiedenster Klassen und Nationalitäten erlebt, führt sie diese bei den nicht aus Europa stammenden Männern immer auf „Wildheit“ und „animalische“ Instinkte zurück. Auch abgesehen davon scheint sie sich als Europäerin in einer überlegenen Position zu sehen. Ihr Roman ist so auch Zeugnis eines europäischen Überlegenheitsgefühls, das lange Zeit die Norm war und in vielen Köpfen unbewusst bis heute tief verankert ist.

Annina Bachmeier

Alma M. Karlin: „Einsame Weltreise“. AvivA Verlag, Berlin 2019, 400 Seiten, 22 Euro

Hauptfigur Tucker Caliban sagt: „Für meine Rechte kämpfe ich selber.“ Straßenszene, Arkansas, 1958 Foto: Bettmann/getty

Über Bande

William Melvin Kelleys Roman „Ein anderer Takt“ aus dem Jahr 1962 ist nun erstmals in deutscher Sprache erschienen – eine wichtige Wiederentdeckung der afrofuturistischen Literatur

Von **Susanne Messmer**

Das Ganze beginnt wenig spektakulär. Eine Handvoll weißer Männer lungert auf der Veranda eines Lebensmittelgeschäfts herum. Sie haben offenbar nicht viel Sinnvolles zu tun, sehen den wenigen Geschehnissen in der Kleinstadt zu, erzählen sich dabei wilde Geschichten. Nur einer von ihnen hat offenbar etwas mehr von der Welt verstanden, ein Mister Harper. Nachdem er seinen Sohn im Ersten Weltkrieg verloren hat, setzt er sich in einen Rollstuhl und beschließt, nie wieder daraus aufzustehen.

Nach ein paar Seiten gibt Mister Harper dem Drängen der anderen nach und erzählt ihnen ihre Lieblingsgeschichte, eine Art Legende – und auch als Leser ist man damit vollständig im Buch. Dieser Mythos handelt von einem Sklaven, der sich vor vielen Jahren – kaum, dass er das Schiff aus Afrika verließ – selbst befreite. Am Ende aber wird er doch vom Plantagenbesitzer erschossen, der ihn zu besitzen meint.

Die Geschichte, so stellt sich später heraus, erzählt von den Vorfahren der beiden Hauptfiguren des Romans „Der andere Takt“ von William Melvin Kelley. Kelley ist ein weiterer vergessener Großer der afroamerikanischen Literatur, 1937 geboren und 2017 gestorben; sein Debüt erschien 1962 unter dem Titel „A Different Drummer“ in Amerika. Als erster Roman dieses Autors überhaupt ist es kürzlich auf Deutsch erschienen.

Tucker Caliban und David Willson sind die beiden Haupthelden dieses streng komponierten, sehr verknappten und darum kraftvollen Romans, der eigentlich ein utopischer ist, denn er handelt von einem fiktiven Bundesstaat im Süden Amerikas, den im Sommer des Jahres 1957 wie in geheimer Verabredung sämtliche afroamerikanischen Einwohner verlassen. Auslöser für diesen großartigen Akt der Selbstermächtigung ist kein geringerer als Tucker Caliban selbst, der Enkel des sagenhaften ermordeten Sklaven – und der Mann, der vielleicht fast genauso von diesen Ereignissen profitiert, ist David Willson, der Enkel des ebenso sagenhaften Mörders.

David Willson, so stellt sich erst spät im Buch heraus, war nämlich vor vielen Jahren auf dem besten Weg, sich von den Zwängen seiner Herkunft zu befreien, um dann doch einzuknicken. Es wird erzählt, wie er in Cambridge studiert und sich mit einem afroamerikanischen Kommilitonen anfreundet, der nach dem Tod der Mutter zurück nach New York muss. David bleibt seinen fortschrittlichen Idealen treu, wird Nachwuchsreporter bei einer Zeitung und schickt seinem Freund Artikel über die „zersetzende Wirkung der Rassentrennung“ nach New York, damit dieser sie unter Pseudonym in linken Zeitschriften unterbringt. Dann aber fliegt David auf – und damit platzen seine Träume, er geht zurück, um, wie er glaubt, für den Rest seines Lebens „Pachten zu kassieren“.

Noch spannender aber als David ist die Figur Tucker Calibans – vor allem, weil er nicht aus eigener Perspektive beschrieben wird, sondern über Bande, über David Willsons Tochter Dymphna zum Beispiel. Erst hier begreift man als Leser, wie folgenreich der Kunstgriff Kelleys ist, konsequent nicht aus der Perspektive der eigenen Leute zu schreiben, sondern aus der Sicht jener, auf deren Mist das sogenannte Rassenproblem eigentlich gewachsen ist.

Kelley, so erfährt man im Vorwort der Journalistin Kathryn Schulz, wuchs in einem Viertel auf, wo vor allem italienische Einwanderer lebten, und schaffte es als einer von wenigen afroamerikanischen Kindern an eine angesehene Schule, wo er vor allem reiche, jüdische Freunde fand.

Äußerst skeptisch war William Melvin Kelley gegenüber den Möglichkeiten, das Leben der Afroamerikaner in einer Sprache nachzubilden, die nicht die ihre ist. In Kelleys folgenden, immer schwierigeren Romanen trat dies noch klarer zutage: Er versuchte zunehmend, die Sprache neu zu erfinden, sie aus Slang und Wortspielen zusammenzusetzen – und all das war auch immer schwerer zu entziffern, so dass Kelley weniger und weniger Leser fand. Als sein letztes Buch herauskam, war er 32 Jahre alt. In den nächsten 47 Jahren schrieb er zwar diszipliniert weiter, geriet aber in Vergessenheit.

Die Sprachskepsis dieses großartigen, nun wiederzuentdeckenden Autors kommt übrigens in „Ein anderer Takt“ nicht nur darin zum Ausdruck, wie er von seinem Helden Tucker Caliban erzählt, sondern auch, was er über ihn berichtet. Denn Tucker redet so wenig, dass daran fast seine Ehe mit der schönen, gebildeten Bethrah Scott zerbricht. Wie Tucker arbeitet auch sie im Haus der Nachkommen der Plantagenbesitzer, der Willsons.

Eines Abends erzählt sie Dymphna Willson von einem Abend kurz nach der Hochzeit, an dem Bethrah ihre ehemaligen Collegefreunde trifft. Als einer von ihnen von der National Society for Colored Affairs erzählt und Bethrah ihre ruhende Mitgliedschaft wiederbeleben will, weigert sich der mitgeschleppte Tucker, ihr einen Dollar für die Mitgliedskarte zu leihen. Er sagt nur: „Die setzen sich aber nicht für meine Rechte ein. Für meine Rechte kämpfe ich selber.“ Bethrah ist so verletzt, dass sie Tucker verlässt, nach einer Woche aber kehrt sie zu ihm zurück. „Tucker weiß einfach, was er zu tun hat“, sagt sie zu ihrer weißen Freundin. Wenig später folgt sie ihm auf eine Farm, die er David Willson abgekauft hat.

Am Ende hilft Bethrah ihrem Mann Tucker auch noch dabei, die Tiere zu erschießen, das Haus zu verbrennen und das Land auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Da erscheint es auf einmal gar nicht mehr so utopisch, dass ihm sämtliche Afroamerikaner in diesen Bundesstaat folgen.

William Melvin Kelley: „Ein anderer Takt“. Aus dem amerik. Englisch von Dirk van Gusteren. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2019, 300 S., 22 Euro

Anzeige

HEART CHAMBER
Uraufführung am 15. November 2019
Von **Chaya Czernowin** — **Johannes Kalitzke** Dirigent, **Claus Guth** Inszenierung
Mit **Patrizia Ciofi, Noa Frenkel, Dietrich Henschel, Terry Wey** u.a.
DEUTSCHE OPER BERLIN
Karten und Infos: deutscheoperberlin.de

Anzeige

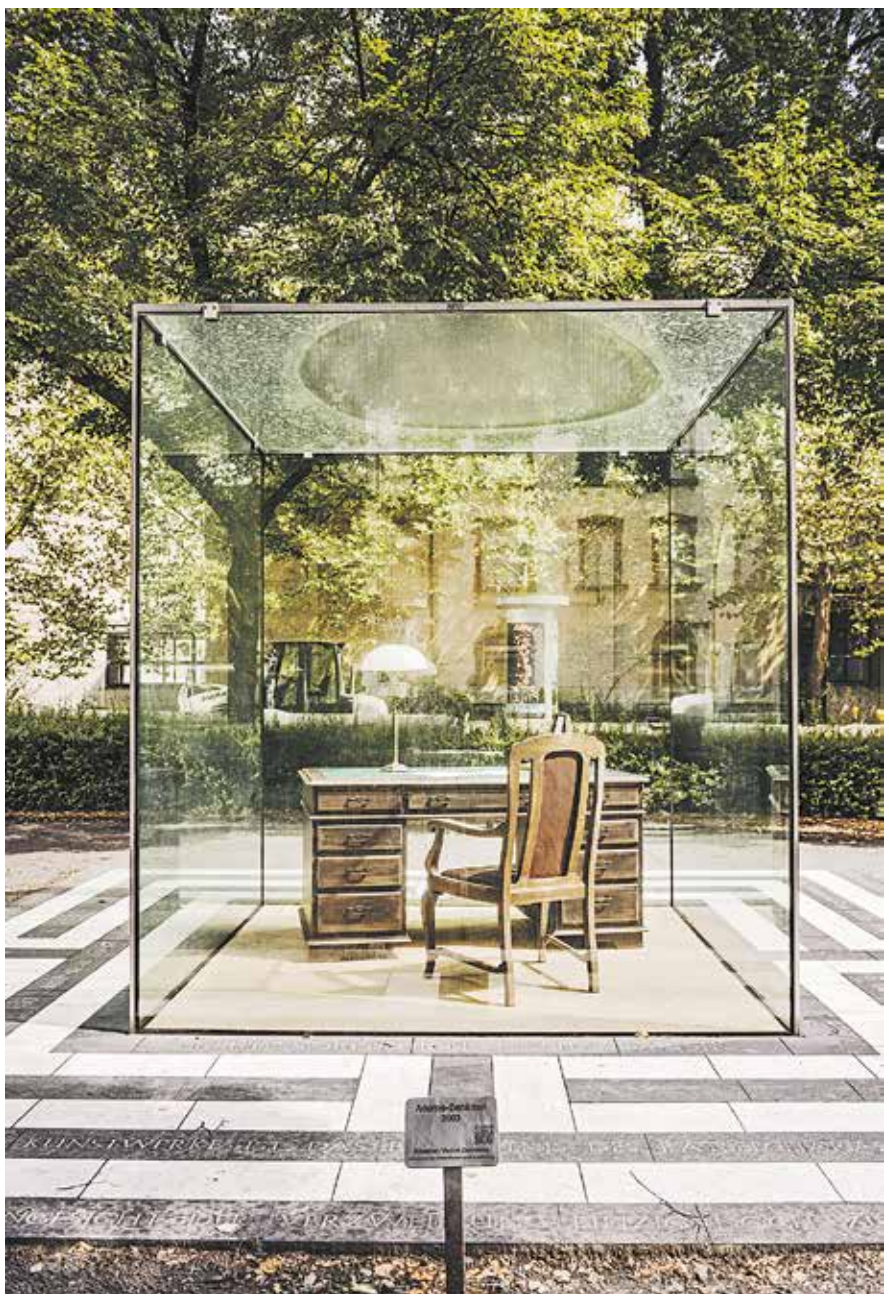
DIE NEUE EMMA!
Wir küren **Kollegah** zum **Sexist Man Alive 2019.**
EMMA. BLEIBT MUTIG!
emma.de

EMMA TESTEN!
3 Hefte zum ½ Preis
Nur 12 € (statt 23,70)
emma.de/abo

„Ich überlasse Ihnen das zum Weiterdenken“

Adorno hatte als öffentlicher Intellektueller großen Einfluss auf Debatten. Einiges ist noch immer aktuell – Stichwort Rechtsradikalismus oder Städtebau

Von **Gerhard Schweppenhäuser**



Adorno-Denkmal, Frankfurt. Besser, man pflegt das Weiterdenken Foto: D. Schwelle/laif

Adorno-Einführungen haben Konkurrenz bekommen, denn jetzt gibt es eine, die vom Meister selbst stammt. Michael Schwarz hat aus dem Nachlass 20 Vorträge rekonstruiert, die Adorno nach der Rückkehr aus dem Exil bis zur Zeit der Student*innenbewegung in freier Rede hielt.

Als Grundlage der Edition, die sorgfältig und hilfreich kommentiert ist, dienten Tonaufzeichnungen und schriftliche Überlieferungen. Außerdem hat Schwarz die Notizen und Materialien herangezogen, die Adorno zur Vorbereitung und während der Präsentationen benutzt hat. Soziologie, Musik, Literatur, Bildung und Erziehung: Das sind die Gebiete, auf denen Adorno sich dort bewegt.

Mai 1968

Wo war Adorno, als der Mai 68 zu Ende ging und die Frankfurter Polizei eine Razzia im SDS-Büro veranstaltete? Nun, er erläuterte abends in der Frankfurter Musikhochschule eine Schönberg-Aufführung, an deren Einstudierung er mitgewirkt hatte.

Das war aber keine Flucht in die ästhetische Komfortzone. Adorno ergründete in der Musikhochschule die Schwierigkeiten des Konzepts „Die Phantasie an die Macht“, das im Pariser Mai auf der Tagesordnung stand. Er zeigte, wie die radikale Moderne künstliche musikalische Paradiese aufbaut: eine „hermetisch verschlossene, reine Phantasielandschaft, einen imaginären Raum“, in dem dann aber „das Gefühl eines in sich Kreisenden, Geschlossenen, Gefangenen“ gestaltet wird.

Bis zu seinem Tod im August 1969 hat Adorno mehr als 300 öffentliche Vorträge im ganzen Land gehalten. Dazu kamen etwa 300 Auftritte im Radio. „Man konnte Adorno also fast jede Woche irgendwo hören“, resümierte Michael Schwarz 2011 in einem Aufsatz über „Adorno am Mikrophon“.

Amerika – reale Humanität

Ironischerweise durchmisst gerade der Vortrag, den Adorno am häufigsten gehalten hat, ein Gebiet, auf dem er bis heute missverstanden wird. Zwischen 1956 und 1966 ging er neunzehnmal der rhetorischen Frage nach: „Sind amerikanische und deutsche Kultur vergleichbar?“ Seine These: In einer entwickelten bürgerlichen Tauschgesellschaft verschwinden zwar Momente der kulturellen Tradition und der Avantgarde, die Impulse für die Kritik jener Gesellschaft geben können. Dafür entsteht aber eine demokratische Alltagskultur, in der reale Humanität verwirklicht wird wie nirgendwo sonst.

Wer diesen Vortrag (unter dem Titel „Kultur und Culture“) heute liest, findet frappante Parallelen zum Ansatz der angelsächsischen Cultural Studies, die sich in den 1960ern formierten (ohne von Adorno bemerkt zu werden). Man erkennt, dass Adornos Kritik der Kulturindustrie keine Kulturkritik war, schon gar keine konservative, sondern Gesellschaftskritik. Kritik einer Lebensform, die, wie Fred Jameson zusammengefasst hat, durch „einen Zweig der miteinander verquickten Monopole des Spätkapitalismus“ dominiert wird, der „Geld aus dem schlägt, was für gewöhnlich Kultur genannt wurde“. Von dort aus betonte Adorno immer wieder, wie obsolet bildungsbürgerlicher Kulturhochmut ist.

Und er wollte seinem Publikum kulturelle Vorlieben madig machen, die er für rückständig hielt: „die sogenannte Barockmusik“, den Neoklassizismus oder den Jazz („Ich finde ihn nur langweilig“). Wer sich mit der Materie auskennt, wird solche Urteile problematisch finden; trotzdem wirken sie erfrischend – im heutigen Klima, wo man immerzu Angst hat, jemandem auf die Zehen zu treten.

Adorno war gerade erst aus dem Exil zurückgekehrt, als er 1949 beim Kolloquium für Städtebau an der TH Darmstadt über „Städtebau und Gesellschaftsordnung“ sprach. Er erläuterte, warum unsere spontane ästhetische Wahrnehmung urbaner Schönheit und Hässlichkeit oberflächlich bleibt und wieso es falsch sei, zerstörte Städte historistisch zu rekonstruieren. Indem er die Entstehung historischer Stadtbilder auf die sozialen Produktionsverhältnisse ihrer Zeit zurückführte, skizzierte er, dass Stadtsoziologie und Ästhetik als Ideologiekritik zu verstehen sind.

Ohne Hochmut

Adorno hat das neomarxistische Konzept der kritischen Theorie immer wieder auf zugängliche Art und Weise vorgestellt. Hört man im Vergleich die hochmütig-abweisende Diktion Heideggers in Radiodokumenten aus jener Zeit, wird spürbar, wie wichtig es Adorno war, verstanden zu werden. Er wollte aufklären. Mit seiner Medienpräsenz stellte er alle anderen bekannten Denker jener Zeit in den Schatten.

Dass es ihm nach der Rückkehr aus der Emigration aber um die „intellektuelle Gründung der Bundesrepublik“ gegangen sei, wie der Soziologe Friedrich H. Tenbruck behauptete, ist ein schiefes Bild. Adorno betonte immer wieder seine Kritik an den Geburtsfehlern des Bonner Projekts, in dem es, aufgrund personeller und struktureller Kontinuitäten, nicht zum radikalen Bruch mit dem autoritären Vorgängerstaat kommen konnte.

Die soziale Herrschaftsform hatte sich geändert, aber nicht die Eigentumsverhältnisse: die profitorientierte Verfügung über Arbeit und Dienstleistungen. Die demokratische Herrschaft, die die autoritäre abgelöst hatte, sei jederzeit in Gefahr, ihre neuen Freiheitsspielräume wieder preiszugeben. Solange Menschen Objekte wirtschaftlicher und politischer Verwaltung sind, konnte es für Adorno keine wahrhafte Freiheit geben, dafür müssten sie Subjekte ihrer gesellschaftlichen Praxis werden.

Adorno sah die Gefahr nicht von außen kommen. Das „Potential des Rechtsradikalismus“ liege darin, „daß die gesellschaftlichen Voraussetzungen des Faschismus nach wie vor fortbestehen“. Dafür sei zum einen „die nach wie vor herrschende Konzentrationstendenz des Kapitals“ verantwortlich, sagte er 1967 in Wien. Zum andern, das hatte er 1960 in Ingelheim ausgeführt, der „aggressive Nationalismus“. Und vor allem die psychische Disposition des „autoritätsgebunden Charakters“, die es ermöglicht, dass „Menschen sich für irrationale Ziele einspannen lassen, die sie selbst zerstören“.

Es sind nicht nur autoritäre Gesellschaften, die autoritäre Charaktere hervorbringen. Auch in den liberalen westlichen Demokratien sei „die Einrichtung unserer ökonomischen Verhältnisse autoritär“. So ließen sich Selbstbestimmung und Freiheit seelisch und gesellschaftlich nicht verwirklichen.

Adornos Sozialpsychologie des autoritären Charakters dürfte ein Grund des analytischen Vorsprungs sein, den die kritische Theorie bis heute vor der Systemtheorie hat. Deren Vertreter konnten nach den jüngsten Wahlerfolgen der AfD in Sachsen und Brandenburg zwar darauf hinweisen, dass die Partei keine praktikablen Alternativen zur herkömmlichen Politik anbietet, dass sie nicht einmal ein politisches Programm hat. Aber sie konnten nicht erklären, wieso die Leute die Partei dennoch wählen.

> Kultur und Bildung sollten Räume des geistigen Widerstands werden

Wenn es nach Adorno ging, sollten Kultur und Bildung Räume des geistigen Widerstands werden: gegen Konformismus, gegen das Sich-Abfinden mit den bestehenden Herrschaftsverhältnissen. Treffender als die These der „intellektuellen Gründung“ der BRD ist daher die Darstellung des Soziologen Alex Demirović. Er hat die Geschichte der Frankfurter Schule seit 1949 als Projekt beschrieben, bei dem „nonkonformistische Intellektuelle“ ausgebildet werden sollten.

Unter den kommunikativen Vorträgen aus Adornos Nachlass ist übrigens keiner, der sich direkt mit philosophischen Themen und Problemstellungen beschäftigt. Adorno-Einführungen sind also vielleicht doch nicht überflüssig geworden.

Theodor W. Adorno: „Vorträge 1949–1968“. Hrsg. v. Michael Schwarz. Suhrkamp, Berlin 2019, 786 S., 58 Euro

Weilen, eilen, heilen

Neurowissenschaft und Gefühl: Claudia Hammond analysiert unsere Zeitwahrnehmung

Von **Katharina Granzin**

Claudia Hammond: „Tick, tack. Wie unser Zeitgefühl im Kopf entsteht“. Aus d. Engl. v. Dieter Fuchs. Klett-Cotta, Stuttgart 2019, 364 S., 22 Euro

Was ist Zeit, und wie nehmen wir sie wahr? Warum scheint sie immer schneller zu vergehen, je älter wir werden? Und warum vergeht der Urlaub immer wie im Flug, scheint im Nachhinein aber unglaublich lang gewesen zu sein?

Die britische Publizistin und Radiojournalistin Claudia Hammond hat sich dieser und verwandter Fragen angenommen und die einschlägige kognitionswissenschaftliche Literatur gesichtet. Ihre gesammelten Funde präsentiert sie in launiger, allgemeinverständlicher Weise. Das ist unter bestimmten Bedingungen wunderbar. Zum Beispiel dann, wenn Sie auf der Suche nach einer netten Sachbuch-Urlaubslektüre sind, die Sie nicht zu sehr fordert und die Sie nebenbei am Strand lesen können.

Von Hammond die Zeit erklärt zu bekommen, ist in etwa so, wie einer etwas aufdringlichen alten Bekannten zuzuhören, die an sich charmant und smart ist, aber leider zu viel redet und sich dabei auch noch ständig wiederholt. Zu gefühlt jeder Studie, die sie vorstellt, hat die Autorin eine Anekdote aus dem eigenen Leben parat, die sie seitenweise narrativ ausschmücken kann, ohne dass dadurch der Erkenntnisgewinn stiege.

Wenn man das redundante Radiotanten-Dampfgeplauder abzieht, also etwa die Hälfte des bedruckten Papiers, bleibt aber immer noch eine Menge Stoff übrig, der interessant ist und tatsächlich zum Nachdenken anregt: Wie unterschiedlich wir Zeit imaginieren zum Beispiel (viele Menschen sind Zeit-Raum-Synästhetiker, aber längst nicht alle) und inwiefern diese Vorstellungen abhängig sind von der Richtung, in die wir schreiben. Und wie sehr verschieden unser individuelles Verhältnis zu den drei Zeitdimensionen sein kann.

So scheint es essenziell für ein erfülltes Menschenleben, eine gesunde Position zwischen diesen drei Dimensionen zu finden: verankert zu sein in der Gegenwart, aber mit stabiler Basis in der Vergangenheit und einem realistischen Draht in die Zukunft. Das haben nämlich Wissenschaftler herausgefunden.

In etwa diese Erkenntnis mündet Hammonds Buch, das zum Schluss immer mehr zu einem handelsüblichen Ratgeber wird. Im Preis inbegriffen: Achtsamkeitsübungen zum Selbermachen.

Anzeige

€ 34,95 D • 180 Seiten
ISBN 978-3-407-36672-6
Auch als E-Book erhältlich

BELTZ
www.beltz.de

unterm strich

Doris Salcedo erhält Preis

Die kolumbianische Künstlerin Doris Salcedo hat den mit rund 900.000 Euro dotierten Nomura-Kunstpreis erhalten. Die erstmals verliehene Auszeichnung für zeitgenössische bildende Kunst nahm die 61-Jährige in Shanghai entgegen. Salcedo beschäftigt sich in Objekten, Skulpturen und großformatigen Installationen mit den Auswirkungen von Gewalt und Ausgrenzung in ihrer kolumbianischen Heimat. Das Einfühlungsvermögen ihrer Sprache und der alltägliche Charakter ihrer Materialien verliehen ihrer Arbeit „eine universelle Bedeutung, die zu Menschen auf der ganzen Welt spricht", sagte Nicholas Serota, Vorsitzender des British Council, als Sprecher für die Jury.

Neues vom Unesco-Netzwerk

Karlsruhe als Stadt der Medienkunst und Potsdam als Filmstadt sind in das Unesco-Netzwerk der kreativen Städte aufgenommen worden. Insgesamt 66 Städte wurden als Neumitglieder des 2004 gegründeten Netzwerks bestimmt. Aus Deutschland sind bereits Hannover (Musik), Heidelberg (Literatur), Mannheim (Musik) und Berlin (Design) beteiligt. In Karlsruhe gibt es mit dem Zentrum für Kunst und Medien (ZKM) eine weltweit beachtete Einrichtung der Medienkunst. In Potsdam befindet sich das Filmstudio Babelsberg mit einer über 100-jährigen Tradition, wo unter anderem Fritz Langs „Metropolis" (1927) und in der jüngeren Vergangenheit auch Hollywood-Blockbuster entstanden. Die Netzwerk-Mitglieder verpflichten sich, Kultur ins Zentrum ihrer Entwicklungsstrategien zu stellen und Erfahrungen auszutauschen.

VUT gibt sich neuen Namen

Der Verband unabhängiger Musikunternehmen e. V. (VUT) hat seinen Namen in „Verband unabhängiger Musikunternehmer*innen e. V." geändert. „Das VUT-Mitglied selbst ist häufig ein Einzelunternehmen mit nur einer festen Kraft: dem Künstler oder der Künstlerin. Solche Strukturen sind als ‚Musikunternehmer*in' wesentlich zutreffender beschrieben als mit dem Begriff ‚Musikunternehmen'", so begründete VUT-Vorstandsvorsitzender Mark Chung die Entscheidung. Seit über 25 Jahren vertritt der Verein das ganze Spektrum der unabhängigen Musikbranche in Deutschland, von Musiker*innen über Labels, Verlage, Produzent*innen bis zu großen Vertrieben. Seinen rund 1.200 Mitgliedern bietet der VUT Beratungs-, Informations- und Serviceleistungen. Auch die Förderung des Nachwuchses der Musikwirtschaft gehört zu den Vereinszielen.

Lukrative rechtsradikale Reimemonster

Der Attentäter von Halle hat sich bei seiner Tat von Nazi-Rap aufpeitschen lassen. Hetzer wie Mr. Bond und Chris Ares nutzen Hip-Hop, um Hass zu verbreiten. Internet-Musikdienste verdienen damit Geld. Eine Bestandsaufnahme

Chris Ares, Zweiter von links, bei einer AfD-Demo vor der Münchner Feldherrnhalle, 16. April 2016 Foto: Sachelle Babbar/Alamy/mauritius

Von **Lars Fleischmann**

Es sind jetzt drei Wochen vergangen, seit der antisemitische deutsche Terrorist Stephan B. versucht hat, in Halle in eine Synagoge einzudringen, um mit einer selbst gebastelten Schusswaffe ein Blutbad anzurichten. Und weil dies nicht gelingen wollte, hat er aus Frust zwei Menschen erschossen. Das dabei von ihm über eine Go-Pro-Kamera live gestreamte Video ist wieder in den Untiefen des Netzes verschwunden – zum Glück. Sein Inhalt ist menschenverachtend und grausam. Doch ist es aufschlussreich, seine Details zu analysieren, denn daraus lassen sich Codes und „Trends" der im Internet radikalisierten extremistischen rechten Szene ablesen.

Durch die Sichtung erneut in den Fokus geraten ist dabei Nazi-Rap. Immerhin legte der Attentäter Wert darauf, während seiner Mordtaten den für ihn „passenden" Soundtrack zu hören. Die Musik, die im Video zu hören ist, stammt von Mr. Bond. Der mutmaßliche Österreicher nimmt in der Szene des Nazi-Rap in etwa die Rolle ein, die einst Bands wie die Zillertaler Türkenjäger inne hatten. Entlang bekannter musikalischer Formen (damals Rock, heute Hip-Hop) strickt er Texte voller Verschwörungstheorien, Allmachtsfantasien und bloßen rassistischen Ressentiments, gespickt mit Insiderjokes.

Dabei führten gewisse Ressentiments dazu, dass gerade Hip-Hop in der Naziszene lange verpönt war; denn das Genre galt als „genuin schwarze Musik". Das war einmal, heute sind die Rechtsradikalen auf den ehemals verhassten Sprechgesang als Rekrutierungstool angewiesen. Konzertabende und Festivals mit Nazirappern gelten mittlerweile als „Einstiegsdroge" (Zitat: Archiv der Jugendkulturen). Skills und Coolness, die bisher allen Nazi-Rap-Versuchen abgingen, versucht ein Mr. Bond heute in seinem Sound zu inkorporieren: Er klaut dafür etwa Beats von erfolgreichen US-Künstlern wie Future und Travis Scott und anderen Granden aus den aktuellen Charts. Und macht zum Beispiel aus dem Hit „I wanna f*** you" von Akon und Snoop Dogg „I wanna gas you" („Ich will dich vergasen"). Zudem kopiert Mr. Bond die Mixtape-Ästhetik von US-Rappern; nur heißen seine Mixe nicht „Streetbeats Volume 1", sondern „Mein Kampf" und „A Nazi Goes to Africa". Bei Internetmusikdiensten laufen Mr. Bonds Machwerke unter „Parody Rap". Dabei sind sie Nazischeiß trübsten Wassers.

Das wird offensichtlich, sobald man sich auch die Videos – die bei YouTube meist schnell wieder heruntergenommen werden und deswegen bei kruden Plattformen wie Dailymotion auffindbar sind – anschaut. Dort kommt Mr. Bonds Stück „Fascist" mit 40.000 Klicks und Verknüpfungen zum Horst Wessel-Lied und anderen indizierten Werken daher und enthält Zeilen wie: „From the way she acted /I knew she wants a fascist / no hipster faggot", so der Refrain. Die Strophe geht so weiter: „Rolling through the Reich / Slow / Gassing the Kikes / Yo / Lebensraum for Whites / ..." Den neo-nazistischen Sprech braucht man erst gar nicht kompliziert zu decodieren, er propagiert ganz offen den Holocaust.

> 2018 griff der Münchner Nazirapper Chris Ares bei einem Auftritt für die Identitäre Bewegung Teilnehmer der Gegendemo an und schlug zu

Diese Entwicklung ist neu. Früher waren Nazi-Rapper damit beschäftigt, überhaupt als Rapper ernst genommen zu werden und hatten für „komödiantische" Einlagen keinen Sinn. Bestes Beispiel: MaKss Damage, dem entsprechend die wenig schmeichelhafte Ehre zuteilwird, der „erste ernst zu nehmende Neonazi-Rapper in Deutschland" (Toralf Staud: „Neue Töne von Rechtsaußen") zu sein. Versuchte er sich anfangs noch ohne explizit rechte Inhalte – er firmierte gar als Linker –, änderte sich dies schnell nach dem Disstrack „Tötet diese antideutschen Hurensöhne" und seinem Bekenntnis zum „National-Stalinismus". Danach trat der Gütersloher, bürgerlich Julian Fritsch, etwa für die Dortmunder Nazi-Partei „Die Rechte" und mit der Hogesa-Befürworter- und Hooligan-Band „Kategorie C" auf. Das sind unterdessen keine Einzelphänomene mehr: Immer häufiger treten Nazis und selbsternannte Patrioten im Gewand von Rappern auf, um ihre volksverhetzende Rhetorik und Ideologie unters Volk zu kriegen. Immerhin ist Rap weltweit seit mehr als einem Jahrzehnt das erfolgreichste Pop-Genre mit den höchsten Verkaufszahlen und den meisten Superstars. Rechte laufen mit ihren kulturellen Gesten seit jeher dem Mainstream hinterher, da es bis dato keine genuin rechte Pop-Musik gibt.

Ihre Strategie der Aneignung aktueller (gerne auch subversiver) Trends ist seit den Achtzigern im Rechtsrock zu beobachten. Dass Rap so lange widerständig gegenüber der Vereinnahmung blieb, ist fast erstaunlich. Eigentlich bildet Gangsta-Rap eine ähnlich geeignete Matrix für Gewaltfantasien wie die Genres Metal und Punk. Der gelebte „Actionfilm" großer – und vor allen Dingen erfolgreicher – Teile der deutschen Rap-Szene, der täglich reproduziert wird, bietet sich vortrefflich an. Auch in den Lyrics von Gangsta-Crews wie 187 Straßenbande gehören Homophobie, Sexismus und Gewalt zum Nonplusultra. Dieses düstere Sittenbild, angereichert um Antisemitismus und diverse andere Verschwörungstheorien, ist nahezu kongruent zu einer rechts-nationalen Erzählung des „Survival of the fittest (race)".

Brandbeschleuniger für Charts

Man sollte dies nicht falsch verstehen: Es gibt weder eine ursächliche noch eine unmittelbare Verbindung zwischen Rap und rechtsextremistischer Gesinnung, doch kann Ersterer den Brandbeschleuniger für Zweitere darstellen. Dass es einstweilen den Versuch einer klaren Verbrüderung zwischen rechter Szene und Hip-Hop gibt, beweist etwa der Münchner Kampfsportler und Rapper Chris Ares und seine Clique. Er nennt seine Musik „Patriotenrap", orientiert sich offen an rechten Codes und verdient sich damit in der Szene Anerkennung. Das manifestiert sich inzwischen auch in Chartserfolgen. Bei Diensten wie Apple Music und Amazon konnte Ares einen Wirkungstreffer mit dem Album „2014-2018" landen: Er „stürmte" im Juli auf den ersten Platz der Rap-Download-Charts. Auch Monate später kann er etwa bei Amazon einen Platz unter den Top 50 behaupten. Während Apple Music auf taz-Anfrage gar nicht erst reagierte, lässt sich das Unternehmen Amazon entschuldigen und möchte sich hierzu nicht äußern. Um eine Einordnung des Nazi-Rap-Komplexes vornehmen zu können, wären Informationen über Verkaufszahlen und (il-)legitime Methoden zur Zahlenfälschung (wie im Fall Ares gemunkelt wird) mehr als hilfreich. Außerdem wäre es interessant gewesen, ob es für die Plattformen überhaupt einen moralisch-ethischen Konflikt gibt beim Verkauf von rechter und rechtsextremistischer Musik und ob bei einem Weltkonzern wie Amazon Grenzen gesetzt werden zwischen „patriotisch" und „nazistisch".

Definitorische Unklarheit

Ares zielt mit seiner Musik auf eben jene definitorische Unklarheit; er äußert sich unmissverständlich, doch immer im Rahmen des StGB. Er zielt vielmehr auf die Verbindung bürgerlicher Patrioten und rechtsradikaler „Chaoten". So bietet sein YouTube-Channel neben Fake-News und rechtem Geschwätz auch Musik: Sein Hit „Deutscher Patriot" (derzeit 700.000 Klicks) und der Track „Widerstand" (mit dem Rapper Komplott, 800.000 Klicks) verkaufen Export-Produkte der Wut- und Angstbürger: Stolz, Vorurteile und Lügen. „Deutscher Patriot" verknüpft Gangstarap-Ästhetik mit „Schwarz-Rot-Gold-über-alles"-Lyrics zum Loblied auf das Land der Dichter und Denker, auf Bach, Goethe und Bismarck. Selbst bei besonders großzügiger Hip-Hop-Auslegung ist dieser Stuss nicht mehr als Koketterie mit nationalen Zeichen zu entschuldigen. Zumal Ares auch anders kann, wie seine Drohgebärden-Texte zeigen: „Eure vollvermummten Punk-Visagen werden mittels Panzerwagen durch das ganze Land gejagt, um euch Maden dann anzuklagen."

Unverhohlen unterhält Ares ein enges Verhältnis zur Identitären Bewegung, tritt regelmäßig für sie auf – und ist 2018 im Zusammenhang mit einem solchen Auftritt auch aktenkundig geworden, als er eine Antifa-Gegendemo angriff und verschiedene Teilnehmer schlug. Ares wurde mit dem Verweis auf „Selbstverteidigung" mittlerweile vom Verdacht der Körperverletzung freigesprochen. Auch dies wurde von seinen Fans im Netz begrüßt.

Wo rechte und „normale" Hip-Hop-Szenen vollends zur Deckung gelangen, ist in der Präsenz von antisemitischen Aussagen. Juden- und israelfeindliche Narrative finden sich nicht nur bei den Echo-Gewinnern Kollegah und Farid Bang, sie sind im Nazirap endemisch. Das erkannte der Berliner Rapper, Autor und ehemalige Veranstalter Ben Salomo vor allen anderen. „Ich halte Deutschrap in weiten Teilen für so antisemitisch wie den Rechtsrock", sagte er an dieser Stelle vor gerade einmal vier Monaten. Da war die neue Prominenz in der Verknüpfung von Hip-Hop und Nazis noch nicht in vollem Ausmaß zu erahnen. Dass es der Attentäter Stephan B. auf die Gottesdienst-BesucherInnen in der Hallenser Synagoge noch viel eher als auf die beiden Opfer abgesehen hatte, spricht in diesem Zusammenhang bloß zusätzlich Bände.

1989 2019

Foto:Ole Spata

Unter uns

Es war in den Neunzigern ganz schön peinlich, sich im Westen als Ossi zu outen. Getuschel hinter Türen: „Ist das die aus dem Osten, hihi?“ In den Nullerjahren kam Angela Merkel: Ein bisschen peinlich schon noch, ihre Haare, ihre alte Geschichte über Kirsch-Whiskey, aber eben doch die mächtigste Person im Land. In den Zehnerjahren dann: die dritte Generation Ost, die sogar meinte, es sei cool, aus Ostdeutschland zu kommen. Die Beziehungen seien gleichberechtigter, die biografischen Umbrüche sogar ein Bonus im Lebenslauf.

Es gibt einige, denen war es noch nie peinlich, Ossi zu sein. In den Neunzigern in Ostdeutschland waren die Nazis selbstbewusst und sind es bis heute. Und das gefällt vielen, das zeigen die letzten Wahlen in Ostdeutschland. Ist der Osten einfach verloren, rechts bis ins Mark? Selbst bei vernünftigen Menschen gibt es ja diesen Trotz: Die da drüben sehen uns Ossis doch eh nur als Nazis.

Es geht häufig um den Blick der anderen, von denen „da drüben“: Um die Wessis, die uns Ossis die Welt erklären wollen und gar nicht richtig zuhören. Und um die Ossis, die auch gar nicht so richtig reden wollen. Und wenn doch, dann verteidigen sie sich nur: Früher war nicht alles schlecht und heute gibt es auch woanders Nazis.

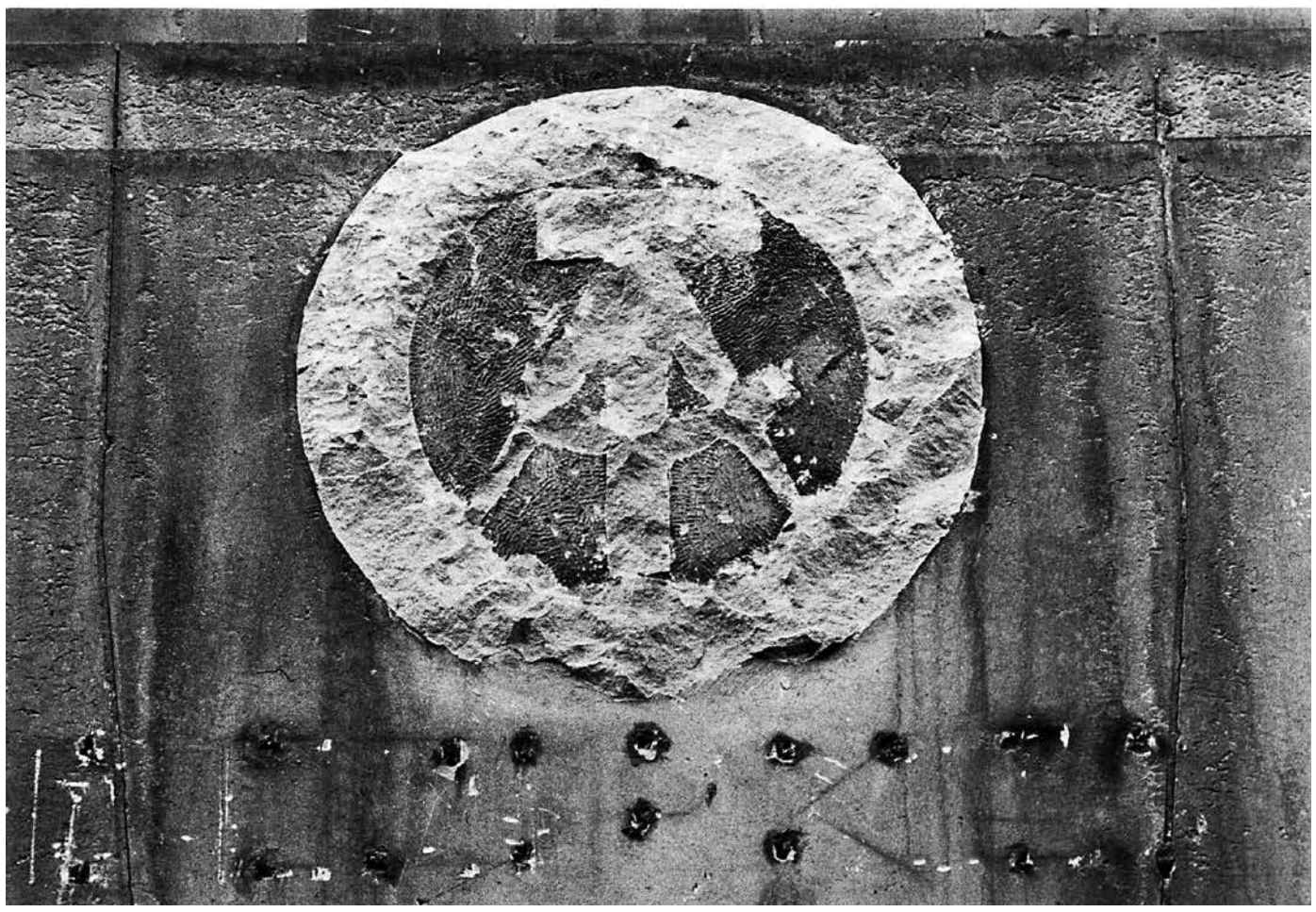
Ständig dieses Vergleichende – wir sollten einmal darauf verzichten. Das versuchen wir in diesem Dossier zu 30 Jahren friedliche Revolution. Wir kommen bewusst ohne westdeutsche Erzählung aus und bleiben unter uns, so von Ossi zu Ossi. Diese Ausgabe haben vier taz-RedakteurInnen mit Ost-Biografie konzipiert, fast alle AutorInnen sind Ostdeutsche.

Wir schreiben Geschichten über das Reden und Schweigen. Es gibt vieles, worüber in Ostdeutschland heute wie damals zu wenig gesprochen wird. Rassismus in der DDR, die Verletzungen der eigenen Eltern, die Frauenbewegung, der Rückzug der Bürgerrechtler*innen, Männlichkeit. In dieser Ausgabe lassen wir neue Menschen sprechen und stellen Altbekannten neue Fragen.

Katrin Gottschalk, Julia Boek, Daniel Schulz, Paul Wrusch

Worüber müssen wir reden?

30 Jahre nach der friedlichen Revolution ist es Zeit, anders über den Osten nachzudenken. Hier sprechen die, die aus eigener Erfahrung sehr genau formulieren können, was jetzt angesagt ist: eine Politikerin, eine Autorin, ein Filmemacher – alle aus dem Osten



Weg damit. Aber was bleibt? Reste des DDR-Wappens am Gebäude des Rates der Stadt Cottbus 1990 Foto: Thomas Kläber

Ich möchte, dass wir Menschen fragen: Warum warst du denn damals in der SED? Viele Menschen in der SED haben Schuld auf sich geladen, und jeder, der Menschen ins Gefängnis gebracht, ihnen geschadet hat, muss dafür zur Verantwortung gezogen werden. Aber ich möchte auch über und mit den Menschen sprechen, die sich in den Institutionen der DDR, in der SED, engagiert haben, weil sie etwas verändern wollten. Das haben wir bisher nicht getan.

In der Zeit zwischen 1985 und 1995 wurden große Hoffnungen geboren und oft auch kurz danach wieder zerstört. Es geht in dieser Zeit ganz viel um Verantwortung, Schuld und um die Frage, wer heute zu welchem Thema sprechen darf.

Ich bin 1985 noch in die SED eingetreten. Ich dachte, wenn ich was verändern will, dann geht das nur innerhalb dieser Partei. Der Niedergang der DDR war seit Mitte der 1980er in den Köpfen schon klar. Niemand wusste, dass da eine Vereinigung kommt, aber man hat gesehen: Es geht so nicht weiter, es herrschte Endzeitstimmung. Die Leute sind zur Arbeit gegangen, es gab keine Produktionsmittel. Viele haben den ganzen Tag da gesessen und Skat gespielt. Ich spürte wie sie, dass etwas grundsätzlich nicht funktionierte. Eine der wenigen Hoffnungen, die wir hatten, war Besuch aus dem Westen, von Westpolitikern wie Franz Josef Strauß. Wie ich haben viele gehofft: Jetzt bringt der Valuta oder Devisen und dann haben auch wir was davon. Nur kam von diesem Geld bei den meisten nie etwas an.

Also wollte ich in der SED etwas ändern und musste dann sehr schnell merken, dass das nicht geht. Wegen jedes kleinen Widerspruchs hatte ich sofort ein Parteiverfahren an der Backe. Für eine Jagd mit SED-Größen habe ich die Lunchpakete gepackt. Da sollte ich natürlich was Besonderes hineintun, Delikatessen, an die die meisten Menschen in der DDR nicht herankamen. Aber ich habe Schinkenspeck reintun lassen, einen Apfel und ein Brötchen. Also das, was alle kaufen konnten, und dafür habe ich ein Parteiverfahren bekommen. Ich habe darüber gelacht. Viele SED-Mitglieder, die so alt waren wie ich, haben zu dieser Zeit oft über die Partei gelacht. Wir haben die Parteigrößen nicht mehr ernst genommen.

„Ich möchte über und mit den Menschen sprechen, die sich in den Institutionen der DDR, in der SED, engagiert haben, weil sie etwas verändern wollten“

Dabei war ich eigentlich eine, die sich engagiert hat. Mitte der 1980er habe ich eine ganze Truppe solcher Leute mit in die SED genommen. Die haben gesagt: Wenn du reingehst, dann gehen wir auch mit rein, damit wir was verändern. Dann kam die große Ernüchterung. Unser Weg funktionierte nicht. Das endete damit, dass die SED 1989 nicht Hans Modrow die Führung übergeben hat, sondern Egon Krenz. Modrow galt als Reformer, Krenz stand für ein „Weiter so!“. Da war für alle in der SED, die ähnlich dachten wie ich, die letzte Hoffnung gestorben. Darüber möchte ich sprechen. Ich hoffe, dieses Reden bringt uns in Ostdeutschland mehr zusammen und einer Versöhnung näher.

Protokoll: Daniel Schulz

Foto: reuters

Petra Köpping, SPD, ist seit 2009 Mitglied des Sächsischen Landtags und seit 2014 Sächsische Ministerin für Gleichstellung und Integration.

Was ich mir wünsche ist, dass wir eine nachhaltige und anhaltende Debatte über Rassismus und Rechtsradikalismus in Ostdeutschland führen. Warum stoßen rechtsradikale Ideen hier auf so viel Resonanz? Inwiefern tragen, gerade in Sachsen, konservative Parteien zur Normalisierung bei? Warum sind Neonazis hier im Osten so gut vernetzt? Was kann dagegen getan werden? Wie können Betroffene vor rechter Gewalt geschützt werden? Wie muss die Stärkung der Zivilgesellschaft aussehen? Welche Ressourcen müssen dafür bereitgestellt werden?

Solch eine Diskussion kann nur geführt werden, wenn von Verallgemeinerungen und einfachen Erklärungen wie dem „Protestwähler“ und Pathologisierungen abgesehen und die starre Abwehrhaltung abgelegt wird. Weder bringt es etwas, den Osten als isolierten braunen Sumpf abzustempeln, noch das Problem Rechtsradikalismus als solches zu negieren. Statt sich über das Image des Ostens zu sorgen, sollte eingesehen werden, dass es keinen „plötzlichen Rechtsruck“ gab, sondern sich die Einstellungen jetzt nur lauter äußern.

„Ich wünsche mir eine nachhaltige und anhaltende Debatte über Rassismus und Rechtsradikalismus in Ostdeutschland“

Tatsächlich sprach ich in den letzten Monaten plötzlich wöchentlich darüber, wie es ist, als Viet-Deutsche in Ostdeutschland aufgewachsen zu sein, über Rostock-Lichtenhagen und Vertragsarbeiter*innen, über meine eigenen Erfahrungen mit Diskriminierung und immer wieder über den Themenkomplex Rassismus und Rechtsradikalismus im Osten. Zwischen den Landtagswahlen in Sachsen und Brandenburg und dem Mauerfalljubiläum wollen es alle auf einmal ganz genau wissen.

Ich bin froh um das Interesse und merke doch, wie ich nur noch zähneknirschend auf jede weitere Veranstaltung, jedes weitere Interview blicken kann. Mittlerweile hat sich immer mehr Erschöpfung und Resignation breitgemacht. Einerseits, weil die dauerhafte Thematisierung mir immer wieder meine eigene Betroffenheit vor Augen führt. Andererseits, weil ich das Gefühl habe, dass es sich doch nur um temporäres und oberflächliches Interesse handelt. Vielleicht wird sich an den bestehenden Verhältnissen ja doch nichts ändern. Was bringt es, kurz mal einen Blick auf derart komplexe Themen zu werfen und den Rest des Jahres wieder wegzuschauen?

Auch wünsche ich mir, dass wir mehr über jene sprechen, die sich in strukturschwachen Gegenden unermüdlich gegen Rechtsradikalismus engagieren, und wie man sie unterstützen kann. Antifaschistische Gruppen, einzelne Akteur*innen, zivilgesellschaftliche Initiativen brauchen Solidarität und dürfen nicht diffamiert oder kriminalisiert werden. Sie kämpfen aktiv für eine offene Gesellschaft. Vor diesem Hintergrund macht es fassungslos, dass das Demokratieförderprogramm der Bundesregierung reduziert werden soll.

All dies muss im Fokus bleiben, denn Rassismus und Rechtsradikalismus sind jeden Tag ein Problem – unabhängig von Berichterstattungswellen, Wahlen und Jubiläen. *Nhi Le*

Foto: Martin Neuhof

Nhi Le ist freie Journalistin, Moderatorin und Speakerin zu feministischen und medienkulturellen Themen in Leipzig.

Ich habe das Gefühl, dass ich 30 Jahre nach der friedlichen Revolution immer noch viel erklären muss. Dass ich einen Vater hatte, der wegen Republikflucht im Gefängnis saß, und eine Mutter, die aus einer Familie kommt, die an die DDR und seine Versprechungen geglaubt hat. Und dass ich trotz dieser ambivalenten Familiengeschichte eine glückliche Kindheit hatte.

Ich habe noch immer das Gefühl, gegen Klischees argumentieren zu müssen. Weil man sich auf Begriffe wie „Unrechtsstaat“ geeinigt hat, ist es kaum vorstellbar, dass das Leben in der Diktatur viel subtiler und komplexer war, als es mit den eigenen Bildern zusammenpasst. Ich will damit nicht die Diktatur kleinreden. Ich glaube nur, dass auch 30 Jahre nach der Wende ein großes Problem in Ost und West ist, dass wir immer noch nicht genug übereinander wissen. Das hat sicher auch mit uns Ostlern zu tun, dass wir einen Opfermythos am Leben erhalten haben, der heute gar nicht mehr so stimmt.

Ich glaube, dass die Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben zu DDR-Zeiten in vielen Familien nie wirklich stattgefunden hat. Und zwar aus der Haltung heraus, die eigene Biografie verteidigen zu müssen. Das hat auch dazu geführt, dass in vielen Familien unangenehme Fragen nicht gestellt wurden. Damit meine ich nicht, dass alle Kinder und Enkel ihre Eltern und Großeltern fragen müssen, ob sie bei der Stasi waren. Sondern Fragen wie: Wie hat dieses Land DDR 40 Jahre lang funktioniert? Wer waren die Leute, die daran geglaubt haben? Woran habt ihr geglaubt?

Von den Westdeutschen wünsche ich mir die Offenheit, die eigenen Bilder zu verwerfen. Es gibt nach wie vor so eine Mentalität von: „Wir sind das bessere Deutschland.“ Das ist etwas ganz Tiefes und das vererbt sich. Es ist Teil meines Alltags, die Leute immer wieder zu nerven und ihnen zu sagen, dass das alles doch komplizierter und in anderen Farben und Schattierungen abgelaufen ist, als sie sich das so vorstellen.

In Zukunft sollte mehr über Gemeinsamkeiten von Ost und West gesprochen werden. In Gesprächen erlebe ich häufig, dass es um Abgrenzungen geht. Ich würde mir wünschen, dass man Unterschiede anerkennt und neugieriger aufeinander wird, um vielleicht festzustellen, dass Biografien und Themen ähnlich sind.

Sprechen sollte man in diesem Land auch über ein massives Rassismusproblem, das wir nach wie vor kleinreden und das als ostdeutsches Phänomen gesehen wird. Wir dürfen es nicht länger übersehen, dass Rassismus ein gesamtdeutsches Problem ist.

„Von den Westdeutschen wünsche ich mir die Offenheit, die eigenen Bilder zu verwerfen“

Die Erfahrungen, die unsere Generation nach der Wende gesammelt hat, eröffnen so viele Möglichkeiten – das wird oft gar nicht begriffen. Ich hoffe, dass unsere Generation und die Generation der heute 30-Jährigen, die so selbstbewusst und unverkrampft ostdeutsch sind, eine noch größere Stimme in diesem Land bekommen. Ich glaube, dass diese Teilung nicht zu überwinden ist, wenn ostdeutsche Stimmen und Geschichten nach wie vor Randnotizen bleiben. *Protokoll: Julia Boek*

Foto: Annette Riedl/dpa

Christian Schwochow ist Regisseur und Drehbuchautor. Aktuell im Kino: „Deutschstunde“, Verfilmung des Romans von Siegfried Lenz.

Gemeinsam dagegen

Zu viele Menschen in Ostdeutschland reden über Neonazis und Rassismus, wie in Italien lange über die Mafia geredet wurde – als ob das alles gar nicht existierte. Es ist aber dringend notwendig, den Mund aufzumachen und sich Verbündete zu suchen

Von **Daniel Schulz**

Anti-Nazi-Konzert mit dem Rapper Materia in Anklam Foto: Wolfgang Borrs

Wie wollen wir leben? Die Frage könnten wir uns jetzt stellen, so als Ostdeutsche. Texte voll mit dem, was jetzt getan werden sollte und müsste, die gibt es gerade schließlich zur Genüge. Drei Landtagswahlen, jeweils über 20 Prozent für die AfD. Menschen haben noch mehr Angst, sich in Ostdeutschland zu bewegen, zu Recht. Andere möchten einfach ihre Verachtung über die Ossis auskübeln. Nichts, was wir nicht kennen würden.

Aber was wollen wir? Und wer ist überhaupt dieses „Wir"? Im Zweifel alle, die sich angesprochen fühlen. Die, denen Ostdeutschland nicht egal ist. Die aber nicht mehr über Rassismus und Rechtsextremismus reden möchten. Vielleicht, weil sie denken, es ließe sich auch mit der AfD irgendwie leben. Ich kann mich in dieses „Wir" rechnen, ich bin in den 90er Jahren inmitten von Rechten aufgewachsen. Ich habe mich versteckt, ich war ein Opportunist. Viele meiner Generation waren so, glücklicherweise manche nicht. Ohne sie hätten es die Rechtsextremen in Ostdeutschland noch leichter.

Warum schon wieder über Rechtsextremismus im Osten reden? Weil Richterinnen ihre Arbeit aus Angst, Feigheit oder Überzeugung nicht richtig machen, Polizisten Tode vertuschen. Aktivisten und Journalistinnen mit allerlei Gerät so lange bearbeitet werden, bis sie nicht mehr reden können oder wollen. Starke Männer, die in einer Gemeinde alles im Griff haben, und zwar so fest, dass hier und da auch mal jemand zerquetscht wird. Weil junge Menschen aus dem Land fliehen, weil sie merken, dass etwas grundsätzlich so faul ist im System, dass sie nie sicher sein können, nicht doch gleich durch den Boden zu brechen.

Diese Sätze werden manche leugnen. Zu viele Menschen in Ostdeutschland reden über Neonazis und Rassismus, wie in Italien lange über die Mafia geredet wurde. Die existiere eigentlich gar nicht, es sei eben sizilianische Eigenart, die Dinge unter Männern auszumachen.

Andere Menschen werden fragen: Und was ist mit dem Dortmunder Norden? SS-Siggi? Im Westen gibt es auch Nazis! Fuck Dortmund-Nord. Was interessiert das die Leute in Schwerin, Suhl oder Havelberg eigentlich immer so plötzlich? Wenn es darum geht, ob Straßen gebaut oder neue Buslinien eingerichtet werden sollen, reden wir doch auch nicht von Dortmund-Nord. Wollen wir wirklich noch weitere dreißig Jahre wie Kleinkinder mit dem Finger auf andere zeigen, wenn wir Scheiße gebaut haben? Wollen wir dafür tatsächlich ernst genommen werden? Oder selbst Verantwortung übernehmen?

Wollen wir, dass weiter so viele junge Leute abhauen, sobald sie können? Das liegt nicht nur an fehlenden Kitas, Straßen, Arbeitsplätzen. Wenn man mit weggegangenen Ostdeutschen spricht, wenn man Studien mit Titeln wie „Wer kommt, wer geht, wer bleibt?" liest, dann wird man recht schnell darauf stoßen, dass Arbeit und Infrastruktur nicht alles sind. Junge

Wollen wir, dass weiter so viele junge Leute abhauen, sobald sie können? Das liegt nicht nur an fehlenden Kitas, Straßen, Arbeitsplätzen

Frauen gehen auch deshalb, weil es an Kultur und Bildung mangelt, weil Firmenchefs sie nicht ernst nehmen. Klar, es gibt sie oft noch, die aus DDR-Zeiten überlieferte Selbstverständlichkeit, dass Frauen arbeiten gehen. Aber dreißig Jahre dominante männliche Nazi-Kultur hinterlassen an vielen Orten Spuren. Mit den Nazi-Ansichten kommt eben auch die Überzeugung wieder, starke Männer sollten das Sagen haben.

Das Rechtsextreme hat sich hier mit den Ausläufern postsowjetischer Männlichkeit synthetisiert, die sich an vielen Orten des ehemaligen sowjetischen Einflussgebietes beobachten lässt: im ukrainischen Donbass, im russischen Kaliningrad, im brandenburgischen Kreis Havelland. Die Revolution 1989 hat dem realen Mackersozialismus Hammer und Sichel aus der Hand geschlagen, viele Männer griffen danach zum Baseballschläger. David Begrich, langjähriger Beobachter der rechtsextremen Szene in Sachsen-Anhalt, beschrieb das kürzlich in der Wochenzeitung *Freitag* so: „Männer, die aus ihrer zum Teil sehr schweren körperlichen Arbeit soziale Anerkennung und Statussicherheit schöpften, verloren mit ihrer Arbeit nicht nur den Lohnerwerb, sondern vielmehr ein ganzes Geflecht sozialer Beziehungen und die aus diesem resultierende Anerkennung." Diese Verlusterfahrungen werden ebenso an die Söhne weitergegeben wie die Mechanismen ihrer Kompensation: die Rückbesinnung auf traditionelle männliche Werte und Privilegien und das Faustrecht, diese zu verteidigen.

Wie sagte Björn Höcke auf dem AfD-Parteitag in Hannover 2015? Er sagte: „Wir müssen unsere Männlichkeit wiederentdecken. Denn nur wenn wir unsere Männlichkeit wiederentdecken, werden wir mannhaft. Und nur wenn wir mannhaft werden, werden wir wehrhaft."

Die AfD versteht die emotionale Verfasstheit der Männer im Osten sehr gut. Und sie nutzt sie aus. Sie eignet sich das Ostdeutsche so gut an, dass sich viele von dieser Partei sogar das wegnehmen lassen, auf das sie am meisten stolz sein können: die Revolution von 1989. „Vollende die Wende" – mit solchen Slogans machte die Partei erfolgreich Wahlkampf. Sie dreht das westdeutsche Narrativ des von der großen weiten Welt unberührten Ostdeutschen um und macht daraus die Behauptung einer ostdeutschen arischen Avantgarde, deren Revolution auch Westdeutschland erfassen soll.

Doch Nazi oder nicht – das ist eine Entscheidung, keine ostdeutsche Mutation. Und es gibt diejenigen, die sich anders entscheiden. Diejenigen, die kämpfen. Katja Barthold, eine Gewerkschafterin aus Ostthüringen, kann zum Beispiel darüber sprechen, wie sie in Metallgießereien die Solidarität zwischen Leiharbeitern aus Syrien und Männern aus Thüringen erproben. Oder Danilo Starosta, der für das Kulturbüro Sachsen arbeitet, eine dieser Organisationen in Ostdeutschland, die Gemeinden und andere im Umgang mit Rechtsextremismus beraten. Er wäre 2009 von mehreren Männern fast ermordet worden. Er ist vorsichtiger, den Mund hält er dennoch nicht. Neben den vielen Aktivist*innen streiten auch Lokalpolitiker*innen für eine offene Gesellschaft: René Wilke, Oberbürgermeister von Frankfurt (Oder), Martina Angermann im sächsischen Arnsdorf, Thomas Zenker, Oberbürgermeister von Zittau, und Götz Ulrich, Landrat im Burgenlandkreis.

Leider gelten vielerorts diejenigen als Störenfriede, die sich mit den Nazis anlegen – nicht andersherum. Martina Angermann ist nach vier Jahren Bedrohungen und Beschimpfungen von Rechtsextremen zusammengebrochen und seither krankgeschrieben. Viele Engagierte sind krank, gelten als ein bisschen verrückt, ein bisschen zu aggressiv, ein wenig zu laut. Das kann passieren, wenn jemand jeden zweiten Tag die Post aus dem Briefkasten klaut, die Luft aus dem Fahrrad lässt, dem Auto folgt.

Es trifft nichtweiße Menschen zuerst, es trifft Transsexuelle, Schwule und Lesben, es trifft Frauen in Umweltinitiativen und Männer in Demokratieprojekten. Ist uns klar, dass manche Menschen ihr Leben aufs Spiel setzen, wenn sie für eine Gesellschaft kämpfen, in der Ostdeutsche eine Wahl haben, welches Leben sie führen wollen, ohne dafür wegziehen zu müssen?

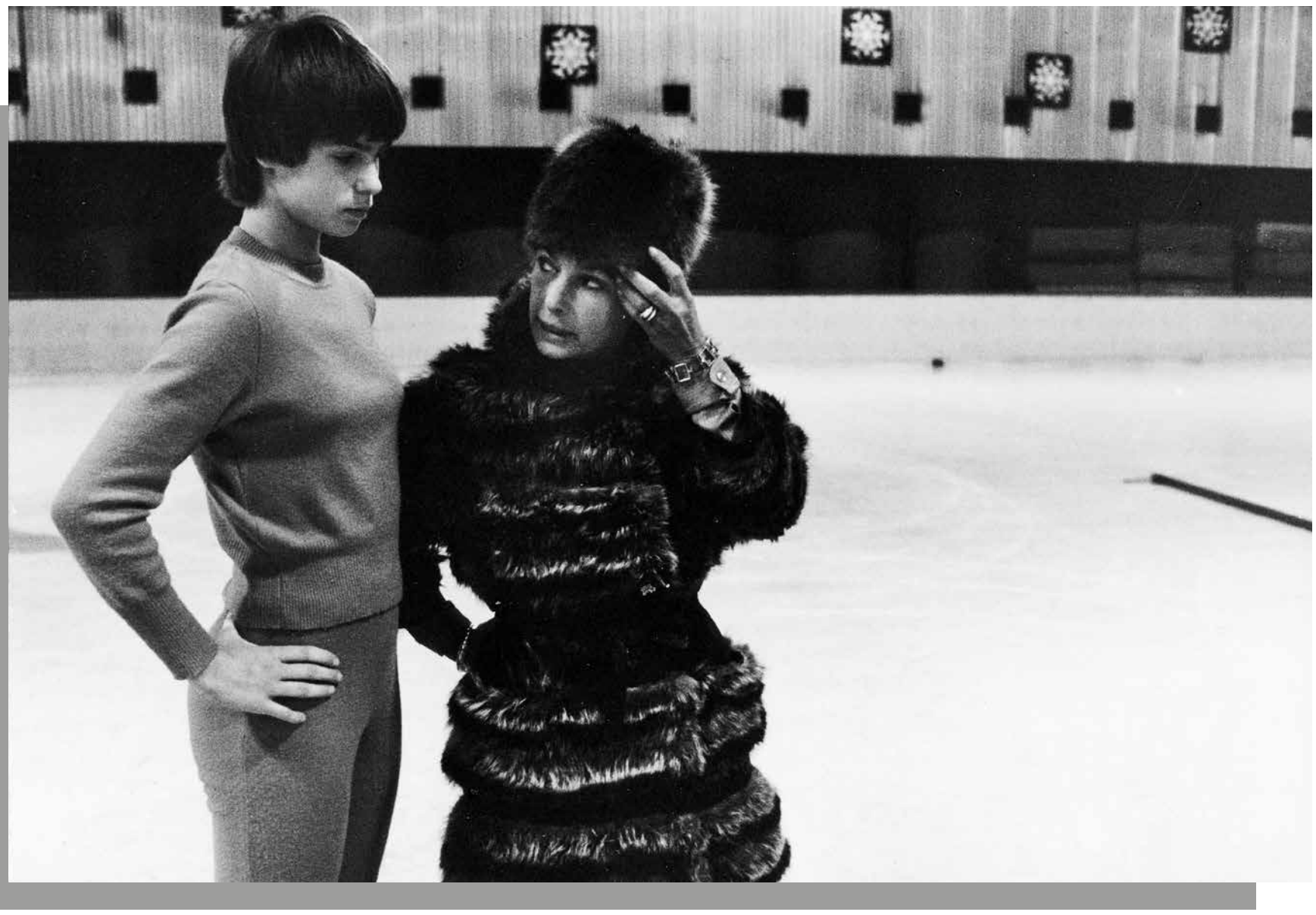
Widersprechen, ja, da kann man Angst vor haben. Davor, selbst ausgegrenzt zu werden bei der nächsten Familienfeier, beim Fußballverein, im Dorf. Es kann gefährlich sein. Was hilft, ist, sich andere zu suchen, Verbündete. Menschen, die vielleicht genauso still sind wie man selbst. Nicht alle Schweigenden stimmen zu.

So ein Text von einem, der nach Berlin rübergemacht hat, ganz schön komfortabel, ich weiß. Mir wollte schon lange keiner mehr mit den Füßen auf dem Kopf rumspringen. Es ist nur so, damals, in den 90er Jahren, haben mir die Leute gefehlt, die offen widersprochen haben. Das gab mir das Gefühl, allein zu sein. Gemeinsam widerspricht es sich leichter.

Anzeige

„Man schweigt den Schmerz weg“

Die Eiskunstläuferin Katarina Witt war ein Weltstar, der in der DDR lebte – nicht alle haben sie dafür geliebt. Doch auch ihr und ihrer Familie kam 1989 das eigene Land abhanden. Ein Gespräch über hartes Training, Helden des Ostens und Männer am Herd



Katarina Witt mit ihrer Trainerin Jutta Müller in der Chemnitzer Trainingshalle. Foto: Ute Mahler

Katarina Witt ist eine ehemalige deutsche Eiskunstläuferin, Jahrgang 1965. Sie startete im Einzellauf für die DDR, nach der Wende auch für die BRD. Sie errang zwei Olympiasiege (1984, 1988) und mehrere WM-Titel.

Von **Anja Maier** und **Katrin Gottschalk**

taz am wochenende: Frau Witt, wir haben hier Fotos aus Ihrer Zeit in Karl-Marx-Stadt.
Katarina Witt: Ach, guck mal an. Die Frau Müller und ich in der Trainingshalle in Chemnitz! Oh Gott, wie toll, da müsste ich ungefähr dreizehn gewesen sein.

Wen sehen Sie auf diesen Bildern, wer waren Sie damals?
Das ist ein anderes Mädchen als das, an das ich mich erinnere. Kurze Haare, sehr burschikos, eher wie ein Junge. Und ich gucke da ziemlich ernst, Frau Müller sagt mir offenbar gerade, wo's langgeht. Ich höre zu und hab ein bisschen Schiss.

Sie war ab 1977 Ihre Trainerin, hatte eine fast soldatische Ausstrahlung. Wie streng war diese Frau Müller tatsächlich?
Frau Müller war noch strenger, als man sich das ausmalen möchte. *(lacht)* Sie wollte das Beste von uns, das ist nun mal der Trainerjob. Da musste sie auch manchmal extrem sein, ohne dass man das gleich persönlich nimmt und sofort der Rechtsanwalt angerufen wird, wie das heute läuft. Der Sport war schließlich auch für mich eine ernste Sache. Wenn es nicht lief, hat man sich das sehr zu Herzen genommen. Ein Sportler muss im Grunde jeden Tag über seine Schmerzgrenze hinausgehen können, auch langweilige Sachen geduldig wiederholen.

Jutta Müller ist eine starke Frauenfigur in Ihrem Leben.
Absolut. Sie hat mich geprägt, ich habe lange mehr Zeit mit ihr als mit meiner Mutti verbracht. Wenn wir ins Ausland gereist sind, da hat sie mir auch mal 'ne Stulle geschmiert oder ein Würstchen unterm Wasserhahn warm gemacht. Wir haben ins Ausland Schwarzbrot und Salami mitgenommen, weil wir kaum Westgeld hatten, um uns was zu kaufen.

Gibt es heute junge Frauen, die Sie fördern und fordern?
Na ja, ich fordere vor allem meine Umwelt heraus. *(lacht)* Aber klar, ich treffe oft Frauen, denen ich ein Vorbild war, für die ich ein anderes Bild von der DDR rübergebracht habe: nicht immer so trist, wie man uns darstellen wollte. Einige erzählen mir auch, sie seien nach mir benannt worden.

Sind Sie eine Heldin?
Überhaupt nicht. Helden sind andere. Ich war eine Leistungssportlerin und habe da meine Frau gestanden, auch unter immensem Druck. Wir haben Leistungen geliefert, aber wir waren keine Helden, haben uns nicht aufgebäumt gegen etwas. Helden sind für mich die Leute, die 1989 auf die Straße gegangen sind. Die haben Mut gezeigt, Rückgrat. Ich hatte im Sport dagegen das, was ich machen wollte.

> **„Helden sind für mich die Leute, die 1989 auf die Straße gegangen sind. Die haben Mut gezeigt, Rückgrat“**

Wie kommt es eigentlich, dass es heute in der gesamtdeutschen Erzählung so wenige Heldinnen und Helden aus dem Osten gibt?
Ich bemerke, dass es da noch immer eine Trennung gibt. Als ich zum Beispiel nach dem Tod von Sigmund Jähn, dem ersten Deutschen im All aus der DDR, ein älteres Foto von uns beiden auf Instagram geteilt habe, kamen aus dem Osten diese Reaktionen: einer von uns, einer unserer Helden, einer von unserer Seite. Diese Reaktionen bekomme ich zu meiner Person auch. Auch mein Leben hat vor 89 stattgefunden und nach 89. Klar haben wir Nena und Modern Talking gehört – aber „bei uns“ sage ich, wenn es mit meinem ehemaligen Land zu tun hat. Auch wenn ich dies nicht wieder zurückhaben will. Jetzt gibt es andere Helden, für viele wird das gerade Greta Thunberg.

Als Sigmund Jähn verstorben war, entwickelte sich eine Debatte, ob jemand, der Generalmajor der DDR gewesen ist, zum Helden taugt. Wie sehen Sie das?
Ich finde es richtig, dass diese Diskussionen geführt werden. Aber das ist ja so, als würde man den Sportlern aus der DDR sagen: Ihr könnt keine Helden gewesen sein, denn ihr habt ja 'ne Diktatur repräsentiert. Sigmund Jähn und auch ich sind in der DDR aufgewachsen und zur Schule gegangen. Jähn wurde es dort ermöglicht, als erster Deutscher ins All zu fliegen. Was will man ihm da vorwerfen?

Was wird Ihnen denn 2019 noch vorgeworfen? Sie galten lange als SED-Profiteurin.
Eigentlich nüscht. *(lacht)* Klar, es gab 'ne Zeit, wo ich sehr polarisiert habe. Letztendlich sagen eigentlich alle, ob Ost oder West, dass ich auf eine gute Weise meine Meinung, meine Haltung beibehalten habe. Ich habe meinem Land und dem Sportsystem alles zu verdanken, meiner Trainerin, meinen Eltern. Trotzdem bin ich nicht mit geschlossenen Augen durch die Welt gegangen, ich habe gesehen, dass der Sport der Bereich war, in dem Menschen wie ich ihre Träume verwirklichen konnten. In anderen Bereichen ging das nicht, und das war natürlich schlimm für die Betroffenen. Anderen wieder wurde vorgeschrieben, was sie lernen, studieren sollen.

Die Älteren erinnern sich an Sie als die Gold-Kati aus dem Osten, Jüngere haben Sie eher als Fernsehpromi auf dem Schirm. Als wer möchten Sie denn erinnert werden?
Ich will nicht als Fernsehpromi gesehen werden. Was ist das denn? Nüscht. Ich finde überhaupt dieses Promisein sehr fragwürdig. Ich komme vom Sport, und da habe ich eine Lebensleistung abgeliefert und dort fast ein Jahrzehnt die Weltspitze mitbestimmt. Das ist es, woran man sich erinnern soll.

Sie sind bekannt dafür, Ihr Privatleben sehr gut zu schützen. Kürzlich aber haben Sie doch eine sehr persönliche Geschichte erzählt. Für das Porträtbuch „Ostfrauen verändern die Republik“ haben Sie geschildert, wie es Ihren Eltern nach der Wende gegangen ist.
Hören Sie auf, da fange ich gleich wieder an zu heulen.

Ihr Vater ist damals arbeitslos geworden, und Sie haben Ihre Eltern noch jahrelang unterstützt. Eine sehr ostdeutsche Erfahrung. Wie geht man als Kind damit um?
Ich war damals 23 Jahre alt. Meine Eltern, die heute über achtzig sind, waren damals also genauso alt wie ich heute. Die haben immer versucht, Probleme von uns Kindern fernzuhalten. Dieser Umbruch Anfang der Neunziger, der Schmerz, der damit einherging, die Verletzungen, das bricht ja jetzt erst auf. Unsere Eltern fangen jetzt erst an, offen zu reden, und das ist für uns, ihre Kinder, neu.

Wie war das damals in der Familie Witt?
Als die Mauer fiel, hatten meine Eltern schon ein langes Arbeitsleben hinter sich, die Kriegskindergeneration ist ja viel früher ins Berufsleben gestartet.

Katarina Witt während des Interviews mit der taz am wochenende Foto: Stefanie Loos

Sie hatten erwachsene Kinder und die berechtigte Erwartung, jetzt ein Stück persönliche Freiheit gewinnen, die Früchte ihrer Arbeit ernten zu können. Also Anerkennung für ihre Arbeit, mehr persönliche Freiheiten, Erfahrungen weitergeben. Tatsächlich aber wurde ihnen gesagt: Wir haben eigentlich gar keinen Platz mehr für euch. Es ging da nicht nur um das Finanzielle, sondern auch um den verletzten Stolz, um diese Botschaft: Du bist überflüssig. Da wurde ihnen gesagt: Seid doch froh, ihr habt jetzt Freiheit, Demokratie. Aber was fängst du damit denn an, wenn gerade das gesamte Kartenhaus deines Lebens zusammenbricht und dich niemand an die Hand nimmt?

Was hätte denn damals geschehen müssen?
Es kam niemand und hat die Ostdeutschen an die Hand genommen. Unsere Kompetenzen waren nicht mehr gefragt. Die wenigsten waren ja Unternehmer, wir waren eher Macher, so haben wir das gelernt. Wir kamen aus einem Land, in dem – entschuldigen Sie den Ausdruck – aus Mist Bonbons gemacht wurde. Dinge wurden gelöst.

Aber 1990 kam dieses Prinzip an sein Ende.
Ja, so war das. Diese Generation musste nach dem Mauerfall um alles, alles kämpfen: ihre Rente, die Anerkennung der Abschlüsse und Studienzeiten, Frauenrechte, ihre Häuser und Wohnungen. Das ist das Problem heute: Diese Menschen fühlen sich zweitklassig behandelt. Sogar bei meiner Frau Müller habe ich das damals erlebt.

Was ist passiert?
Man hat diese Weltklassetrainerin wirklich kaltgestellt. Die Rivalitäten zwischen dem ostdeutschen und dem westdeutschen Eislaufverband brachen voll auf. Wir waren nun mal die Erfolgreicheren in den zurückliegenden Jahren, wir hatten die Weltmeister, die Olympiasieger. Da hatte man schon dieses Gefühl: Ihr habt verloren, und wir sagen euch jetzt, wo's langgeht. Selbst hier also, in diesem überschaubaren Bereich, hat man es nicht geschafft, die besten Erfahrungen aus beiden Systemen zusammenzuführen. Es gab eine große Arroganz, so eine herablassende Siegermentalität.

Haben Sie persönlich das auch zu spüren bekommen?
Nein. Ich gehöre ja zum Glück dieser Generation an, für die sich die Türen noch mal weit geöffnet haben. Mit unserer Schulbildung, unserer Art, das Beste aus den Dingen zu machen, sind wir gut durch diese dreißig Jahre gekommen. Meine Generation hatte so viele Möglichkeiten. Ich konnte noch mal als Profi richtig durchstarten, die Möglichkeit hätte ich in der DDR sicher nicht gehabt. Ich habe eigentlich erst in den letzten Jahren richtig verstanden, was damals passiert ist. Wir aus dem Osten mussten uns mächtig durchbeißen, für viele mit mäßigem Ergebnis. Bis heute gibt es viel zu wenige Ostdeutsche in den Führungspositionen. Warum eigentlich?

Sie sagen selbst, dass heute anders über die Zeit der Wende gesprochen wird. Haben Sie noch mal mit Ihren Eltern zurückgeblickt?
Zu Hause eher wenig. Da wird manches weggeschwiegen, man schweigt den Schmerz weg. Da geht es ja um Dinge, die im Nachhinein nicht mehr zu ändern sind. Wenn man dieser Generation sagt, ihr habt im falschen Land gelebt, im falschen System; damit sagst du ihnen ja, ihr habt vierzig Jahre das falsche Leben gelebt. Mit welchem Recht sollte man das sagen? Ist doch klar, dass diese Menschen sich damals arrangiert haben und sich manche Fehler des Systems schöngeredet haben. Es blieb ihnen ja nichts anderes übrig.

Also die Vergangenheit lieber beschweigen?
Ich finde die ganze Debatte gesellschaftlich enorm wichtig. Aber im Privaten ist es schwierig, ich spüre da eine große Traurigkeit und Verbitterung. Wissen Sie, meinen Eltern geht es gut. Ich habe sie ökonomisch auffangen können. Trotzdem war diese Zeit schwierig, besonders für Männer. Eigentlich sollten Väter für ihre Kinder sorgen und nicht Kinder für ihre Eltern. Heute ist das selbstverständlicher als vor 20 Jahren. Wir sollten als Jüngere da ein bisschen großzügig und weitherzig sein.

Es gibt die These, dass sich bestimmte Erfahrungen von Migrant*innen und Ostdeutschen ähneln: der Heimatverlust, die Entfremdung. Sie kennen doch die halbe Welt – kann man das so vergleichen?
Nein, das kann man nicht. Vergleichen kann man eher noch die jetzige Situation von Immigrant*innen aus Kriegsgebieten mit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Meine Mutti kam aus Hinterpommern, mein Vater aus Bessarabien, dem Gebiet des heutigen Moldawien, zum Teil mit der Kutsche und nur einem Koffer. Um irgendwo zu landen, was nicht ihr Zuhause war. Man kann die Osterfahrung nicht mit dieser Form der Entwurzelung gleichsetzen. Und: Die Ost- und die Westdeutschen sprechen zumindest dieselbe Sprache, auch wenn wir uns hier und da nicht verstehen.

Dann kommen wir doch einmal zu Ihrer Heimat Chemnitz ...
... ich weiß gar nicht, was meine Heimat eigentlich so ist. Auf Instagram schreibe ich immer von meiner „alten Heimat".

Was ist dann die neue Heimat?
Brandenburg und Berlin, hier lebe ich.

Ihre alte Heimat Chemnitz jedenfalls bewirbt sich gerade als Kulturhauptstadt 2025. Sie hatten sich dazu vor sechs Monaten positiv geäußert.
Ich fände es gut, wenn Chemnitz das schafft, ja.

Das Motto der Bewerbung ist „Chemnitzer Aufbrüche". Es geht um Konflikte und Gewalt, mit der die Stadt umgehen müsse. Gemeint sind die rechtsextremen Ausschreitungen im letzten Jahr. In einem Interview meinten Sie, Sie seien über diese erschrocken gewesen. Was genau hat Sie erschreckt?
Mich hat erschreckt, dass die Szene überhaupt so groß werden konnte. Und dass diese Demonstranten dann vor unserem Karl-Marx-Nischel standen. Ich seh' dann den Nischel, die Straße der Nationen, ich seh' uns im Trainingsanzug am 1. Mai demonstrieren, und da war alles so farbig. Okay, dann sagen die Nächsten jetzt, dass wir für eine Diktatur demonstriert haben. Jedenfalls sah ich letztes Jahr eben diese Bilder, auf denen alles einfach nur dunkel ist, schwarz und dunkelbraun, Menschen mit Aggressionen. Solche Bilder erschrecken mich. Und deshalb bin ich dann umso dankbarer und beruhigter, weil es genug Menschen gibt, die mit den Kindern und den Kinderwagen, bunten Fahnen und Regenbogen dann doch losziehen und sagen: Wir sind eine bunte und offene Gesellschaft.

„Die Bezeichnung ‚Ostfrau' ist für mich mittlerweile ein Gütesiegel"

Warum sprechen Sie nicht konkret von rechtsextremer Gewalt, von Nazis, die in Chemnitz aufmarschiert sind? Versuchen Sie bewusst, vorsichtig mit bestimmten Begrifflichkeiten umzugehen?
Ja, das versuche ich tatsächlich. Vielleicht ist es ein Fehler. Doch, man muss es ansprechen. Wenn Menschen auf einer Demonstration den Arm zum Hitlergruß heben oder Hakenkreuze tragen, ist das Rechtsextremismus. Dem muss man sich entgegenstellen. Viele sind zu Mitläufern geworden. Das will ich nicht entschuldigen. Aber ich denke, die sind nicht unbedingt rechts. Sie sind verzweifelt, weil sie sich nirgendwo mehr zugehörig fühlen.

Glauben Sie, dass reden helfen könnte?
Ja, wenn man dialogbereit ist. Das sind aber längst nicht alle. Gerade bei Rechtsextremismus ist der Staat gefordert. Da muss viel rigoroser durchgegriffen werden. Da hat man doch die Zügel ein bisschen schleifen lassen. Auch bei Pegida in Dresden: Wenn da Plakate mit Frau Merkel am Galgen zu sehen sind, dann muss es sofort einen Zugriff geben, und die Menschen gehören abgeführt. Meinungsfreiheit hin oder her. Es gibt Regeln und es gibt Grenzen, auch in einer Demokratie.

Um Freiheit wurde im Herbst 1989 gekämpft. Die naheliegendste Frage überhaupt: Wo waren Sie am 9. November 1989?
Ich war in Sevilla in Spanien. Ich hatte den „Carmen on Ice"-Film gedreht. Also befand ich mich auf dem Eis – wo auch sonst? Wir hatten Nachtdreh, da kam unser Produzent ans Set. Ein ehemaliger Dresdner, Republikflüchtling. Er kam und sagte auf Sächsisch: Di Maur is gefalln. Ich so: Wie? Das war komplett absurd. Dann haben wir den Dreh beendet, gegen 6 Uhr morgens fahre ich zurück ins Hotel, mache das Fernsehen an und sehe diese Bilder. Ich saß auf dem Bett, starrte wie gespannt auf den Fernseher und konnte noch gar nicht einordnen, was da eigentlich gerade passiert.

Sie waren 1989 zwar noch DDR-Bürgerin, aber eigentlich schon weg. Sie hatten die Freiheit schon erreicht.
Das wird immer so übertrieben. Ich lebte ja noch immer in der DDR und war dort auch weiterhin zu Hause. Ich hatte nicht die unendliche Freiheit. Ich musste mir diese immer für das jeweilige Projekt erkämpfen, in dem Fall für „Carmen on Ice".

Dann vergessen wir die grenzenlose Freiheit ...
... aber natürlich lebte ich in meiner eigenen Blase, in der alles ein bisschen großzügiger war. Es war aber nicht so, dass ich einen Pass hatte und fahren konnte, wohin ich wollte. Ich musste das anmelden.

Wir wollten eigentlich auf Ihren Erfahrungshorizont hinaus.
Den hat man mir ja vorgeworfen. Relativ flott, vielleicht schon am 10. November war ein Fernsehsender bei mir am Set in Sevilla und fragte mich, was ich jetzt über die Maueröffnung denken würde. Und ich habe dann gesagt, dass das toll ist. Und dass ich meinen Landsleuten gönne, dass sie endlich reisen können. Ich habe auch gesagt: Ich habe die Welt gesehen, und es ist nicht alles Gold, was glänzt – also gebt den Menschen Zeit. Und dafür hat man mich dann als „SED-Ziege" und „Rote Socke" beschimpft.

Sind „Ossi" und „Wessi" für Sie Schimpfwörter?
„Ossi" und „Wessi" ist eher eine Frotzelei. Grundsätzlich ist aber „Ossi" eher positiv bei mir besetzt als „Wessi". *(alle lachen)* Für mich ist die Bezeichnung „Ostfrau" mittlerweile ein Gütesiegel.

Stimmt, irgendwann muss man aufhören, sich dafür zu schämen.
Ich habe mich nie geschämt. Wir sind da im Sport anders aufgewachsen. Im Sport gab es eine extreme Gleichberechtigung zwischen den Mädchen und den Jungs. Wir haben zusammen trainiert und uns auf Augenhöhe aneinander gemessen. Lustigerweise waren wir Mädchen im Eiskunstlaufen in der einzigen Sportart, in der auch in den Neunzigern die Frauen mehr verdient haben als die Männer. Diese Diskussionen aus dem Fußball oder Tennis hatten wir nie.

Was unterscheidet Ost- und Westfrauen?
Wir sind viel selbstverständlicher auf Augenhöhe mit den Männern aufgewachsen, das hatte schon unsere Elterngeneration so vorgelebt. Meine Eltern haben beide gearbeitet. Sie haben sich den Haushalt geteilt und sind gemeinsam mit der Wäsche überm Arm zur Mangel gegangen.

Da waren Ihre Eltern aber sehr fortschrittlich. In der DDR arbeiteten die Frauen ja eigentlich doppelt voll: Vollzeit auf der Arbeit und dann noch einmal genauso lange zu Hause ....
Ich kenne auch meinen Vati schrubbend in der Wohnung. Er hat auch immer gekocht. Überhaupt kenne ich es nur so, dass die Männer in der Küche stehen, nicht die Frau. Mein Bruder, mein Onkel, mein Vati – bei uns waren die Männer am Herd.

Und hat das zu späteren Konflikten in Beziehungen zu Männern geführt?
(lacht) Gar nicht.

Katrin Gottschalk ist stellvertretende Chefredakteurin der taz und kommt wie Witt aus Sachsen.

Anja Maier ist Parlamentsredakteurin der taz und mit Gold-Kati durch alle Zeiten gegangen.

taz genossenschaft

Ihr persönlicher Klimabeitrag

Unter den nächsten **100** InteressentInnen für die Genossenschaft verlosen wir ein original taz Rad.

Mit einem Beitrag ab 500 €* können Sie MiteigentümerIn der taz werden.
*zahlbar auch in 20 Raten à 25 €

taz Verlagsgenossenschaft eG
T (030) 25 90 22 13 | F (030) 25 90 25 16
E-Mail geno@taz.de
www.taz.de/genossenschaft

Wir verlosen ein taz Rad!

Zwischen Filz und Punkrock

Wo die Frauenbewegung der DDR heute noch wirkt – und welche Konflikte das mit sich bringt

Von **Katrin Gottschalk**

Gymnastik in der Frühstückspause, VEB Elekromotorenwerk Hartha, Sachsen 1984 Foto: Ute Mahler/Ostkreuz

Kristina Krömer hält einen Briefumschlag in der Hand. Darauf ist eine Katze zu sehen, weil Katzen sie beruhigen. Im Umschlag steckt ein Bild, es zeigt einen Schraubendreher. „Das ist mein Utopie-Kit", sagt die 38-Jährige. „Wir brauchen die richtigen Werkzeuge für unsere Utopie von einer gleichberechtigten Gesellschaft."

An einem sonnigen Tag im Oktober sitzen neun Frauen im Gemeinschaftsraum eines Hausprojektes in der Dresdner Friedrichstadt zusammen. Das zweistöckige Haus ist rot, die Decken sind hoch, das Innenleben selbst gebaut. Es gibt Kaffee, Mate und Süßigkeiten, viele unterschiedliche Stühle, einzelne Nüsse hängen als Dekoration im Raum. Kristina Krömer – hellblonde, kurze Haare, Pumphose – nimmt am Workshop „Gemeinsam utopisch denken" des AK.Unbehagen teil, eines feministischen Lesekreises aus Leipzig.

Organisiert hat den Workshop das Frauen*bildungszentrum Dresden (F*BZ). 1990 wurde das Zentrum von Aktivistinnen der Frauenbewegung der DDR gegründet. Seit 2015 leitet Krömer das Projekt gemeinsam mit Maria Steinhaus. Zum Thema Utopien haben sie 2019, im Jahr der sächsischen Landtagswahl, eine ganze Veranstaltungsreihe gemacht; es gab Gründe.

Eine der Teilnehmerinnen kommt zu spät, weil sie im feministischen Block der „Solidarität mit Rojava"-Demonstration war und Hooligans von Dynamo Dresden die Demo aufmischten. „Hier in Dresden feministisch aktiv sein ist anstrengend", sagt eine andere. Sie sieht müde aus. Aber jetzt: die großen Fragen. Was ist das, ein gutes Leben für alle? Was passiert eigentlich mit den Männern nach der Revolution? Und ist Verzicht vielleicht ein Weg in die richtige Richtung?

Im Workshop wird die Utopie zu einem Prozess. „Wenn es ein fertiges Bild gibt, in dem dann alle leben müssen, ist die Utopie schon gescheitert", sagt eine Teilnehmerin. Eine andere erzählt davon, dass es in der DDR normal war, die Nachbarin nach einem Ei zu fragen. „Wenn ich hier in der Nachbarschaft nach einem Ei frage, kriege ich es auf den Kopf", wendet eine andere ein. Von den Menschen hier in den Wohnhäusern und der Kleingartensparte fühlen sich viele Teilnehmerinnen nicht gern gesehen.

Nach einer Weile wird der Umgang mit Konflikten zum zentralen Thema der Überlegungen. „Utopie heißt ja nicht, dass alle gleich sind." Also wie kann man sie austragen, die Differenzen, ohne dabei zu zerbrechen?

Kristina Krömer und Maria Steinhaus kannten sich nicht, bevor sie die Leitung des F*BZ übernahmen. Die eine aus dem Saarland, studierte Politologin, die andere aus Schwerin, studierte Soziologin, beide um die 30 Jahre alt. Als sie vor vier Jahren anfingen, sprach das F*BZ eher ein älteres Publikum an, es gab Kreativ- und Begegnungsangebote in einem Schutzraum für Frauen. Die damalige Leiterin Barbara Feichtinger wollte nach fast 20 Jahren die Leitung an eine neue Generation abgeben. Die Neuen wollten gerne alles anders machen: das Haus partizipativ leiten, Geschlecht nicht an Geschlechtsteilen festmachen, intersektional arbeiten, das Haus als politischen Raum etablieren.

> **„Wenn ich hier in der Nachbarschaft nach einem Ei frage, kriege ich eines auf den Kopf"**
>
> Teilnehmerin eines Utopie-Workshops in der Dresdner Friedrichstadt

Kristina Krömer (links) und Maria Steinhaus Foto: Anja Ecke

Die Älteren fühlten sich vor den Kopf gestoßen. Warum sollte Frausein plötzlich nicht mehr als Gebärfähigkeit definiert werden? Was ist so schlecht daran, einen reinen Rückzugsort für Frauen zu schaffen? Und was wissen die Jungen vom Leben der Alten?

Dabei gibt es viel zu erzählen. Etwa von der ersten großen Förderung 1991, als eine Vereinsfrau in einer Nacht-und-Nebel-Aktion von Dresden nach Bonn mit dem Auto fuhr, um den Förderantrag rechtzeitig abzugeben.

Dresden war ein wichtiges Zentrum für aktive Frauen in der DDR. Eine der Bekannteren ist Karin Dauenheimer. Sie gründete den AK Homosexualität in der Kirche, organisierte 1985 das erste alternative Frauenfest der DDR, in den Jahren danach folgten weitere. Die Themen waren „Lesbische Liebe in der Literatur" oder „Die berufstätige Frau zwischen Job und Selbstverwirklichung", jedes Mal kamen bis zu 300 Frauen. 1990 gründete Dauenheimer das Frauen*bildungszentrum mit.

Maria Steinhaus, 31, rote Haare, erzählt nach dem Utopie-Workshop spät am Abend: „Zwei Jahre lang ging es viel um Wertschätzung. Wir wollten verstehen, warum sich das Haus über die Jahrzehnte primär zu einem spirituellen Ort für Frauen entwickelt hatte. Für diesen Prozess brauchte es gegenseitiges Vertrauen, was Zeit braucht." Krömer ergänzt: „Als ich hier ankam, habe ich vor lauter Filz und Ton gar nicht mehr durchgeblickt. Aber die Frauen hatten früher Häuser besetzt und den Stadtrat gestürmt!"

Feministische Geschichte ist ein Spezialwissensgebiet, ostdeutsche feministische Geschichte ein noch spezielleres. Erst in den letzten Jahren wird die Frauenbewegung der DDR wiederentdeckt und erforscht.

Einerseits kommen einige Protagonistinnen von damals jetzt ins Rentenalter, in dem Zeit für Reflexion ist, für das Erzählen ihrer Geschichte, die untergegangen ist. So haben etwa Aktivistinnen der „Frauen für den Frieden" im Oktober das Buch „Seid doch laut" veröffentlicht. Darin erzählen sie ihre Geschichte, die Geschichte von sieben Frauen, die 1982 etwa 130 Unterschriften in Berlin und Halle sammelten und per Eingabe die Wehrpflicht für Frauen in der DDR verhinderten.

Andererseits entdecken jüngere Ostdeutsche auf der Suche nach Identität den literarischen Feminismus der DDR. Der AK.Unbehagen hat Christa Wolf gelesen, ihre Formung von weiblicher Subjektivität analysiert. Die Leipziger Schauspielerin Elisa Ueberschär liest regelmäßig aus „Franziska Linkerhand" von Brigitte Reimann vor, aus der Geschichte einer jungen Architektin, die Wohnungen für den neuen Menschen bauen will. Sie knallt hart gegen die real existierenden Plattenbauten.

In Reimanns Erzählung zwischen Anspruch und Wirklichkeit fanden sich viele Frauen in der DDR wieder. Aus diesem Missverhältnis entstand in den 80ern eine Bewegung: Am 3. Dezember 1989 kamen 3.000 Frauen in die Berliner Volksbühne und gründeten den Unabhängigen Frauenverband der DDR. Die Bühne hatten sie mit Wäsche an Leinen dekoriert, die Nebenzimmer quollen von Kindern über. Sie wollten den Wandel in der DDR mitgestalten, stellten sich als Partei auf – und bekamen nur wenige Stimmen bei der Volkskammerwahl 1990.

Es war nur ein kleines Zeitfenster, in dem die vielen Frauengruppen der DDR an Mitgestaltung glauben konnten. Dann kamen die Neunziger. Der Streit mit den Westfeministinnen, die Arbeitslosigkeit, die Existenzangst. Viele Frauen schafften es, ihre Projekte zu retten, bekamen Fördergelder für Frauenhäuser und -zentren, die bis heute existieren. Die Websites vieler dieser Vereine sehen nicht mehr so frisch aus. Ganz im Gegensatz dazu die Seite des Frauen*bildungszentrums: kräftiges Pink, Sternchen, Gender Gap, visuelle Referenzen zu Kult-Punk-Band X-Ray Spex. Wie hat das geklappt, diese Transformation?

„Geholfen haben uns vor allem Ausdauer und das gemeinsam durchgeführte Festival F*", erzählt Maria Steinhaus. Ein Festival zum „Feiern und Fürchten" im Mai 2018. Es sollte die Generationen zusammenbringen und war Teil eines moderierten Teamprozesses, den Steinhaus und Krömer angestoßen hatten. Die Einladung zum Festival wurde in zwei verschiedenen „Sprachen" verfasst. Eine ist etwas differenzfeministischer für die Älteren, eine etwas queerer für die Jüngeren. In diesem Spagat bewegen sich Kristina Krömer und Maria Steinbach. Sie sind damit zu einer wichtigen Schnittstelle in Dresden geworden – zwischen jungen linken Gruppen und etablierten Frauenhäusern.

> **Die Aktivistinnen nahmen 1990 an der Wahl teil, kriegten aber nur wenige Stimmen**

Es wurde viel gestritten auf dem Festival und viel geteilt, die Lebenserfahrung der Alten, der Geschlechterpunkrock der Jungen. „In unserem Teamprozess platzte der Knoten, als allen Beteiligten klar wurde, dass es nicht um Schuld geht", sagt Steinhaus. Jetzt könnten Differenzen markiert und mit Humor geklärt werden. „Frauenräume können gut nebeneinanderher existieren, ohne sich zu berühren. Aber wir brauchen gerade jetzt eine Vernetzung", sagt Krömer. Zusammen mit ihrer Vorgängerin hat sie einen Workshop entwickelt: „Friede, Freude, Frauen(*) – ein Eiertanz?" Sie wollen den Generationswechsel unterstützen. Hauptthema: der Umgang mit Konflikten. Die Werkzeuge dafür scheinen sie zu haben.

Merseburg im Februar 1990 Foto: Albert Josef Schmidt

Gekommen, um zu bleiben

Von vietnamesischen Vertragsarbeitern bis zu chilenischen Flüchtlingen: Welche Erfahrungen haben Migranten in der DDR gemacht? Und was denken sie heute?

Von **Simon Schramm** (Protokolle)

„Wir werden bis heute als Ausländer behandelt“

Foto: privat

Anfang der 1980er habe ich als Beiköchin einer Werkküche im Rostocker Überseehafen gearbeitet. Wir haben damals für über hundert Menschen in einem Vierschichtbetrieb gekocht. Neben einer festen Arbeitsstelle bekamen wir auch eine Wohnung, und im Arbeitsbetrieb wurde uns mit Organisatorischem geholfen. Wir durften nicht selbst entscheiden, wo wir arbeiten wollten, und waren an die Arbeit im Hafen gebunden – eine Situation, die wir aus Vietnam kannten und akzeptierten. Gefallen hat es uns nicht.

Im März 1985, nach einem Praktikum im „Hotel Neptun“, wurde mir eine Stelle als Servicekraft angeboten. Die Hotelleitung wollte mich anstellen, aber das hat die Abteilung für Ausländerbetreuung vom Hafen nicht erlaubt.

Die Auswirkungen der Wende habe ich erst gespürt, als mir 1990 gekündigt wurde. Auch einige Deutsche kamen nicht mehr zur Arbeit, sie waren in den Westen gegangen. Im Wohnheim lagen Listen mit Namen der Personen, die nach Vietnam ausgewiesen werden sollten. Ich war schwanger und wollte später zurückfliegen, doch dann erhielt ich eine Aufenthaltserlaubnis.

Ich bin mit meinem Mann und meinem Kind in eine eigene Wohnung gezogen und habe 2001 eine Ausbildung zur Steuerfachangestellten erfolgreich abgeschlossen.

Doch dann kamen 1992 die Ausschreitungen in Lichtenhagen. Ich habe bis 1990 selbst im Sonnenblumenhaus in Rostock-Lichtenhagen gelebt. Von den rassistischen Ausschreitungen 1992 haben mir Freunde erzählt. Wir konnten nicht mehr sorglos aus dem Haus gehen und gewöhnten uns an, öffentliche Plätze und Menschenmengen zu meiden.

Dieses Ereignis hat mich nachhaltig beeindruckt. Bis heute fahre ich abends nicht mit der S-Bahn, der Straßenbahn oder mit dem Bus, weil ich mich nach den Ausschreitungen nicht mehr sicher gefühlt habe. Wir haben uns damals häufig abends mit dem Auto abgeholt oder sind zu Hause geblieben.

Wieder hatte ich das Gefühl, kein selbstbestimmtes Leben führen zu können, weshalb ich mich oftmals fragen musste: Leben wir nun in Freiheit? Bis heute sage ich zu meiner erwachsenen Tochter, dass sie zwar die deutsche Staatsbürgerschaft besitzt, jedoch wegen ihres asiatischen Aussehens aufpassen soll.

Dennoch, Deutschland hat sich seit der Wende sehr verändert. Überall in den Medien sehe ich viele Menschen mit unterschiedlichster Herkunft, und auch in den öffentlichen Stellen werden Vielfalt und Toleranz gefördert.

Hier in Rostock gehen die Leute heute anders mit Ausländern um, sie sind freundlicher, offener und hilfsbereiter. Ich bin mir zu hundert Prozent sicher, dass die Rostocker so etwas wie in Lichtenhagen nicht mehr mitmachen würden.

Obwohl wir uns über das Mauerfalljubiläum freuen und die vielen positiven Veränderungen miterleben durften, sehen wir auch die zahlreichen Probleme und Schwierigkeiten, die viele Ausländer bis heute haben.

Wir fühlen uns noch immer nicht ganz anerkannt. In Vietnam gelten wir als „Auslandsvietnamesen“, weil wir ausgewandert sind. In Deutschland werden wir gesellschaftlich und politisch bis heute als Ausländer behandelt. Obwohl wir seit über dreißig Jahren hier leben, dürfen wir nicht wählen, weshalb wir uns häufig fragen, ob wir überhaupt vollwertige Bürger sind.

Doan Hoang Mai, 58 Jahre alt, kam 1981 aus Hanoi nach Rostock. Die Mutter einer Tochter arbeitet als Steuerfachangestellte.

„Wir Vertragsarbeiter waren Freiwild“

Foto: Raimond Stetter

Ich bin 1982 mit zwölf Jahren nach Staßfurt gekommen. Das war ein einmaliges Projekt für Schülerinnen und Schüler aus Mosambik. In Mosambik fehlten damals Fachkräfte, darum sollten wir in der DDR ausgebildet werden. Ich lernte Reparaturschlosser im Kali- und Steinsalzbetrieb Saale. Später wurde ich Vertragsarbeiter im Metallgusswerk Wernigerode.

Von der DDR war es nicht gewollt, dass sich die Vertragsarbeiter und die Bürger begegnen. Wir lebten abgeschottet und sollten im Alltag der DDR nicht vorkommen. Die Erzieher und Lehrmeister haben uns immer als geschlossene Gruppe in die Schule geführt, damit wir keinen Kontakt zu Deutschen haben. Im Werk hatten Deutsche und Vertragsarbeiter getrennt voneinander Unterricht, auch beim Mittagessen sollten wir uns nicht treffen. Liebesbeziehungen zwischen uns und den Frauen aus der DDR waren nicht erwünscht und hätten Folgen wie Gefängnis oder Abschiebung haben können. Unser Wohnheim am Rande der Stadt durften wir jeden Tag für nur zwei Stunden verlassen. Wer die Regeln nicht befolgte, dem drohten Strafen bis zur Abschiebung. Bei diesen Kontrollen hattest du keine Chance, den Menschen zu erklären, wer du bist und was du machst. So entstehen Vorurteile.

Wir sind abends manchmal über den Zaun des Heims geklettert und haben die DDR auf eigene Faust kennengelernt. Oft wird den Bürgern der DDR unterstellt, sie seien alle Rassisten. Dann sage ich: Nein! Ich wäre sonst nicht geblieben.

Es gab sehr viele gute Menschen in der DDR, die wirklich Interesse an uns hatten, uns heimlich besucht und mit Essen beschenkt haben. Mit einer Familie bin ich noch heute befreundet.

Wenn es damals Schlägereien gab, kam der Polizeimeister. Der Deutsche kam dann ins Gefängnis, und der Vertragsarbeiter wurde abgeschoben. So hat man in der DDR Probleme gelöst. Wir kannten keine Justiz, erst nach der Wiedervereinigung habe ich gehört, dass man sich einen Anwalt nehmen kann.

Die Zeit nach der Wiedervereinigung war eine Zeit der Ungewissheit. Wir Vertragsarbeiter waren Freiwild.

Nach wie vor wird nicht gesehen, welchen Beitrag die DDR-Vertragsarbeiter für Deutschland und für die Wende geleistet haben. Die Leute haben in das Rentensystem eingezahlt, sie haben Häuser gebaut, an friedlichen Demonstrationen teilgenommen, für besseren Lohn gestreikt und sind nach Fluchtversuchen im Gefängnis gelandet. Wir haben die DDR gemeinsam mit den Deutschen zu Grabe getragen. Wir sind hiergeblieben und haben gesagt: Deutschland hat dazugelernt, Deutsche wollen friedlich leben. Damit tragen wir ehemalige DDR-Vertragsarbeiter zum Zusammenhalt der deutschen Gesellschaft und zur Demokratie bei.

Es sind heute nicht 80 Millionen Menschen, die die Weltoffenheit von Deutschland bekämpfen, sondern nur eine kleine Gruppe. Ich sage meinen Kindern, dass sie Deutsche sind und dass sie die Nationalhymne mitsingen sollen, weil sie darauf stolz sein können, was Deutschland erreicht hat. Das aber geht nur, wenn sie sagen: Wir gehören hierher und lassen uns das nicht streitig machen.

Paulino Miguel, 48 Jahre alt, kam aus Mosambik nach Staßfurt, Sachsen-Anhalt. Heute lebt er mit seiner Familie in Heidelberg und arbeitet als Empowerment-Trainer und Kulturmanager.

„Wir feierten zusammen im Partykeller“

Foto: privat

Deutschland ist bis heute ein solidarisches Land. Aber die Solidarität der DDR war anders. Die BRD ist ein reiches Land. Die DDR war arm und klein, aber mit einem großen Herzen. Sie hat vielen jungen Chilenen ein Studium ermöglicht und auch mir Arbeit gegeben, als ich in das Land kam.

Nachdem der Diktator Augusto Pinochet im Oktober 1973 alle Parteien in Chile verboten hatte, kam ich als Mitglied der kommunistischen Partei Chiles in ein Frauengefängnis in Valparaíso, elf Monate lang. Ich wurde regelmäßig verhört und gefoltert. 1974 wollte mich das Regime aus dem Land verweisen. Also bin ich mit meiner Tochter ins Exil in die DDR gegangen, die sozialistische Regierung unter Erich Honecker hatte uns damals eingeladen.

Wir kamen zuerst in das Schloss Friedensburg in Leutenberg bei Saalfeld, einem Kurort. Später sind wir nach Potsdam in eine eigene Wohnung in einen Plattenbau gezogen. Wir Chilenen waren in der DDR voll integriert und haben in dem Plattenbau gemeinsam mit deutschen Familien gelebt. Zusammen mit den deutschen Familien haben wir Geburtstage im Partykeller gefeiert, auch waren wir immer zu den Treffen der Gewerkschaft eingeladen und konnten dort unsere Meinung zu Themen wie unserer Integration kundtun oder dazu, wie politische Immigranten in der DDR ausgebildet werden sollten.

1986 sind wir nach Berlin gezogen, und ich habe in der Charité als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Neurophysiologie der Humboldt-Universität gearbeitet. Weil ich passionierte Sängerin und Tänzerin bin, hatte mich die Kulturabteilung der Charité auch eingeladen, für die Patienten auf Konzerten zu singen oder ihnen Conga beizubringen, den kubanischen Tanz.

Dass nach der Wende viele Menschen aus der ehemaligen DDR weggegangen sind, hat mich überrascht. Ich denke, sie wollten in den Westen, weil sie dort wohl mehr Sicherheit fanden, nicht ihren Arbeitsplatz zu verlieren und mehr Lohn zu verdienen.

Mich hat der Chef des Humboldt-Instituts 1991 mit 60 Jahren in Rente geschickt, so wie es noch in der DDR üblich war, obwohl ich gern noch bis zum 65. Lebensjahr gearbeitet hätte. Als Rentnerin habe ich dann 1993 die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten. Wir mussten uns entscheiden, ob wir zurückkehren oder hierbleiben. Ich wollte in Deutschland bleiben, weil ich in Chile wohl keine Arbeit und keine Zukunft gehabt hätte. Deutschland ist längst meine Heimat geworden, aber im Herzen bin ich immer noch Chilenin.

Zum 30-jährigen Mauerfalljubiläum möchte ich gern mit allen Bürgern die Wiedervereinigung feiern. Jedoch höre ich immer noch von der Unterscheidung der Gesellschaft in Westdeutschland und Ostdeutschland. Auch Chilenen aus Westdeutschland sagen „Ossis“ zu uns. Dieses Wort sollte in Zukunft nicht mehr gesagt werden, es ist mit so vielen Vorurteilen verbunden.

Vor allem die Kinder der ehemaligen Bürger der DDR sind keine „Ossis“, sie sind Kinder des wiedervereinigten Deutschlands. Noch immer bekommen Menschen in Westdeutschland mehr Lohn für ihre Arbeit als Menschen im Osten. Das geht nicht! Man sollte respektieren und anerkennen, was die Bürger im Osten leisten.

Maria Antonia Gonzalez Cabezas, 88 Jahre alt, kam 1974 aus Viña del Mar nach Leutenberg bei Saalfeld. Die Mutter einer Tochter und Großmutter von vier Enkelkindern und zwei Urenkeln ist Rentnerin und lebt in Berlin.

Ein Dorf am Ende der Welt. Die Amerikaner nannten Mödlareuth in Thüringen, das durch die Mauer geteilt wurde, „Little Berlin“
Foto: Ole Spata

Das Schweigen brechen

Nachwendekinder wie Franziska haben die DDR nie gesehen und hängen doch mitten drin im Geflecht alter familiärer Erzählungen und Konflikte. Wie aber arbeitet man etwas auf, was im Unklaren herumwabert?

Von **Johannes Nichelmann**

Fünf Tage bevor die DDR als Staat dahinschied, kommt Franziska* in Leipzig auf die Welt. Sie wird Ende September 1990 geboren. „Das Leben meiner Eltern in der DDR ist für mich ein blinder Fleck“, sagt sie. Zu Hause bei Franziska wird so gut wie nie über die Vergangenheit gesprochen. Sie empfindet es als Dilemma. Denn einerseits will sie wissen, wie es ihrer Familie in der DDR ergangen ist, und vor allem, welche Gründe es womöglich für ihre Eltern gibt, über diese Jugendjahre so vehement zu schweigen. Andererseits weiß sie nicht, wie sie es anstellen soll, mehr zu erfahren. „Ich habe keine Ahnung, wie ich einen Weg finden kann, diese Leerstelle zu füllen“, sagt sie. Wie arbeite ich etwas auf, was im Unklaren herumwabert? Wie soll das gehen?“

Nachwendekinder wie Franziska haben die DDR nie gesehen. Sie sind kurz vor oder kurz nach der friedlichen Revolution auf die Welt gekommen und in einer Gesellschaft aufgewachsen, die sich neu erfinden musste. Nicht wenige Eltern und Großeltern sind in ihren Erzählungen vom eigenen Leben im Arbeiter-und-Bauern-Staat kaum über das Anekdotenhafte hinausgekommen. Unpolitische Alltagsgeschichten, wie sie überall auf der Welt erzählt werden. Über die Rollen der Mütter und Väter, Großmütter und Großväter im Sozialismus wird in vielen Familien geschwiegen. Das Schweigen der Alten entzieht den Jungen das biografische Fundament – eine verpasste Chance, das Wissen über ein System und ihre Führungsfiguren, über das weit verbreitete Mitläufertum weiterzugeben. Höchste Zeit also, Fragen zu stellen.

Dass auch Franziskas Generation, der um das Jahr 1990 Geborenen, das Erbe des Ostens in sich trägt, ist für viele Ältere unverständlich. Vielleicht, weil im Konsens immer davon ausgegangen wurde, dass die Gesellschaft nur lange genug warten müsste, bis sich die Sache mit dem Osten und dem Westen in Wohlgefallen auflöst. Doch auch die Nachwendekinder hängen noch mitten drin im Geflecht der alten Kämpfe. Öffentlich darüber gesprochen haben sie bislang kaum. Zwar hat die DDR vor 29 Jahren aufgehört zu existieren, kulturell sind die Jahrgänge rund um den Mauerfall trotzdem von ihr beeinflusst worden.

Für mein Sachbuch „Nachwendekinder – Die DDR, unsere Eltern und das große Schweigen“ habe ich Nachwendekinder wie Franziska und ihre Eltern getroffen. Im Laufe der Recherche wurde mir klar, dass es nicht gerade einfach ist, das Gespräch zu suchen und das Gesagte auch auszuhalten – für beide Seiten. Der Kitt, einige Soziologen sprechen von einer Binnensolidarität, zwischen den Generationen des Ostens scheint besonders fest. Da ist die Angst, alte Wunden aufzureißen. Aber da ist auch viel Unwissen darüber, wie offene Wunden zu behandeln sind. Nachdem das Buch erschienen ist, habe ich zahlreiche Nachrichten von Gleichaltrigen bekommen, die nicht wissen, wie sie auf ihre Eltern zugehen sollen, Gleichaltrige, die das Schweigen nicht mehr ertragen, von ihren Plänen berichteten, am Sonntag in ihren Heimatort fahren zu wollen, um dort mit der Mutter zu reden. Oder andere, die noch am selben Abend die Großmutter anrufen wollten.

Franziska hat das Schweigen in ihrer Familie gebrochen. Als ich sie Ende 2018 zum ersten Interview treffe, schreibt sie gerade an ihrer Doktorarbeit in Biochemie. Sie hat damals für einige Monate in Kopenhagen mit ihren Forschungen zu tun. Zuvor hat sie jeweils zwei Jahre in Stockholm und Zürich gelebt. Je weiter und länger sie von zu Hause fort ist, desto intensiver spürt sie, dass etwas nicht stimmt. Sie fühlt eine merkwürdige Distanz zu ihren Eltern. Im Ausland will niemand von ihr wissen, ob sie nun aus diesem oder jenem Teil Deutschlands stammt. Aber sie beginnt, sich selbst Fragen zu stellen. Franziskas Vater arbeitet in einem Callcenter. Die Mutter ist Erzieherin. Henning ist Jahrgang 1960, Christiane 1966.

Wenn sich ihre Eltern früher an den Osten erinnerten, dann daran, dass die soziale Absicherung besser gewesen sei. Heute hätten die Menschen natürlich viel mehr Optionen, sagen sie. Auch viel mehr Optionen, zu scheitern. „Jetzt kannst du zwar überall hinreisen, kannst es dir aber nicht mehr leisten“, sagt der Vater. Gerade er, gelernter Fahrzeugschlosser, hatte es schwer, nach der Wende beruflich Fuß zu fassen.

„Ich glaube schon, dass sich meine Eltern abgewertet fühlen“, sagt Franziska. „Sie regen sich oft über die Ungleichheit gegenüber dem Westen auf. Dass die Löhne und die Renten auch heute noch nicht angepasst worden sind.“ Die DDR wünschen sich ihre Eltern nicht zurück. Aber sie wollen Gerechtigkeit. Das ist es, was bei Franziska zu Hause besprochen wird, wenn es um die DDR und die Politik von heute geht. So wie in vielen Familien. Nicht mehr und nicht weniger.

Irgendwann, Franziska ist neun oder zehn Jahre alt, erkundigte sich das Mädchen nach ihrem Großvater, dem Vater ihres Vaters. Sie wusste, dass ihre Großmutter schon lange mit einem neuen Mann zusammenlebte. Solange sie denken konnte, war dieser neue Mann ihr Opa und ihr leiblicher Großvater einige Jahre vor ihrer Geburt gestorben. Im Gespräch machte ihre Mutter dann aber eine beiläufige Bemerkung. „Dein Opa hat sich das Leben genommen“, sagte sie. Franziska kann bis heute den Schock fühlen, der in diesem Augenblick in sie fuhr. Sie weinte, ihre Mutter stand hilflos daneben.

„Sie dachte, dass es die Aufgabe meines Vaters wäre, mich zu trösten, mir alles zu erklären“, sagt Franziska. Henning aber war nicht in der Lage, überhaupt zu reagieren. „Der hat das nicht geschafft.“ Die Mutter versuchte sie zu beruhigen, „aber sie konnte mir auch nicht viel mehr über die Umstände des Selbstmordes sagen“.

Von diesem Tag an wartete Franziska darauf, dass ihr Vater endlich erzählte, welches Geheimnis ihre Familie umgibt. Welches Geheimnis *ihn* umgab. Warum hatte sich sein Vater, ihr Großvater, das Leben genommen? Eine Leerstelle – es sollte noch sehr lange dauern, bis sie erste Antworten erhielt.

„Wie hast du das denn empfunden?“, fragt die Mutter

Die Jahre gingen ins Land. Franziska wechselte auf das Gymnasium. Wenn rund um den 3. Oktober und den 9. November die Zeitungen und Fernsehprogramme mal wieder voll mit DDR- und Wendethemen waren, sprach auch ihre Familie darüber. Aber sie als Tochter und Enkelin bekam wieder nur Erinnerungsfetzen zu fassen, kurze Anekdoten aus dem Alltag. Die entscheidenden Fragen zu stellen traute sich Franziska damals nicht.

Mit 14 Jahren erhielt sie ihre Jugendweihe. In der DDR war die Jugendweihe auch ein Instrument des Staates, um die Heranwachsenden an ihre Rolle im Sozialismus zu erinnern. Für Franziskas Vater bedeutete dieses Ereignis, dass er sie jetzt für alt und reif genug erachtete, die Wahrheit zu erfahren. „Du weißt ja, dass sich dein Großvater sich das Leben genommen hat“, sagte er. „Dein Opa hat im Ministerium für Staatssicherheit gearbeitet. Er hat sich bei der Stasi mit seiner Dienstwaffe erschossen.“

Franziska war froh, dass ihr Vater endlich anfing, mit ihr über das Thema zu sprechen. Er redete von Stasi-Akten, die es über den Großvater geben würde. Eines Tages würden diese ihr offenstehen. Franziska stellte keine Fragen, sie befürchtete, dass durch tiefergehendes Nachhaken sein Redefluss versiegte.

Aus dem Fernsehen hatte sie bereits viel über die Stasi und ihre Machenschaften gehört. War ihr toter Großvater also einer dieser Täter, die besonders viel dazu beigetragen haben, aus dem Staat einen Unrechtsstaat zu machen? Was genau hatte er getan? Warum der Suizid? Während der nächsten Jahre war Franziska allein mit ihren Gedanken. Die Leipzigerin machte ihr Abitur, begann ihr Studium in Berlin, zog für den Master weiter nach Schweden.

Wenige Tage vor dem Weihnachtsfest 2012 packte Franziska dann ihren Koffer für den anstehenden Besuch in der Heimat. Sie überlegte, was sie in den kommenden Tage wohl erwarten würde: das gemeinsame Essen mit der Familie, die Bescherung unter dem Tannenbaum, das Beisammensein. Sie fürchtete sich auch davor, während der Festtage wieder diese Distanz zu ihren Eltern zu spüren, dieses Gefühl von Fremdheit in der eigenen Familie. Das Gefühl, dass ihnen einen Teil der gemeinsamen Geschichte fehlte.

Diese Kluft wollte sie diesmal überwinden. Sie rief ihren Vater an, bat darum, endlich Einsicht in die Stasi-Unterlagen zum Tod ihres Großvaters zu erhalten. Wenige Tage später war sie in Leipzig bei ihrem Vater. Auf dem Küchentisch lag die Kopie der Stasi-Akte: knapp fünfzig Seiten mit der Schreibmaschine verfasste Berichte. Auf einigen Seiten befanden sich Stempel, hier und da handschriftliche Notizen. Ihr Vater sagte: „Ich gebe dir jetzt mal Zeit, das durchzulesen. Mach dir aber bitte keine großen Hoffnungen, da steht nicht viel drin.“ Er ließ Franziska allein, sie wühlte sich durch die Berichte des Geheimdienstes.

Darin erfuhr sie, dass ihr Großvater kurz vor seinem Tod 1985 den Dienst quittieren wollte. In den Akten befanden sich sogar zwei Versionen zur Todesursache. In der früheren gingen die Genossinnen und Genossen davon aus, dass sein Wunsch nach dem Ausstieg

aus der Stasi zum Selbstmord geführt habe. In der anderen wurden die familiären Probleme als mutmaßlicher Auslöser angeführt. „Es spielte wohl auch eine andere Frau eine Rolle, was bedeutete, dass die Ehe meiner Großeltern zerrüttet war. Das durfte natürlich nicht sein, da hat sich die Stasi, dann eingemischt."

Mehr brauchbare Informationen gab es nicht. Und inwieweit diese überhaupt der Wahrheit entsprachen, ließ sich für Franziska schwer beurteilen. „Eigentlich wollte ich danach sofort erfahren, wie mein Vater darüber denkt."

Franziska schloss die Aktendeckel. Ihr Vater kam in die Küche: „Hast du noch weitere Fragen?" Eigentlich hätte ihre Antwort „Ja" lauten müssen. Doch sie merkte ihrem Vater an, dass er nicht reden wollte. Heute hat sie dafür Verständnis: „Wenn man sich hinsetzt und ein Gespräch führt, dann könnten ja doch irgendwie Gefühle sichtbar werden. Genau wie die Verletzungen, die er davongetragen hat." Für Franziska wurde es fortan immer schwieriger, Antworten einzufordern.

Über all das spricht Franziska nur mit ihrer besten Freundin. Auch sie kommt aus dem Osten, auch sie spürt, dass in ihrer Familie nur sehr wenig über die Vergangenheit in der DDR geredet wird. Und auch sie kennt die Ursachen dafür nicht. Im Gespräch mit anderen Freundinnen und Freunden, mit Bekannten oder Kommilitoninnen und Kommilitonen schweigt Franziska, wann immer sich die Gespräche um die DDR drehen. Niemand soll erfahren, wo ihr Großvater gearbeitet hat und was mit ihm passiert ist. „Er war auch Familienvater, Ehemann oder Nachbar. Er hatte viele Identitäten", sagt sie. „Ich meine, wären sie bereit, differenziert darüber nachzudenken? Oder besteht nicht die Gefahr, in ihm ausschließlich den Täter zu sehen?"

Franziska befürchtet auch, dass, wenn sie offen darüber sprechen würde, sie selbst auf die Stasi-Vergangenheit ihrer Familie reduziert werden würde. „Nach dem Motto: Schon klar, Großvater beim MfS. Die ist aus einer Familie mit einer Täterbiografie. Wie denkt die denn jetzt über die DDR? Kann die jetzt vielleicht etwas Positives am System erkennen?"

Franziska ist sich sicher, dass es einfacher ist, über einen Suizid in der eigenen Familie zu sprechen, wenn die betroffene Person nicht solch einen Hintergrund hat wie ihr Großvater. „Wenn es eine Biografie gibt, auf die man sich auch positiv beziehen kann." Noch immer fragt sie sich, ob das vielleicht eine Ursache für die Stille in ihrer Familie ist. Auch Franziskas Mutter hat bislang fast nichts über ihr Aufwachsen in der DDR erzählt. Sie stammt aus einer kleinen sächsischen Stadt.

Leipzig, wenige Wochen nach dem Treffen in Kopenhagen. Franziska und ihre Eltern haben sich zu einem gemeinsamen Gespräch verabredet. Franziska verbindet die Aussprache auch mit einem größeren Gedanken.

Jugendweihe: Eine Berliner Familie feiert die Zeremonie zum Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter 1986 in der Küche
Foto: Ute Mahler/Ostkreuz

„Vielleicht sind wir die einzige Generation, die das Bild über die DDR ausdifferenzieren kann, weil die Generation nach uns gar keinen persönlichen Bezug mehr dazu hat."

„Wir haben einfach in die Zukunft geschaut und nicht mehr zurück", sagt ihre Mutter. „Wie hast du das denn empfunden?", wird Franziska jetzt gefragt. „Kannst du dich daran erinnern, wie wir über die DDR zu Hause gesprochen haben? Ich weiß das, ehrlich gesagt, gar nicht mehr." Franziska erinnert sich, dass sie während ihrer Schulzeit immer wieder Fragen zur DDR stellte. Einmal fuhr es dabei aus Christiane heraus: „Habt ihr das nicht gelernt in der Schule? Redet ihr nicht darüber, wie das zu Ostzeiten war?" Ihre eigene Erinnerung an ihr Leben in der DDR hat Christiane vergraben.

Erst durch Franziskas Bitte um dieses Gespräch sei sie wieder zu Tage getreten. „Das ist ein so riesiger Teil meiner Jugend. Das habe ich verdrängt." Franziska will wissen, warum. „Vielleicht waren wir so geprägt, einfach hinzunehmen, was ist." Sie selbst nahm als junge Frau hin, dass der Staat für sie nur drei Berufe vorgesehen hatte und dass sie ihr Leben lang in einem dieser Berufe bleiben würde.

Der feste Rahmen, den „die Gesellschaft" beziehungsweise der Staat in der DDR vorgab, galt nicht mehr. Vielmehr sollte auf einmal alles falsch gewesen sein, sagt Christiane. Dabei empfindet sie ihre Kindheit und Jugend keineswegs als negativ. „Ich hatte eine wunderschöne Kindheit." Aber nach der Wende sei ihr von allen Seiten mitgeteilt worden, sie habe in einem „Unterdrückerstaat" gelebt. Christiane braucht fast zwanzig Jahre, um für sich selbst die neue Situation zu verstehen und zu akzeptieren. „Ich habe das mit mir selber ausgemacht", sagt sie. „Man dreht sich ja dann doch im Kreis." Sie wollte, dass Franziska so aufwuchs, wie sie eben aufwuchs – ohne einen Blick zurück.

Christiane empfand damals ein Gefühl der Scham. Nach der Wende kamen viele Wahrheiten auf den Tisch.

„Solch ein Gespräch ist harte Arbeit", sagt der Vater

„Dieses Gefühl, in diesem Land gelebt zu haben und von nichts gewusst zu haben! Wie blöd war ich denn? So war mein Empfinden damals, und genau das kommt jetzt wieder hoch." Christiane spricht immer schneller. Ihre Stimme wird lauter, sie dreht sich wieder zu Franziska. „Was hätte ich dir denn sagen sollen, wenn du gefragt hättest, warum ich das mitgemacht habe? Ich habe ja gar nicht darüber nachgedacht!"

Eine gute Freundin von Christiane wächst zu DDR-Zeiten anders auf. Bei ihr zu Hause laufen auch die „Tagesschau" und die „Heute"-Nachrichten. Die Eltern hinterfragen vieles an der DDR. Sie haben Verwandtschaft im Westen. Christiane erzählt, dass sie sich auf dem Schulhof abwandte, wenn das Gespräch auf den Westen kam. „Mir war das unangenehm. Für mich hat sich das einfach falsch und verboten angefühlt."

So wie Franziskas Eltern schwiegen auch die Eltern ihrer Eltern. Als Christiane aufwuchs, erinnert sie sich, sei Politik zu Hause tabu gewesen. „Ich habe mich gefragt, warum die mich damals nicht aufgeklärt haben, wie das wirklich lief in der DDR", fragt sich Christiane heute wie auch schon früher zur Wendezeit.

Ihr Vater arbeitete als Zivilangestellter bei der Armee. Er kam abends nach Hause, ging morgens wieder. Was in der Zwischenzeit passierte, wusste seine Tochter nicht. Stets gab der Vater ihr zu verstehen, dass sie das nicht zu wissen brauche. „Ich habe nur gedacht, der soll sich nicht so wichtig machen oder der will nur nicht mit mir reden. Ich habe das als Kind doch nicht in Verbindung gebracht mit dem politischen System!" Die Leerstelle in ihrem Leben, auch sie führt zu einer großen Distanz zu den Eltern. Erst Jahre später hätte sie mit ihnen tiefgehende Gespräche geführt, die ihr die Eltern wieder nahebrachten, sagt Christiane. „Dann kannst du ja auch verstehen, wie es mir gerade geht", sagt Franziska.

Den Staub aufwirbeln, um zu erahnen, was darunter liegt. So ein geplantes Gespräch am Wohnzimmertisch wie dieses hier kann nur ein Anfang sein. Bei den Gesprächen, die ich für mein Buch mit Eltern und ihren erwachsenen Kindern geführt habe, wurde mir klar, dass manche Mütter und Väter Angst davor haben, Urteile über ihr Denken und Handeln zu erhalten. Da ist die Befürchtung, dass durch die verschiedenen Ausgangspositionen der Generationen kein Verständnis vorhanden sei. Obwohl die Bereitschaft, sich mit den Eltern zu identifizieren, gerade bei Nachwendekindern, besonders hoch zu sein scheint.

Für Henning war es schwer, bei seiner Tochter einen Anfang zu finden. So wie schon sein Vater wählte auch er den Zeitpunkt der Jugendweihe. Damals, im Jahr 1974, wurde auch er aufgefordert, sich zu seinem Vater an den Esstisch zu setzen. Dieser offenbarte ihm, dass er Offizier der Staatssicherheit sei. Sein Sohn solle stolz auf ihn sein. „Ein gewisser Stolz war auch da", erinnert sich Franziskas Vater. „Aber das Gespräch ist mir nicht gut bekommen. Wir haben nur einmal darüber gesprochen und dann nie wieder."

Vor ihrem Treffen mit den Eltern hatte sich Franziska überlegt, dass sie ihren Vater nicht auf das Schicksal ihres Großvaters ansprechen würde. Henning spricht das Thema dann selbst an, als er vom Umbruch Ende der achtziger Jahre erzählt. Davon, wie er gemeinsam mit Christiane sprachlos vor dem Fernseher saß und zusah, wie immer mehr Ereignisse den Ostblock zerfallen ließen.

„Im Oktober und November 1989 saß ich da teilweise mit Tränen in den Augen, weil mein Vater ja schon 1985 aus dem Leben gegangen ist." Henning fragte sich damals, wie es gewesen wäre, wenn sein Vater diesen Umbruch noch mitbekommen hätte. Er spricht langsam, als er die Geschichte seines Vater erzählt, wiegt jedes Wort ab. Wenige Tage nach dem Suizid hatte Henning vor dem Chef seines Vaters gesessen. Dieser fand keine besseren Worte, als darauf hinzuweisen, dass der Verstorbene laut dem ärztlichen Befund kerngesund gewesen sei und hundert Jahre alt hätte werden können. „Das war halt kein geschultes Personal."

Als Henning 39 Jahre alt war, besorgte er sich die Stasi-Akte seines Vaters. „Ich bin da erst wenige Jahre drüber hinweg. Es gab damals auch keine psychologische Begleitung."

Franziska ist überrascht, so ausführlich hat sie die Geschichte ihrer Eltern und ihres Großvater noch nie gehört. „Besser spät als nie", sagt Henning, „man kann das ja immer irgendwie begründen, dass man das nie …", flüstert er, „es müssen ja beide Seiten offen sein." Franziska runzelt die Stirn, sagt, sie sei immer offen gewesen. Henning holt einmal tief Luft: „Solch ein Gespräch wie dieses hier ist harte Arbeit. Das ist sehr energieintensiv." Im Vorfeld zu diesem Gespräch hatte er sich große Gedanken gemacht. Er wolle nicht, dass seine Kinder denken, dass ihre Eltern „irgendwo aus dem Dunkeln" kamen.

Zwei Monate später schreibt mir Franziska eine Textnachricht: „Vielleicht ist die Geschichte jetzt auch einfach tot. Genauso wie mein Opa tot ist." Jetzt zählen für sie nicht mehr die messerscharfen Details, nicht mehr die genauen Daten. Das bedrückende Gefühl, etwas verheimlicht zu bekommen, es ist verschwunden.

** Alle Namen in der Geschichte wurden geändert*

Das Buch **„Nachwendekinder – Die DDR, unsere Eltern und das große Schweigen"**, 272 Seiten, ist im September bei Ullstein Fünf erschienen

Foto: Sven Hansen

Alle taz-Fernreisen mit Atmosfair-Zahlung zur Kompensation der CO2-Belastung

TAZ-REISEN IM FRÜHLING 2020

Gruppenreisen für Individualist*nnen in Begleitung von taz-Korrespondent*nnen

Kochi – Thrissur – Kappad Beach – Muthanga Wildtier-Reservat – Calicut
INDIEN mit Lalon Sander
18. Januar bis 2. Februar, 16 Tage, ab 2.840 (DZ/HP/Flug)

Saigon – Mekongdelta – Hoi An – Hue – Dong Hoi – Hanoi
VIETNAM mit Sven Hansen
8. bis 22. Februar, 15 Tage, ab 3.250 € (DZ/HP/Flug)

Mandalay – Bagan – Inle-See – Naypyidaw – Taungoo – Yangon
MYANMAR mit Simone Schmollack
16. Februar bis 1. März, 15 Tage, ab 3.490 € (DZ/HP/Flug)

Lomé - Aného - Sokodé - Kpalimé - Lomé
TOGO MIGRATION AUS AFRIKANISCHER SICHT
mit Christian Jakob und Emmanuel Noglo
2. bis 12. März 2020, ab 1.990 € (DZ/HP/ohne Flug)

Santiago de Cuba – Trinidad – Santa Clara – Havanna – Vinales
KUBA mit Knut Henkel
15. bis 29. März, 15 Tage, ab 3.250 (DZ/HP/Flug)

Marrakesch – Dadès-Tal – Zagora (optional Wüstentour) – Tazenakht
MAROKKO (SÜD) mit Thomas Hartmann
11. bis 23. April, ab 1.990 € (DZ/HP/Flug)

Alle Infos (Programm, Preise und Leistungen, Reiseveranstalter etc.) zu den taz-Reisen unter:
www.taz.de/tazreisen oder unter Telefon (0 30) 2 59 02-1 17

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstr. 21, 10969 Berlin

Tupoka Ogette arbeitet als Expertin für Vielfalt und Antidiskriminierung. Sie leitet Trainings, Workshops und Seminare zu Rassismus Foto: Anja Weber

„Ich war nie das Volk“

Tupoka Ogette wurde 1980 in Leipzig geboren. Als sie acht Jahre alt war, reiste ihre Mutter mit ihr nach Westberlin aus. Ein Gespräch über verschiedene Identitäten und fehlende Worte

Interview **Jasmin Kalarickal** und **Daniel Schulz**

taz am wochenende: Frau Ogette, sprechen Sie von sich selbst als Ostdeutsche?

Tupoka Ogette: Eigentlich nie. Für mich ist das Ostdeutsch-Sein etwas, was ich in bestimmten Situationen raushole. Wenn ich als Anti-Rassismus-Trainerin im Osten unterwegs bin, kann ich damit eine Verbindung herstellen. Ich kann sagen: „Ihr kennt doch Diskriminierung, und so ähnlich fühlt es sich für Schwarze Menschen an, rassistisch behandelt zu werden.“

Ist es eine von mehreren möglichen Identitäten für Sie?

Auf jeden Fall! Für meine Mutter, die weiße Deutsche ist und mit mir 1988 ausgewandert ist, war das oft Thema. Sie musste sich fragen: Oute ich mich? Hat das Nachteile? Wie werde ich gelesen? Als Regimekritische oder als Teil der Stasi? Bei mir hat das Schwarz-Sein das Ostdeutsch-Sein immer überlagert.

Wie war es für Sie als Kind, nach Westberlin zu kommen?

Meine Mutter hatte einen Ausreiseantrag gestellt und es war nicht klar, wann der genehmigt wird. Also haben sie mir davon nichts erzählt. Ich bin irgendwann von der Schule gekommen und dann hieß es plötzlich: „So, pack jetzt deine Sachen, wir gehen.“ Ich musste alles hinter mir lassen.

Wohin ist Ihre Mutter mit Ihnen gegangen?

Zu ihrer Freundin in ein besetztes Haus. Von einer Ost-Idylle mit Großmutter und geregelten Essenszeiten in die Hausbesetzerszene: für mich war das so ein Schock, dass ich ein Jahr lang nicht mehr gesprochen habe. Was mir die Sprache verschlagen hat, war Berlin, diese Riesenstadt. Da waren Punks, Hundescheiße, Kreuzberg und Drogen. Da wusste ich nicht, was ich dazu sagen soll. Meine Mutter musste arbeiten, es gab keinen Hort, ich war viel allein.

Waren Sie in der DDR weniger allein?

In einem Workshop sollte ich ein Wort benennen, das meine Kindheit beschreibt. Ich sagte: „Einsamkeit“. Meine Familie hat mich sehr geliebt. Aber außerhalb der Familie habe ich im Osten krasse Erfahrungen mit dem Schwarz-Sein gemacht. Ich wurde ständig geandert, also als die Andere, die Fremde, gekennzeichnet, die Lehrerin hat mich mit dem N-Wort beschimpft, ich wurde als chinesischer Rotarschaffe durch die Straßen gejagt. Wenn ich das thematisiert habe, wurde es relativiert, aus Angst.

Wer hatte Angst?

Das ist so eine Reaktion von Erwachsenen: Oh Gott, was erlebt das Kind? Das können wir nicht einordnen, also sagen wir, das ist nicht so schlimm. Oder: Hast du dich nicht verhört? Im Westen blieb die Einsamkeit Thema, weil ich da tatsächlich oft alleine war. Im türkisch geprägten Kreuzberg hatte ich ein Gefühl der Nähe, aber gleichzeitig dachte ich: die haben schon sich. Heute kann ich das ausdrücken: Die hatten gleiche Codes, Sprachen und kulturelle Bezüge. Ich wollte damals auch gern türkisch sprechen und habe mir manchmal Handtücher über den Kopf gelegt.

Gab es das Wort Rassismus in der DDR?

In meiner Kindheit nicht. Das Wort Rassismus habe ich kennengelernt, als ich in einer Berliner Bibliothek Bücher über die Apartheid in Südafrika gelesen habe. Richtig politisiert wurde ich an der Universität in Leipzig, wo ich Afrikanistik studiert habe. Dort bin ich mit anderen Schwarzen Menschen zum ersten Mal auf ein Afro-Treffen gegangen. Das Wort Rassismus habe ich davor nicht auf mich übertragen.

Und wie haben Sie sich als Kind erklärt, was mit Ihnen passiert ist?

Ich war überzeugt, dass ich zu wehleidig bin. Ich hatte starke Neurodermitis, ich habe viel gekränkelt, ich dachte, ich habe zu viele Gefühle.

Wie war das für Sie, kein Wort für Rassismus zu haben?

Wir sind mal mit der Schulklasse durch einen Wald gelaufen und die Lehrerin hat uns erzählt, dass schwarze Männer am Rande des Weges sitzen und Kinder fangen. Wahrscheinlich, damit wir nicht in den Wald rennen. Es war gruselig, ich bin zusammengezuckt und sie hat gesagt: „Boah, guck mal, haha, der N., der erschreckt sich.“

Wie haben Sie reagiert?

Ich habe das Gefühl gehabt, mit mir ist etwas nicht okay. Wieso bin ich die Einzige, die sich erschreckt? Für mich war es eine Befreiung, dieses Wort „Rassismus“ kennenzulernen, mit Anfang 20. Und zugleich hat das in mir voll die Wut losgetreten.

Konnten Sie in der DDR mit niemandem darüber sprechen?

Mein Vater war Student aus Tansania, er musste das Land wieder verlassen. Aber ich habe meiner Mutter Sachen erzählt. Gleichzeitig wollte ich sie schützen, ich wollte nicht, dass sie traurig wird. Das machen Kinder oft, gerade wenn sie alleine mit ihrer Mama sind. Es war nicht das mangelnde Vertrauen. Es gab krasse Szenen, wo sie dabei war, da war sie im Kampfmodus. Aber ich wollte nicht, dass sie sich in Gefahr begibt. Ich habe ihr und meiner Großmutter vieles erst in den letzten Jahren erzählt.

Wie ist Ihre Großmutter mit Ihren rassistischen Erfahrungen umgegangen?

Sie liebt mich über alles. Aber ihre Strategie war, zu schweigen. Sie sagt heute: „Ich wollte das nicht so groß machen.“

Wie hat sich das konkret geäußert?

Wenn ich erzählte, dass ein Vater auf dem Spielplatz zu mir gesagt hatte: „Du stinkst wie ein N.“, hat sie zu mir gesagt: „Du hast dich sicher verhört.“ Sie meinte es gut, fühlte sich einfach ohnmächtig. Aber für mich war der Effekt: Mit mir ist etwas komisch. Oder ich habe mich verhört. Ich habe angefangen, an mir zu zweifeln.

„Für mich war es eine Befreiung, das Wort ‚Rassismus‘ kennenzulernen, mit Anfang 20“

Sind Menschen im Osten direkter und brutaler beim Verwenden des N-Wortes?

Der Begriff wird in Ostdeutschland ritualisierter und normalisierter benutzt. Nicht immer mit der Intention, zu verletzen, anders als im Westen. Da wurde das eher bewusst eingesetzt, um mich zu entwürdigen. So habe ich das wahrgenommen.

Hat Ihnen die beschworene Solidarität mit den afrikanischen Bruderstaaten in der DDR geholfen?

Mein Vater war Teil dieser afrikanischen Eliten. Es war klar, wo der Bruder hingehört, wer oben ist und wer unten. Es war auch klar, dass das politische Indoktrination ist. Mein Vater hat immer gesagt, er ist Schwarz und nicht rot, er war kein Kommunist.

Konnten Sie mit ihm als Kind über Rassismus reden?

Briefe hätten ewig gedauert, an Telefonieren war nicht zu denken. Diese Gespräche führen wir jetzt erst. Vor 12 Jahren habe ich ihn in Tansania besucht. Ich war in einer Wut-Phase, habe ihm Vorwürfe gemacht: Warum hast du mich allein gelassen? Du warst der Einzige, der so aussah wie ich. Dabei wusste ich, er musste gehen.

Was hat er gesagt?

Es ist für ihn schwer auszuhalten, wenn ich ihm sage, dass es für mich schwer war. Deswegen habe ich irgendwann nicht mehr so gepusht. Aber auf meine Arbeit heute ist er unglaublich stolz.

In der DDR war es schwierig, über Rechtsextreme zu reden, weil der Faschismus offiziell als besiegt galt. Galt das für Rassismus auch?

Für unsere Familie war klar; dass der Staat lügt und uns einsperrt, und deswegen dürfen wir nicht reisen und deswegen dürfen wir meinen Vater nicht sehen. Meine Mutter hat mir das als großes Geheimnis anvertraut: Wir sind gegen den Staat.

Wie sind Sie damit umgegangen?

Wenn ich zum Flötenunterricht gegangen bin und an diesem Parteihaus vorbeimusste, habe ich immer ganz laut „Pioniere voran, lasst uns vorwärtsgehen“ gesungen. Damit keiner unser Geheimnis bemerkt. Aber als Kind wollte ich nicht anecken, nicht noch etwas haben, was mich anders macht.

Sagen Sie „Mauerfall“, „Wende“ oder „Revolution“?

Ich habe das nicht gelabelt. Es war einfach eine aufregende Zeit. Am Tag, als die Mauer fiel, habe ich auf der Mauer getanzt.

Stört es Sie, dass auch 30 Jahre danach fast nur weiße Geschichten erzählt werden?

Auf jeden Fall! Ich spüre deshalb einen Trotz dieser ostdeutschen Identität gegenüber. Je näher ich Leipzig komme, desto verletzlicher werde ich. Ich werde immer noch überall geandert. Wenn ich in dem Haus bin, wo meine Großmutter seit 60 Jahren lebt, gucken mich die Leute dort an, als wollten sie mich gerade in Deutschland begrüßen. Auch bei der Wende hatte ich nie das Gefühl, das Recht zu haben, mich darüber zu freuen. Ich wurde in diesem Kampf nicht mitgedacht. Dieses „Wir“ in „Wir sind das Volk“ – ich war nie das Volk.

Rainer Müller, Bürgerrechtler und Aktivist der Friedensbewegung, vor dem Wandgemälde zur friedlichen Revolution
Foto: Christian A. Werner

Noch immer Jeans

Unser Autor hat 1989 in Leipzig Theologie studiert, zusammen mit Rainer Müller. Beide waren junge Bürgerrechtler. Dreißig Jahre später sehen sie sich wieder öfter. Was ist aus ihren Idealen geworden?

Von **Thomas Gerlach**

Vergangene Woche hat mich Rainer Müller besucht. Er hatte sich zu einem Treffen von Bürgerrechtlern in der ehemaligen Stasi-Zentrale in Berlin-Lichtenberg angemeldet, „DDR-Opposition damals und heute“ stand auf der Einladung. „Du als 89er könntest auch dabei sein“, schrieb er mir. Gute Idee. Er hatte allerdings übersehen, dass man sich ohne Presse treffen wollte. Rainer und ich studierten ab 1987 in Leipzig evangelische Theologie. Nicht an der Karl-Marx-Universität. Die hätte uns nicht genommen, und wir wollten das auch nicht. Wir waren Totalverweigerer, wollten keinen Befehlen gehorchen und auch keinen waffenlosen Dienst als „Bausoldaten“ ableisten. Von der „Nationalen Volksarmee“ zwar in Ruhe gelassen, mussten wir damit rechnen, eines Tages vor Gericht zu stehen.

Unsere Hochschule war das Theologische Seminar, eine kleine kirchliche Einrichtung, deren Abschlüsse der Staat nicht anerkannte. Rainer war Maurer, ich LPG-Bauer, andere waren Tischler, Krankenschwestern, Schlosser. Viele, nicht alle, waren oppositionell eingestellt, viele, nicht alle, waren in Friedens-, Menschenrechts- und Umweltgruppen aktiv. Für die Stasi war das Seminar Sammelpunkt „feindlich-negativer Kräfte“.

Neulich erst hatte ich Rainer in Leipzig besucht. Das lange Haar ist inzwischen dünner, der Bart breiter als damals, die Jeans hat das gleiche verwaschene Blau. Am Brühl gegenüber dem Hauptbahnhof blieb er stehen und deutet auf eine farbenfrohe Wand. „Das Bild wird verschwinden“, sagte er. Ein Hotel wird bald die 3.000 Quadratmeter verdecken, die ein Heer von Menschlein mit aufgerissenen Augen zeigt, als ob sie nicht fassen können, was sie gerade erleben. „Freiheit“, „Stasi in den Tagebau“, „Freie Wahlen“ steht auf Transparenten – der Wendeherbst als Comic, erschaffen 1989. Ein Andenken an die Zeit, als Leipzig das Herz der Revolution war.

Rainer Müller kennt darüber jedes Detail. Gemeinsam stiegen wir 1988 in Abrisshäuser, um eine Bleibe zu finden. Rainer zog dann mit anderen in die Mariannenstraße 46 im Leipziger Osten. Das Haus wurde zum Zentrum des Widerstands.

Im Januar 1989 saß Rainer mit anderen für sechs Tage in U-Haft. Einer unserer älteren Kommilitonen wurde 1981 wegen „staatsfeindlicher Hetze“ zu einem Jahr Haft verurteilt. Rainer erzählt von einem Freund, der einen Pkw-Spiegel ruiniert haben soll und dafür ein Jahr einsaß. Es war ein Dienstfahrzeug der Polizei und damit „Widerstand gegen die Staatsgewalt“. Als er wieder rauskam, waren sämtliche Zehennägel weggefault. Er hatte in einem Chemiewerk schuften müssen.

Rainer erzählt solche Geschichten, wenn er Gruppen zu den Schauplätzen der friedlichen Revolution führt. Im dreißigsten Jahr nach dem Mauerfall hat er zu tun. Doch inzwischen sind die Erinnerungen an Unrecht und Repression verblasst. Das Herrische der ehemaligen Stasi-Bezirkszentrale, eine Betonburg mitten in Leipzig, spürt längst nicht mehr jeder. Dazu wuchern Mythen. „Herr Müller, heute müssen wir dem danken, in dessen Namen wir damals unterwegs waren.“ Ein stadtbekannter Kirchenmann hatte Rainer unter den Gästen zum Festakt anlässlich der Montagsdemonstration vom 9. Oktober 1989 entdeckt. Als wäre es der Herrgott persönlich gewesen, der die „bewaffneten Organe“ zum Rückzug zwang, nicht die Übermacht der Demonstranten. Ohne die Leipziger Gruppen mit ihrem Netzwerk in andere Städte der DDR und nach Ostmitteleuropa, ohne die Kontakte zu Westjournalisten, die via ARD, ZDF und Deutschlandfunk die DDR-Wohnzimmer mit Informationen versorgten, ohne die Friedensgebete, von Gruppen gestaltet, kein „Wunder von Leipzig“. Erst recht kein Wunder der Kirche.

Auf dem Büchertisch in der Nikolaikirche liegen die Erinnerungen des damaligen Gemeindepfarrers. „Die Revolution, die aus der Kirche kam“ steht auf dem Deckel. Rainer lacht. Hier in der Kirche haben wir, teils gemeinsam, teils in verschiedenen Gruppen, seit 1987 die Friedensgebete mitgestaltet. Auf der Empore hatte Rainer gegen den Willen des Pfarrers ein Plakat mit der Forderung aufgehängt, Václav Havel freizulassen. Havel war Anfang 1989 wegen „Rowdytums“ verurteilt worden. Am Ende des Jahres wurde der Dramatiker und Dissident in Prag zum Staatspräsidenten gewählt. Unter Havel kamen Leute der Charta 77 in hohe Ämter. Rainer hatte Tschechisch gelernt und Kontakt zu den Dissidenten gehalten. Mit vielen war er persönlich bekannt.

Rainer Müller, 1987
Foto: Robert-Havemann-Gesellschaft/Siegbert Schefke

Wenn Rainer darüber spricht, klingt Verwunderung durch. In Prag, nicht in Bonn, wurden Bürgerrechtler zu Gestaltern. Im Grunde endete ihre Ära mit dem Mauerfall. „Helmut, rette uns!“, flehten Demonstranten den Kanzler aus Bonn an, als er kurz vor Weihnachten 1989 in Dresden sprach. Bürgerrechtler, die für Basisdemokratie warben, hatten ausgedient. Über die Leipziger Montagsdemonstranten ließen Bonner Parteizentralen schwarz-rot-goldene Aufkleber und Flugblätter über die soziale Marktwirtschaft schneien. Neue Akteure schoben sich vor. Im Dezember 1989 meldete sich in Berlin die Physikerin Angela Merkel beim Demokratischen Aufbruch, eine der neuen politischen Gruppen.

„Wir haben in der Wendezeit die Türöffner gespielt, andere sind hindurchgegangen“, hatte Hans-Jochen Tschiche später bemerkt. Tschiche, einer der profiliertesten Bürgerrechtler, kritisierte den „Runden-Tisch-Komplex“ seiner Bewegung und die Skrupel, im entscheidenden Moment nach der Macht zu greifen. Er selbst tat es als Grünen-Fraktionschef und fädelte 1994 in Sachsen-Anhalt die Minderheitsregierung von SPD und Grünen mit der PDS ein. 2015 ist Tschiche gestorben. Sein Nachlass findet sich im Robert-Havemann-Archiv Berlin, wo inzwischen Akten von über 70 Frauen und Männern der DDR-Opposition lagern, darunter Nachlässe von Bärbel Bohley, Jürgen Fuchs und „Eddi“ Stapel.

Rainer, Jahrgang 1966, ist einer der jüngeren Bürgerrechtler. Er beginnt 1990 Geschichte und Archivwissenschaft zu studieren, wird Vater von vier Kindern, ist bei der Gründung eines Stadtteilvereins und eines Archivs der Bürgerbewegung mit dabei und berät Kriegsdienstverweigerer. Die Wege der Frauen und Männer aus der Mariannenstraße und ihrem Umfeld trennen sich. Eine Rebellin beginnt zu malen, inzwischen hat sie in Florenz und Houston ausgestellt. Einer der Widerständler studiert Jura und gründet eine Anwaltskanzlei. Ein anderer kämpft später gegen Hartz IV. Alle drei studierten am Theologischen Seminar.

Rainer unterzeichnet im Oktober 2015 einen offenen Brief an Angela Merkel. „Wir unterstützen Ihre Politik der offenen Grenzen“, heißt es in dem Schreiben von 47 Bürgerrechtlerinnen und Bürgerrechtlern, das Merkel den Rücken stärkt. Das Presseecho bleibt überschaubar. Die Deutsche Welle und die *Leipziger Volkszeitung* berichten. Wenn hingegen die einstige Dissidentin Vera Lengsfeld Merkels Flüchtlingspolitik geißelt und vor „illegaler Masseneinwanderung“ warnt, sind ihr Schlagzeilen gewiss. „DDR-Bürgerrechtler auf rechten Abwegen“ heißt es dann.

In Wahrheit sind die Bürgerrechtler auf dem Rückzug. Es ist bemerkenswert, dass ausgerechnet im Jubiläumsjahr der Revolution der Bundestag beschloss,

In Prag, nicht in Bonn, wurden Bürgerrechtler zu Gestaltern

die Stasi-Unterlagenbehörde aufzulösen und die Akten ins Bundesarchiv zu überführen. Das dauerhaft zu verhindern, war 1990 eine Kernforderung der Bürgerbewegung.

Das Treffen „DDR-Opposition damals und heute“ verlief, so sagt Rainer, in übersichtlichen Bahnen. Kaum mehr als 20 Frauen und Männer waren erschienen. Jens Reich, Mitbegründer des Neuen Forums und 1994 Kandidat der Bündnisgrünen bei der Wahl des Bundespräsidenten, gab einen Rückblick. Der Ausblick fiel kürzer aus. Ein Bürgerrechtler aus Sachsen erzählte, dass er bei Pegida-Aufmärschen in Dresden regelmäßig ein Plakat hochhalte: „Asyl ist Menschenrecht“. Angegriffen worden sei er bisher noch nicht. Mit 72 Jahren ist er wieder das, was er war – Dissident.

Und Rainer? Er hält die Erinnerung an die Revolution, die unser Land umpflügte, wach. Am 2. November tritt er wieder als Zeitzeuge auf, in Brandenburg an der Havel.

Unbenommen angekommen

Warum glückte ihm, was andere nicht schaffen? Holger Schur ging 1991 in den Westen. Der Magdeburger suchte Arbeit und fand ein neues Leben. Zurück nach Ostdeutschland wollte er nie

Aus Heilbronn **Sabine Seifert**

Integration gelungen: Holger Schur in seiner Heilbronner Wahlheimat, hier vor dem Gebäude der Experimenta Foto: Verena Müller

„Haben Sie Süßstückle?", fragt Holger Schur die Kellnerin. Die Terrassen der Cafés am Neckarufer sind an diesem sonnigen Herbsttag gut besucht. Das schwäbische Idiom hat bei ihm eine sächsisch-anhaltinische Färbung, schwer auseinanderzuhalten, was was ist. „Ich bin nicht gut mit Sprache", sagt der 49-Jährige mehrfach, als er seine Gedanken zu sortieren versucht. Doch seiner Umgebung passt er sich mundartlich schnell an. Als er nach Baden-Württemberg kam, berlinerte er leicht, weil er dort ein Jahr als Soldat stationiert war. Deuten wir es als Zeichen, dass da jemand bereit ist, sich auf seine Umgebung einzulassen.

Sagen wir: Dies ist die erste Voraussetzung. Nicht nur weggehen zu müssen, sondern zu wollen. Holger Schur ist Jahrgang 1970. Bis zum zehnten Lebensjahr wächst er in Halle auf, dann zieht die Familie nach Magdeburg. Der Vater arbeitet als Bauingenieur, die Mutter bei der Sparkasse. Nach der Polytechnischen Oberschule macht er von 1986 bis 1988 eine Ausbildung zum Maschinen- und Anlagenmonteur und arbeitet anschließend beim Bau des Kernkraftwerks Stendal. Es sollte das größte Atomkraftwerk der DDR werden, ging aber nicht mehr in Betrieb.

Den eigentlichen Systemwechsel erlebt Schur bei der Armee. Im April 1990 wird er noch zur Nationalen Volksarmee (NVA) eingezogen, auf 12 Monate verkürzter Wehrdienst. „Unsere Hauptaufgabe war es, die Waffentechnik zu bewachen", sagt er. Die DDR löste sich auf, es gab viele Diebstähle. Ein paar Monate später steckt man Schur in eine neue Uniform. Die alte der NVA darf er behalten, sie ist wertlos geworden, er wird neu vereidigt. Ein scheinbar nahtloser Wechsel.

Doch dann wird Schurs altes Kombinat abgewickelt. Mit einem Kumpel fährt er durch Deutschland und sieht sich Unternehmen an. Sie entscheiden sich, noch bevor sie einen Job haben, für Baden-Württemberg. Dort gibt es Industrie und mittelständische Unternehmen, vor allem Fahrzeug- und Maschinenbau. Der Kollege kennt in Eppingen nahe Heilbronn eine befreundete Familie, wo sie unterkommen.

Schur ist 21, als er im Westen neu anfängt. Ein biografischer Pluspunkt. Jung, ungebunden, handwerkliche Ausbildung und berufliche Erfahrung. „Von der Sprache her hat man es sofort gehört, wo ich herkomme", sagt Holger Schur im Café. Blaue Jeans, blauer Pulli, Bart. Nicht sehr groß, prägnante Nase. Hat er sich fremd gefühlt? – „Jein. Manchmal ja, manchmal nein." Die Anweisung seines Meisters am ersten Arbeitstag habe er nicht verstanden. Es gab Anspielungen, Neckereien: Wie das mit den Kampfsportgruppen in der DDR gewesen sei? Schur hat dann gekontert: „Ihr habt doch auch Schützenvereine hier." Oder ist witzelnd drüber hinweggegangen: „Die Aufbauhilfe Ost habe ich anders verstanden."

Versteckt hat er sich nicht. Das in der DDR übliche Händeschütteln bei jeder Begrüßung hat er sich bis heute bewahrt.

Schon nach vier Wochen findet Schur Arbeit, in einem mittelständischen Unternehmen in Leingarten, das Lkws ausrüstet, dort ist er heute Abteilungsleiter. Als in der Firma 1995 Entlassungen drohen, setzt sich sein Meister für ihn ein. „Das war vielleicht ein Punkt, wo ich mich angekommen fühlte", sagt Schur nach etwas Nachdenken. „Und als ich meinen Meister geschafft habe, mit Abendschule." Er kennt viele, die wieder abgehauen sind, wie sein Kumpel, der Arbeit fand, aber keinen Anschluss. Andere, die erst gar nicht weggegangen und lieber arbeitslos geblieben sind. „Früher war ich da härter im Urteil als heute", sagt Schur. „Wenn ich was erreichen will, muss ich mich bewegen." Dem Bild des „Jammer-Ossis" hat er nie entsprochen. Das Thema nervt ihn ohnehin.

Das hat vielleicht mit seiner Herkunft zu tun. Er kommt aus einer Familie, die in und mit der DDR gut zurechtkam. Der Vater war Parteimitglied, der Onkel – „der Täve" Schur – Volkskammerabgeordneter und dazu als Rennradfahrer und Weltmeister eine Berühmtheit in der DDR. Zu Hause wurde das *Neue Deutschland* gelesen, Politik ansonsten ausgespart. In Magdeburg nahm Schur im Herbst 89 an Demonstrationen teil – politisch organisiert war er nicht. „Es gab keine Situation, in der ich dachte, ich muss das Land verlassen."

Trotzdem bricht er im Sommer 1991 auf. Kristina, seine spätere Frau, lernt Schur gleich zu Beginn kennen – sie ist die Tochter seines ersten Vermieters. Heute leben sie in Leingarten und haben drei Kinder: 8, 15, 17 Jahre alt. Die Liebe ist sicherlich ein wesentlicher Faktor, warum Schur sich voll und ganz auf den Westen einlässt. Und auch hier, ein weiterer biografischer Zufall, der ihm hilft: Die Mutter seiner Frau kommt aus Ungarn. Regelmäßig fahren sie nach Budapest, „ich habe mich da immer wohl gefühlt, es gab viele Ähnlichkeiten". Kristina Schur sagt nach dem Treffen am Telefon: „Wir kannten die Ost-Mechanismen, wir haben vieles verstanden."

Spielt die unterschiedliche Sozialisation heute noch eine Rolle? Nein, sagt Kristina Schur, 48, sie unterrichtet Deutsch und Englisch. Nach kurzem Nachdenken fügt sie hinzu, „vielleicht in der Kindererziehung. Er ist der Strengere. Und ich finde das Autoritäre nicht immer angemessen."

Beide tun sich schwer mit einem Teil der ostdeutschen Verwandtschaft, es gibt Familie in Magdeburg und Chemnitz, bei Einzelnen kursieren die Verschwörungstheorien der Rechten, andere lehnen die angebliche westliche Arroganz oder Einmischung ab. „Früher habe ich da mehr Offenheit erlebt", stellt Kristina Schur fest. „Obwohl es ihnen gut geht, wird das Positive nicht gesehen. Da wird mit zweierlei Maß gemessen." Auch Holger Schur berichtet von quälenden Diskussionen, über die Flüchtlingspolitik, Ausländer. „Ihr habt doch gar keine, sage ich immer." Oft steigt er dann aus den Diskussionen aus. „Ich komme da nicht ran."

Am Marktplatz in Heilbronn lässt ein blauer BMW den Motor aufjaulen und braust davon. „Das ist Heilbronner Kultur", amüsiert sich Schur. „Ich dachte schon, das wäre ausgestorben." Dass im Land der Autobauer das „heilig Blechle" so viel zählt, also „wer was fährt", dieses Statusdenken habe ihn anfänglich irritiert. „Es sind verschiedene Mentalitäten", sagt Schur. „In der DDR war man froh, dass man überhaupt ein Auto hatte." Gab es dafür dort mehr Gemeinschaftsgefühl? – „Nein. Sie sind schon gesellig hier."

„Es gab keine Situation, in der ich dachte, ich muss das Land verlassen"

Gegenüber vom Café stehen mehrere Polizeiwagen, versprengte Trupps von Pro- und Anti-Türkei-Demonstranten sind in der Stadt unterwegs. Der Platz mit historischer Rathausfassade und Kilianskirche ist ein Mischmasch aus Alt und Neu, Heilbronn wurde zu großen Teilen im Zweiten Weltkrieg zerstört. In der Stadt leben viele Menschen mit türkischen Wurzeln – und mit russischen. Insgesamt macht der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund fast 50 Prozent aus. Der Kulturenmix gefällt Schur, Integration heißt für ihn, „sich einbringen".

Hat er manchmal Sehnsucht nach seiner alten Heimat? Ein klares „Nein". Seine Geschwister und Eltern leben in Magdeburg, der Kontakt ist gut. Schur überkommen dort weder Beklemmungen noch wehmütige Anwandlungen. Diskussionen gibt es jedes Mal, sagt Schur. Vor allem seine Frau diskutiere viel mit seinen Eltern. „Aber ich glaube, mein Schwiegervater diskutiert nicht gern mit mir", sagt Kristina Schur und lacht. „Du hast nicht in dem System gelebt", heißt es dann. „Ich glaube, da spielt viel Verdrängung mit", sagt sie. Ihr Mann hält es auch für eine „Generationenfrage".

Geredet wird in dieser Familie, gestritten in Maßen. „Wenn er genauer nachdenkt", sagt Schur über die Gespräche mit seinem Vater und Onkel, „dann sind das mehr Geschichten, wie es früher war, und nicht, warum es so war." Sein Vater habe seine Stasiakte nicht einsehen wollen. Auch er hat seine Akte nie beantragt. Als sich vor Jahren ein Onkel als Stasispitzel outete, sorgte das für einen Riss in der Familie.

Trotzdem, auf den alten „Täve" Schur, den Rennrad-Weltmeister und ehemaligen Volkshelden, lassen sie nichts kommen. Trotz seines unbeirrten Festhaltens an der DDR, seiner Verteidigung des Mauerbaus und Schießbefehls, seiner Aussagen zum Sportdoping. „Er ist sich treu geblieben", sagt Holger Schur. „Er hängt an den alten FDJ-Idealen, aber er lebt sie auch."

Es ist gut gegangen bei Holger Schur. Er ist angekommen. Das verdankt er in erster Linie sich selbst, seiner offenen, ruhigen Art, vielleicht auch einer gewissen Strenge mit sich selbst. Für seinen Kumpel, mit dem er einst nach Eppingen gezogen war und der bald wieder nach Magdeburg ging, gilt das nicht. Seine Geschichte lässt sich nicht mehr erzählen. Als er das letzte Mal zu Besuch kommen wollte, verunglückte er tödlich auf der Autobahn.

„Von der Sprache her hat man es sofort gehört, wo ich herkomme"

Neues Land, neue Uniform: Holger Schur (rechts) 1990 als Bundeswehr-Soldat Repro: Verena Müller

Mann, oh Mann!

Die meisten AfD-Wähler im Osten sind männlich. Was ist ihr Problem? Auf Spurensuche bei den Vätern, Söhnen und Enkeln der DDR

Von **Julia Boek**

Neben vielen Überraschungen aus der Wundertüte Kapitalismus gibt es in meinen Erinnerungen an die frühen 90er Jahre auch diese wiederkehrende Erzählung, die mich rückblickend unheimlich ermüdete. Vor allem Väter- oder Ziehväter, auch Lehrer oder Nachbarn, viele von ihnen hatten die erste Hälfte ihres Lebens in der DDR verbracht, erzählten dann von Arbeitsbiografien, die quasi über Nacht entwertet wurden, von neu gefundenen Jobs jenseits der eigenen Qualifikationen und Interessen, die anstrengten. Es war die Rede von verlorenen, weil an Westdeutsche rückgeführte Grundstücke, von Wendehälsen, die jetzt im Kapitalismus Geschäfte machten, von Westdeutschen, die mit erhobenem Zeigefinger darüber richteten, wie DDR-BürgerInnen in der SED-Diktatur gelebt hatten. Bei fortschreitender Unterhaltung war das Feindbild meist schnell ausgemacht: Besserwessis. Fast immer gipfelten die Unterredungen in einer Art Schlusspunkt, dem „Bei uns war auch nicht alles schlecht!"-Satz. Auch Frauen sagten diesen Satz, doch wirkten sie dabei weniger angegriffen.

Ostmänner: Sie haben mich großgezogen, mich begleitet, geprägt, gefordert. Mit ihnen habe ich das Kinderzimmer und das Badezimmer geteilt, lustige Geburtstage gefeiert und schöne Urlaube unternommen – vor zwei Jahren habe ich einen Mann aus Ostdeutschland geheiratet. Dass sich einige dieser Herren, wenn auch nicht aus meinem engen Umfeld, nun auf die Seite von Demokratiefeinden und Rassisten schlagen, schmerzt mich. Was ist los? Wir müssen reden!

Den *einen* Ostmann gibt es nicht. Auch nicht *den* ostdeutschen AfD-Wähler. Und doch gibt es in Ostdeutschland viele Männer, die AfD wählen: in Sachsen 33 Prozent, in Brandenburg 29 Prozent, in Thüringen 28 Prozent. Unter den Frauen ist der Anteil viel geringer.

Viele ostdeutsche Männer fühlen sich nach eigener Einschätzung krank, sagt eine Langzeitstudie des Max-Planck-Instituts (1990 bis 2013). Beurteilten die befragten Männer im Alter von 20 bis 59 Jahren ihre Gesundheit unmittelbar nach der deutschen Wiedervereinigung noch deutlich positiver als Frauen, nahmen die gefühlten Gesundheitsunterschiede immer weiter ab, bis sie 2013 unter denen der Frauen lagen. „Es ist gut möglich, dass die politischen und sozialen Veränderungen seit der Wende besonders viel Stress für Männer im Osten bedeuteten", sagt Sozialwissenschaftlerin Mine Kühn. Bekannt sei, dass anhaltende wirtschaftliche Unsicherheiten wie Arbeitslosigkeit zu ungesundem Gewohnheiten wie Alkohol- oder Zigarettenkonsum führen.

War es die wirtschaftliche Verunsicherung der Nachwendejahre, die den ostdeutschen Männern nach wie vor auf den Magen schlug? Haben viele die privaten und beruflichen Umbrüche auch 30 Jahre nach der friedlichen Revolution nicht verdaut?

Unterwegs in Dresden, dort, wo im Oktober 2014 erstmals Pegida-Anhänger mit wehenden Deutschlandfahnen durch die Innenstadt marschierten. Es ist Spätsommer, kurz vor den sächsischen Landtagswahlen. Die warme Abendluft hat viele Städter in die bürgerlichen Traditionslokale an das Elbufer gezogen. So wie die Männer, die hier im Körnergarten, einem der spätestens seit Uwe Tellkamps „Der Turm" berühmten bürgerlichen Biertische der Republik vergnüglich beieinandersitzen.

Der eine, ein Handwerker, Anfang 60, aus dem thüringischen Eisfeld, erzählt, dass er rückwirkend Grundsteuer für sein Eigenheim zahlen soll. „Hundert Euro mehr, auch für das letzte Jahr". – „Das ist ungerecht", sagt er, deshalb wähle er AfD. Gegen Flüchtlinge habe er nichts, „nur bekommen die das gleiche Geld wie ich nach 45 Arbeitsjahren." Vom Staat fühle er sich unverstanden und ungerecht behandelt, sagt der Mann. Dass sich Politiker für seine Probleme interessierten, könne er sich nicht vorstellen. „Das ist vorbei", sagt er.

Der gebürtige Dresdner am Nebentisch ist 60 Jahre alt und gelernter Werkzeugmacher. Seinen Beruf hat er vor Jahren aufgeben müssen, um seine kranke Frau zu pflegen. „Ich bin besorgt um mein Land, um die Zukunft meiner Kinder und Enkelkinder", sagt er. 1989 sei er hier in Dresden auf die Straße gegangen, um sich aus einer Diktatur kommend für eine Demokratie einzusetzen. Das aber, was er gerade erlebe, das sei nicht mehr demokratisch. Die Medien würden die Menschen „in Gut und Böse" einteilen, sagt er, der früher CDU wählte. „In einer Demokratie müssen Meinungen abgeglichen werden, aber wir dürfen nicht mehr sagen, was wir wollen." – „Wir", sagt der Mann, er redet sich immer mehr in Rage, „sind 2015 als Bürger dieses Landes nicht gefragt worden, als Migranten und Flüchtlinge kamen." Er habe Verständnis für Flüchtlinge aus Kriegsländern, aber: „Was hat uns 2015 gebracht?". Er antwortet selbst: „Unsicherheit und Terrorismus." Bevor die Männer aufbrechen, sagen sie noch: Die AfD sei nur ein Vehikel, um Dampf abzulassen. „Uns geht's ja gut".

Der Hallenser Psychoanalytiker Hans-Joachim Maaz, der in seinem Bestseller „Der Gefühlstau" bereits 1990 psychische Folgen der Wende bei den Ostdeutschen diagnostizierte, kennt diese Art der Empörung aus seiner Praxis. Über die vielen AfD-WählerInnen in Ostdeutschland sagt er: „Das sind keine Nazis, sondern verunsicherte und kritische Menschen, die mit ihrem Kreuz bei der AfD ihren Protest zum Ausdruck bringen möchten."

Maaz geht noch weiter: Eine Auseinandersetzung mit den Inhalten der Partei würde helfen, „die Projektion auf die AfD zu entzaubern". Dazu passt vielleicht, dass er 2017 zusammen mit anderen den Aufruf „Charta 2017" unterzeichnete, in dem zur Frankfurter Buchmesse vor einer „Gesinnungsdiktatur" gewarnt wurde.

Der Analytiker sagt, dass die Lebens- und Integrationsleistung der Ostdeutschen von den Westdeutschen nicht anerkannt worden sei und ihre sozialen und moralischen Werte sogar aberkannt wurden. Dieser Ärger artikulierte sich in einem Gefühl: „Wir haben kein gemeinsames neues Deutschland." Hinzu kamen konkrete Erfahrungen existentieller Unsicherheit.

Die Soziologin Cornelia Koppetsch, die Mitte des Jahres das Buch „Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter" veröffentlichte, sieht die AfD nicht als ostdeutsches Phänomen, selbst wenn sie dort die meisten Wählerstimmen erhalten würde. Die AnhängerInnen der Rechtspopulisten, so Koppetsch, kämen vielmehr aus allen Milieus, verbinden würde sie das Gefühl, VerliererInnen zu sein. Über männliche AfD-Wähler aus bürgerlichen Gruppen, sagte sie im Deutschlandfunk Kultur: „Wir haben enttäuschte Familienernährer, die sich in ihren Leitbildern des Familienernährers und den selbstverständlichen Erwartungen an die Privilegien, die daraus erwachsen, enttäuscht sehen." Entweder, so Koppetsch weiter, „weil sie keine Alleinverdiener mehr sind oder weil Frauen mittlerweile auch ganz gut allein zurechtkommen". Denkt man Koppetschs These weiter, könnten sich viele ostdeutschen Männer also gleich doppelt entwertet fühlen – in Bezug auf die Lebensleistungen seit der Wiedervereinigung wie auch hinsichtlich eines sich ändernden Rollenbildes als Folge veränderter Lebensformen in der globalisierten Welt.

Es gibt aber auch Ostmänner, die die Krisenerfahrung der Neunziger zu Machern machte. Den 1980 in Parchim geborenen Lars Tschirschwitz zum Beispiel. Während die Jüngeren den Osten häufig verlassen haben, ist Tschirschwitz geblieben. Bis auf ein Jahr Schüleraustausch in Oklahoma hat der 39-Jährige sein Leben in Mecklenburg-Vorpommern verbracht. Aus Überzeugung und weil er, der passionierte Angler, das flache Land mit den vielen Seen und Feldern und den Menschen, die beim Sprechen schnell auf den Punkt kommen, liebt.

Seit vier Jahren arbeitet der promovierte Historiker im Demokratieladen, einem Treffpunkt der Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommerns, der zur Diskussion politischer und gesellschaftlicher Themen einlädt, wie zum Wahlsieg der nationalkonservativen PiS-Partei im Nachbarland Polen, das nur 50 Kilometer weiter beginnt.

Dass sich Tschirschwitz hier an diesem Ort derart stark für die Demokratie einsetzt, hat mehrere Gründe. Schon in der Schule, erzählt er, seien ihm rechte wie linke Parolen „dieses Nachgeplappere", suspekt gewesen. Auf seinem Gymnasium, damals im mecklenburgischen Sternberg, habe es nur eine Handvoll Nazis gegeben, „an der benachbarten Real- und Hauptschule gehörte Nazisein zum Mainstream". Er selbst habe sich „nicht für den Nazikram interessiert, sondern für Geschichte". Im Studium dann zunehmend für das Leben im real existierenden Sozialismus der DDR, auch ausgelöst durch etliche Streitgespräche mit den Eltern. Tschirschwitz' Mutter, eine ehemalige Staatsbürgerkundelehrerin, und der Vater, ein Ingenieur und Parteifunktionär, mussten nach der Wiedervereinigung beruflich wie privat von vorn beginnen. Die Neugier und die kritischen Nachfragen des Historikersohns, der die politische Vergangenheit seiner Eltern im Arbeiter-und-Bauern-Staat verstehen wollte, schmerzte beide Seiten. Doch brachten die Gespräche die Familie auch zusammen.

Dass so viele Männer aus seiner Vätergeneration bei den Landtagswahlen AfD wählten, überrascht Tschirschwitz nicht. „In den letzten dreißig Jahren hatten die Männer aufgrund des Drucks auf dem Arbeitsmarkt kaum Zeit und Kraft, um über ihr Leben nach dem Systemumbruch zu reflektieren", sagt er. „Erst jetzt im Rentenalter kommen sie dazu, die Dinge zu verarbeiten." Teile seiner Elterngeneration würden sich gerade in einer Art zweiten Pubertät, einer „Remmidemmi-Phase", befinden, in der es auch darum gehe, Aufmerksamkeit zu bekommen. Der AfD komme dabei die Rolle der „Kostenlos-Opposition – des Tabubruchs ohne direkte Konsequenzen" zu.

Er aber wolle sich nicht als Jammerossi begreifen. Er sieht viel Positives am Ostdeutschsein: etwa den Vorsprung an Reflexion über den Sozialismus, über die Manipulierbarkeit jüngerer Menschen in der totalitären DDR, aber auch in den teils extremistischen Jugendsubkulturen der Nachwendezeit – über den Umgang mit Veränderungen im Allgemeinen.

Ostmänner in Dresden und Anklam: Einige, vor allem die Älteren kurz vor der Rente, scheinen dreißig Jahre nach der friedlichen Revolution noch immer nicht richtig in der Bundesrepublik angekommen zu sein. Stattdessen zirkulieren enttäuschte Erwartungen an das wiedervereinigte Deutschland, Verletzungen wegen fehlender gesellschaftlicher Wertschätzungen und auch ein antiquiertes Männerbild, das in der globalisierten Welt seine Gültigkeit verliert.

Manche Ostmänner sehen es auch als Chance, in zwei Systemen groß geworden zu sein

Andere Ostmänner, eher die jüngeren, begreifen es als Chance, in zwei politischen Systemen groß geworden zu sein. Was die einen als Identitätskrise erleben, verstehen die anderen als Identitätsgewinn.

Und zwar zu Recht, denn was wir endlich brauchen, ist ein neues ost-westdeutsches Selbstbewusstsein, das lange vor 1989 beginnt und das ostdeutsche Eliten schafft, um die Demokratie in der Stadt und auf dem Land mitzugestalten. Was dabei wenig hilfreich ist, ist die moralische Keule der Mehrheitsgesellschaft – alle ostdeutschen AfD-Wähler sind Nazis –, die die Menschen an die Rechtspopulisten verloren gibt, ohne die jeweiligen Gründe dieser Protesthaltung zu kennen.

Es braucht auch einen Ort der Aufarbeitung, einen bundesdeutschen Resonanzraum, der den Unmut vieler Ostdeutscher, gerade der Ostmänner, nicht reflexartig abwehrt, sondern zur Kenntnis nimmt, aushält und vielleicht sogar anerkennt.

Es ist an der Zeit für eine neue Erzählung, meine Herren, für eine andere Sprache jenseits von Wut und Ressentiments. Wir sollten zuhören.

Wahlparty der AfD am 1. September 2019 in Dresden Foto: Karsten Thielker

Die 10d vor der Geschichtsstunde

Eine deutsche Geschichte

Gauß-Gymnasium in Schwedt an der Oder, Klasse 10d. Wie reden Schülerinnen und Schüler über die DDR? Und was erfahren sie zu Hause von dem Land, das weg ist und sie doch immer noch prägt?

Aus Schwedt an der Oder
Pia Stendera (Text) und
Stephanie Steinkopf (Fotos)

Ich finde es schwierig, mir ein eigenes Bild zu machen", sagt Lene Schwarz. „Die einen fanden die DDR voll gut, andere fanden sie total scheiße." Die 15-Jährige trägt ihr braunes Haar zurückgebunden. Wenn sie lächelt, kann man ihre Augen nicht mehr durch die dicht getuschten schwarzen Wimpern sehen. Sie sitzt hinten an der Tür in einer Gruppe Mädchen, mittendrin ein groß gewachsener Junge im schwarzen Hoodie. Auf diesen Bänken sitzen die Coolen – so viel ist klar.

Es ist viertel zehn am ersten Schultag nach den Herbstferien. Der Boden des Klassenraums ist frisch gebohnert, an der lachsfarben gestrichenen Wand hängt statt der grünen Schultafel ein kleineres Smartboard. „Mephisto arrangiert ein Doppeldate", steht darauf. Deutschunterricht in der 10d. Alle haben braune Lesehefte auf ihren Plätzen, aus denen heute die Gartenszene aus Goethes Faust gelesen werden soll. Faust und Gretchen sind sich bereits begegnet, konnten sich jedoch nicht richtig kennenlernen. Das soll sich nun ändern.

Eine große Frau steht am Lehrertisch und sortiert Unterlagen. Velia Schumann ist seit August 1989 Lehrerin für Deutsch und Geschichte am Gauß-Gymnasium in Schwedt an der Oder. Damals hieß die Schule noch Erweiterte Oberschule. Der Bau ist inzwischen sonnengelb verputzt, doch in seiner Starrheit scheint der Ostschulbau noch immer grau-braun. Die Schule steht im Zentrum der Stadt, zwischen viergeschossigen Wohnblöcken. Schumann begann hier damals in einem Land zu lehren, das schon kurz darauf zum Inhalt ihrer eigenen Geschichtsstunden wurde. Was lange Zeit präsent war, beginnt nun allmählich zu verblassen. „Es muss inzwischen einen Anlass geben, um über die DDR zu sprechen", sagt Schumann.

„Ich hab nicht das Gefühl, dass es weg gedrängt wurde, aber auch nicht das Gefühl, dass man unbedingt drüber reden müsste", sagt die Schülerin Sophie Kautz. Doch die Schüler*innen möchten darüber reden. Velia Schumann lässt an diesem Morgen Goethe links liegen, um über das Filmprojekt mit dem Namen #momentmal zu sprechen. Anfang Mai hatte sie ihre Klasse in einer Projektwoche angeregt, fünf Kurzfilme zum Thema 30 Jahre Wiedervereinigung zu machen. Das Land Brandenburg förderte das Projekt, in dem Schüler*innen Schwedter Zeitzeug*innen gesucht, befragt, gefilmt und das Material mit Hilfe der Medienwerkstatt Potsdam geschnitten haben. Durch die Arbeit haben sich die Schüler*innen mit dem Leben in der DDR auseinandergesetzt, aber auch mit ihrer eigenen ostdeutschen Erfahrung.

Zu Hause blieb die Auseinandersetzung zuvor größtenteils aus. „Ich persönlich rede da mit meinen Eltern nie drüber. Ich kenne das nur von meiner Oma oder Uroma. Wenn man da mal zum Kaffeetrinken ist, erzählt sie irgendwas", sagt Sophie Kautz zur Klasse. Sie lehnt sich dabei über die Stuhllehne in den Raum, erntet Zustimmung. „Damals 55 ..." ahmt sie nach und bringt alle zum Lachen. Die 16-Jährige ist Schauspielerin am Städtischen Theater, das heute vor allem für seine Inszenierung des Faust bekannt ist.

Goethes Faust muss warten

Laut Lehrplan hätten sich die Schüler*innen noch nicht mit dem Thema DDR beschäftigt. Bis zum Ende des Schuljahres aber sollen sie das politische System, die Wirtschaft, den Alltag in der DDR und die Wiedervereinigung in zehn Schulstunden abgehandelt haben. Deswegen möchte Frau Schumann über das Filmprojekt einen Bogen von der Geschichte der DDR in den Alltag im Osten spannen. Sie will zeigen, dass die DDR „mehr als nur Stasi und SED war, viel mehr", sagt sie. Menschen seien durchaus auch glücklich gewesen, hätten zusammengehalten. Man müsse dabei aber mitdenken, dass es eine Diktatur gewesen sei. „Ich mag kein Schwarz-Weiß-Denken. Es wird in den Medien immer wieder gesagt, wie die DDR angeblich gewesen sei. Es gab auch ganz viele Grautöne und das sollte in den Mittelpunkt gerückt werden", sagt sie.

Schumanns Vorhaben ist kein leichtes. Da ist die wenige Zeit im Lehrplan, aber auch eine Unsicherheit in der Unterrichtsführung. „Wir sind gebrieft worden, in welchem Stile wir das unterrichten sollen", sagt Schumann. Für subjektive Ansichten und Erfahrungen sei eigentlich kein Platz. Doch auch wenn sie weiß, dass man sich als Zeitzeug*in manchmal auf „vermintes Gelände" begebe, hält es sie nicht davon ab, offen mit den Jugendlichen zu sprechen. Wenn sie erklärt, in welche Grauzone sie sich damit begibt, zieht sie ihr Kinn leicht zur Brust, neigt den Kopf und schaut über ihre randlose Brille. Sie wird nie konkret. Ihre schmalen Lippen lächeln dann schräg.

Lene Schwarz hat für ihren Film „mums" ihre Mutter als Zeitzeugin befragt. Viele der Eltern der Klasse steckten zur Wendezeit noch in ihren Schul- oder Berufsbildungswegen. Sie mussten ihr Leben in einem Land aufbauen, das plötzlich ganz anders und von Brüchen geprägt war. Der Film von Schwarz springt zwischen Portraitaufnahmen und Stop-Motion. Zwei der vier Mütter wollen ihr Gesicht nicht zeigen, wenn sie von einer Zeit erzählen, die sie als „bedrohlich", „unsicher" und „radikal" beschreiben.

Schwedt ist eine ostdeutsche Planstadt. Anfang der 60er Jahre bauten vor allem sächsische Montagearbeiter zuerst eine Erdölraffinerie, dann eine Schuhfabrik und schließlich eine Stadt. Inzwischen sind die zehngeschossigen Wohnkomplexe der Arbeiter*innen dem Erdboden gleichgemacht. Wo einst 55.000 Menschen lebten, waren es zu Tiefstzeiten nur noch 30.000. Der Altersdurchschnitt stieg, die Anzahl der Schulen sank. Viele der übrigen Plattenwohnungen wurden altersgerecht umgebaut, einige Stockwerke abgetragen. Die Zurückgebliebenen haben

Lene Schwarz

Marc Perusinska

Sophie Kautz

Eigenheime gebaut. Die Stadt ist heute flach, bunt angemalt und zieht sich scheinbar endlos in die Länge. An die DDR erinnert heute nur noch wenig. Äußerlich.

„Bei den Dreharbeiten hatte ich das Gefühl, dass sich meine Mutter zum ersten Mal wirklich erinnert, wirklich drüber nachgedacht hat", sagt Lene Schwarz in der Unterrichtsstunde. Sie ist Mitte der 2000er geboren, als viele Spuren der DDR bereits verwischt waren. „Gibt es außer der Simmi in Opas Garage noch welche?", will Frau Schumann von den Schüler*innen wissen. Simmi, der in der DDR gängige Spitzname für Simson-Mopeds.

Als erstes antwortet Sophie Kautz: „Wenn ich mit Bekannten aus dem Westen rede, dann haben die ganz andere Familientraditionen" – „Zum Beispiel?" – „Süßsaure Eier gibt's im Westen mit weißer Soße, hier mit brauner." Es bricht eine Diskussion aus, in der alle durcheinander rufen. Etwa ob Rotkohl typisch ostdeutsch sei, Nudossi besser schmecke als Nutella. „Uäh, nee". Die Meinungen gehen weit auseinander. Auf die Frage, ob sie denn die gleichen Chancen hätten, reagieren sie unisono: „Nein." „Beim Schulvergleich ist Berlin-Brandenburg immer ganz hinten. Dafür kann ich doch nichts und trotzdem wird man mit runtergemacht, auch wenn man sein Bestes gibt", sagt Lene Schwarz. Die Klasse wird still.

Sophie Kautz ergänzt: „Es gibt ja auch das Bild des dummen Ossis. Ich glaube schon, dass einen ein paar Leute im Westen nicht richtig ernst nehmen würden und sagen würden, wir haben hier unsere eigenen Leute, geh mal wieder zurück." Es ist ein Gefühl, für das sie und auch die anderen Schüler*innen keine erklärenden Worte finden.

Was für Klischees hängen denn am Ossi? Und wie ist der Wessi? Bei diesen Fragen sprudelt es aus den Schüler*innen heraus: „Für den Ossi ist Zusammenhalt wichtig", sagt Sophie Kautz. „Der Ossi ist familiär und heimatverbunden." „Na der verträgt mehr Alkohol!", raunt es aus verschiedenen Ecken. „Wenn einer nicht so viel verträgt, dann sagt man: Der hat 'ne Wessileber!", ruft der Junge im Hoodie von hinten, worauf hin die anderen feixen. Er bemerkt aber auch „den Hang zu rechten Parteien".

„Die Vorurteile von Ossi und Wessi – zum Teil stimmt das schon", sagt Marc Perusinska von der Fensterseite. „Mein Onkel ist eingefleischter Wessi. Er kam vor Kurzem das erste Mal her. Da hat man schon gemerkt, dass er seine Komfortzone verlässt", sagt ein anderer. Dieser sei sich zu fein gewesen, um in der polnischen Nachbarstadt zu tanken. „Mein Papa ist Wessi. Wenn meine Eltern sich streiten, wird Ossi und Wessi oft als Beleidigung genommen", erzählt ein blondes Mädchen von der anderen Seite, woraufhin es „ey, du Ossi" aus dem ganzen Raum raunt. Ein dritter Junge wirft ein, er habe in einer Zeitung gelesen, dass im Westen mehr Frauen bereit wären, zu Hause zu bleiben. Und wie sieht es im eigenen Zuhause aus?

Tatsächlich zeigen Handmeldungen: Nur eine der Mütter in der Klasse geht keiner Lohnarbeit nach – nur ein Elternteil der 23 Jugendlichen aus dem Westen . Aus Syrien kommen zwei. Auf die Frage, wer westdeutsche Freund*innen hätte meldet sich: niemand.

Am Ende des Filmes „mums" von Lene Schwarz, Sophie Kautz und Klassenkamerad*innen heißt es: „Wir finden, dass man über die DDR informieren sollte. Sonst würde unsere Generation und all die, die danach kommen, gar nicht wissen, warum wir so sind, wie wir sind. Jetzt haben wir die Möglichkeit unseren eigenen Weg zu gehen und unseren Herzen zu folgen. Das haben wir nur auf Grundlage unserer Geschichte." Zum 30. Jahrestag werden die Filme der Schüler*innen im Stadtmuseum, dann in der Schule gezeigt und vielleicht weitere Auseinandersetzungen anstoßen. „Dass ich erkenne, was die Welt / im Innersten zusammenhält, / Schau' alle Wirkenskraft und Samen, / Und tu nicht mehr in Worten kramen", wird Faust später sagen, wenn er vor Gretchens Türe steht.

Altes Gemehr

Manchmal muss man erst Ostdeutschland verlassen und wieder zurückkommen, um zu verstehen, was Ostdeutschland ist. Zum Beispiel eine Welt, in der nichts Oberfläche und Marketing ist. Und eine Welt, die auf dem Teppich bleibt

Die Spree, wie sie Berlin in Ost und West teilt. Auf der Westseite: das Badeschiff Foto: Ole Spata

Von **Julia Lorenz**

Es gab eine Zeit, da graute mir vorm Zugumstieg auf Heimreisen. Von Berlin, wo ich zum Studium hingezogen war, ging es mit dem ICE nach Leipzig, von dort aus weiter mit dem Regionalexpress nach Zwickau. Sobald der Zug gen Westsachsen losrollte, tönten die Ansagen in breitestem Sächsisch: Für mich der Sound der Ost-Provinz. Und damit ein Horror.

Mit jener Arroganz, wie sie nur junge Menschen auf Nestflucht draufhaben, fuhr ich dramatisch kopfschüttelnd in die alte Heimat ein. Eine Art Möchtegern-„Rückkehr-nach-Reims"-Gefühl zwischen Geithain und Werdau. Nur dass ich, anders als Didier Eribon, der im gleichnamigen Buch in seine Front-National-verseuchte Heimatstadt zurückkehrt, keine rechtsradikal wählenden Verwandten habe. Und auch sonst eine liebevolle Familie, vor der ich nie ausreißen wollte.

Mein Unbehagen galt der Mentalität, die ich mit 350 Kilometer Abstand ausgemacht zu haben glaubte. Und die ich blöd fand, sobald ich sie benennen konnte.

Wie viele, die kurz vor oder nach der Wiedervereinigung geboren wurden, musste ich Ostdeutschland erst verlassen, um zu realisieren, dass ich aus Ostdeutschland komme. Und um zu verstehen, was es bedeutet, von Menschen erzogen und geprägt zu werden, die vorgestern noch in der DDR gelebt haben. Überhaupt in einem Landesteil groß zu werden, das zwar schon Bundesrepublik hieß, aber im Grunde in einem seltsamen Transitstadium steckte, weil ein Systemwechsel eben nicht alle Gewohnheiten hinwegfegt.

Auch wenn es keinen Sinn ergibt, Menschen von Schwerin bis Erfurt eine kollektive Geisteshaltung zu attestieren, erkannte ich im Berliner Exil eine Eigenheit als Konstante in meiner Erinnerung und den Erzählungen von Freunden aus den „neuen Bundesländern": Es ist eine patente Fantasielosigkeit, die viele Ostdeutsche zu einen scheint. Nicht die Art von graubrotiger, hasenherziger Verwaltermentalität, die man Deutschen gemeinhin zuschreibt. Ich würde bedenkenlos jedem aus meiner Familie zutrauen, mit einer Büroklammer ein Getriebe zu reparieren. Die DDR hat trickreiche Bürger hinterlassen.

Das, was ich als Ossi-Denken zu erkennen glaubte, ist das Unvermögen, vielleicht auch nur der Unwille, utopisch zu denken, sich Nicht-Zustände und -Orte vorzustellen. Unbescheiden zu sein. Erst im Vergleich zu Freunden aus Westdeutschland, auch jenen vom Land, fiel mir auf, dass das Understatement von Ostfamilien den auch in der Westprovinz üblichen Pragmatismus um Längen schlägt.

Ich hatte den Ostdeutschen als Feind des Visionären ausgemacht

Ich dachte an Lehrer, die einen genüsslich auflaufen ließen, wenn man sich bei der Nutzung von Fremdworten verhob, an meinen Opa, der für alles, was er wahlweise unverständlich, aufgeblasen oder irritierend fand, die Wendung „altes Gemehr" etabliert hatte. Und daran, dass ich als Kind nie „Pipi Langstrumpf" gelesen habe, weil meine Oma nicht eingesehen hat, warum man Kindern Geschichten von einem frechen Mädchen erzählen sollte, das – wie unrealistisch – allein in einem großen Haus wohnt.

Ich hatte den Ostdeutschen als natürlichen Feind des Visionären ausgemacht, als Machbarkeitsfetischisten und Geradlinigkeitsextremisten.

In der Welt, in der ich aufgewachsen bin, ist nichts Oberfläche und Marketing. Und alles schreit: Bleib! Auf! Dem! Teppich!

Für Nestflüchterinnen mit großen Träumen ist das natürlich eine Zumutung. Und bis heute hadere ich mit dem Ost-Understatement. Denn im blödesten Fall führt es zu Kälte und Härte gegenüber Lebensentwürfen, die vom eigenen abweichen – und wenn es nur darum geht, dass jemand nach dem Schulabschluss die Welt sehen will („Muss der feine Herr sich erst in Indien selbst finden?"). Oder dass manche Frauen eben nicht Mutter sein und arbeiten wollen („Wo ist das Problem? Wir haben das doch auch geschafft").

Im allerblödesten Fall kann riesige Bescheidenheit, die das eigene Anspruchsdenken als Norm setzt, ein Nährboden für viele hässliche Ismen sein.

Es brauchte einige Zugfahrten, bis ich meinen Frieden mit dem Ostpragmatismus schließen konnte. Bis ich verstanden habe, dass der Gedanke an Ungewissheiten und Nicht-Orte vielleicht wenig reizvoll ist, wenn man das Gefühl kennt oder hat, an einem zu leben. Aber auch: dass die Attitüde von Auf-dem-Teppich-Bleibern wahnsinnig heilsam sein kann.

Meine ostdeutschen Verwandten sind Detektoren für Bullshit. Alles Eitle und Affektierte läuft bei ihnen ins Leere. Sie haben einen siebten Sinn dafür, Großsprecher zu enttarnen, und keine Scheu, wohlklingenden Unfug als solchen zu benennen. Manchmal ist das schade, weil Unfug so toll sein kann. Oft ist es gut.

Wenn ich heute im Zug die erste Ansage auf Sächsisch höre, seufzt da jedenfalls keine affektierte Stimme mehr in meinem Kopf. Und wenn doch, meldet sich sofort eine weitere – und blafft: altes Gemehr.

taz abo

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Aboprämie:
Solarlampe „Little Sun" mit Trageband, zwei Helligkeitsstufen, Ø 12 cm

Die taz fürs Wochenende

Zeitung lesen, wenn Sie Zeit haben

Immer schon war die taz mehr als eine Zeitung: radikal unabhängiger und zuverlässig überraschender Journalismus, organisiert als Genossenschaft, getragen von ihren Leserinnen und Lesern.

Ein Abonnement der taz am Wochenende kostet nur 16,90 Euro/Monat.
Eine Prämie bekommen Sie für ein unbefristetes Abo mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr. Auslandsabo zzgl. Porto: 1,80 Euro / Ausgabe.
(030) 2590 2590 | abomail@taz.de

Abonnieren Sie die taz am Wochenende!
taz.de/we

tagestipp samstag

Die Zahl rechtsextremer Konzerte und Festivals steigt. 2018 gab es in Deutschland mehr als 320 Musikveranstaltungen der Szene. *Mehr zur Doku unter taz.de/Medien*

„Rechtsrock in Deutschland“, 20.15 Uhr, ZDFinfo

Foto: Müller/ZDF

ARD

8.15 neuneinhalb
8.25 Die Pfefferkörner
9.55 Eisbär, Affe & Co.
11.30 Gut zu wissen
12.05 Die Tierärzte – Retter mit Herz
13.00 Im Tal des Schweigens
14.30 Göttliche Funken
16.00 W wie Wissen
16.30 Weltspiegel-Reportage
17.00 Tagesschau
17.10 Brisant
17.50 Tagesschau
18.00 Sportschau
18.30 Sportschau
20.00 Tagesschau
20.15 Schlagerbooom 2019 – Alles funkelt! Alles glitzert!
23.30 Tagesthemen
23.55 Inas Nacht
0.55 Sabrina. Liebeskomödie, USA/D 1995. Regie: Sydney Pollack

ZDF

8.20 Robin Hood – Schlitzohr von Sherwood
8.50 Bibi und Tina
9.40 Find me in Paris – Tanz durch die Zeit
10.30 Notruf Hafenkante
11.15 SOKO Wismar: Zerbrochenes Glas. D 2008
12.05 Menschen – das Magazin
12.15 Bettys Diagnose
13.45 Überleben an der Scheidungsfront
15.15 Fußball: Bundesliga
17.40 plan b
18.05 SOKO Kitzbühel: Kitzbühel liegt am Meer. A/D 2014
19.00 heute
19.25 Bares für Rares
20.15 Wilsberg: Ins Gesicht geschrieben. D 2019
21.45 Der Staatsanwalt: Tyrannenmord. D 2016
22.45 heute-journal
23.00 Das aktuelle Sportstudio
0.30 heute-show
1.00 Sacrifice – Todesopfer. Thriller, USA/IRL/D 2016
2.25 Ignition – Tödliche Zündung. Actionthriller, CDN/GB 2001n
4.00 Geister der Vergangenheit. Horrorthriller, GB 2011

RTL

12.50 Der Blaulicht-Report
17.45 Best of ...!
18.45 RTL aktuell
19.05 Life – Menschen, Momente, Geschichten
20.15 Das Supertalent
22.40 Take Me Out
23.50 Falscher Hase
1.05 Formel 1: Großer Preis der USA

SAT.1

14.05 Auf Streife
16.00 Auf Streife – Die Spezialisten
19.00 Grenzenlos – Die Welt entdecken
19.55 Sat.1 Nachrichten
20.15 Harry Potter und der Halbblutprinz. Fantasyfilm, USA/GB 2009
23.25 Chroniken der Unterwelt – City of Bones. Fantasyfilm, USA/D/CDN/GB 2013
1.55 Fright Night 2 – Frisches Blut. Horrorkomödie, USA 2013
3.45 Shadow of Fear. Thriller, USA 2004

Pro 7

12.20 Mr. Griffin – Kein Bock auf Schule
12.45 Die Simpsons
15.40 Two and a Half Men
18.00 Newstime
18.10 Die Simpsons
19.05 Galileo
20.15 CHiPS. Actionkomödie, USA 2017. Regie: Dax Shepard. Mit Michael Peña, Dax Shepard
22.25 Dirty Cops: War On Everyone. Actionkomödie, GB 2016. Regie: John Michael McDonagh. Mit Alexander Skarsgård, Michael Peña
0.20 The Mechanic. Actionthriller, USA 2011
2.00 CHiPS. Actionkomödie, USA 2017
3.55 Dirty Cops: War On Everyone. Actionkomödie, GB 2016

KI.KA

7.45 Sesamstraße präsentiert: Eine Möhre für Zwei
8.10 Bobby & Bill
8.35 Tauch, Timmy, Tauch!
8.55 Doki
9.15 Der Kater mit Hut
9.40 Ene Mene Bu – und dran bist du
9.50 OLI's Wilde Welt – In Afrika
10.05 SingAlarm
10.20 TanzAlarm Club
10.45 Tigerenten Club
11.45 Schmatzo – Kochen mit WOW
12.00 Die Piraten von nebenan
12.45 Marcus Level
13.35 Bobby und die Geisterjäger. Kinderfilm, NL 2013
14.55 Robin Hood – Schlitzohr von Sherwood
15.55 The Garfield Show
16.35 Operation Autsch!
17.00 Timster
17.15 Leider laut
17.40 Shaun, das Schaf
18.00 Ein Fall für die Erdmännchen
18.10 Der kleine Drache Kokosnuss
18.35 Ernest & Celestine
18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Yakari
19.25 Checker Tobi
19.50 logo! Die Welt und ich
20.00 KiKA Live
20.10 Leider lustig

ARTE

7.35 360° – Geo-Reportage
9.10 Zu Tisch ...
9.40 Afrika – Von Bäumen und Tieren
11.55 Wiedererstarkte Wildnis
13.25 Kinabatangan, der Amazonas des Ostens
15.40 Stadt Land Kunst Spezial
16.20 Die freundlichen Islamisten?
17.15 Arte Reportage
18.10 Mit offenen Karten
18.25 360° – Geo-Reportage
19.10 Arte Journal
19.30 Zum Sterben schön!
20.15 Da Vinci, or not da Vinci?
21.45 Mysteriöse Bakterienkiller
22.40 Killer-Keime
23.35 Streetphilosophy
0.05 Square Idee
0.35 KurzSchluss
1.30 Electric Swan

3SAT

19.00 heute
19.20 Die Welt der Brüder Humboldt
20.00 Tagesschau
20.15 Bésame mucho: Juan Diego Flórez
21.50 Kunst hoch 2
22.35 Mariss Jansons, das BRSO und Sarah Wegener mit Werken von Strauss und Brahms
0.15 Deutschland, deine Künstler
1.00 lebens.art
1.50 Das aktuelle Sportstudio

BAYERN

18.30 Rundschau
19.00 Gut zu wissen
19.30 Kunst & Krempel
20.00 Tagesschau
20.15 Nur ein Sommer. Tragikomödie, D/CH 2008
21.45 Rundschau Magazin
22.00 Die Rumplhanni
1.30 Ein Fall von Liebe – Annas Baby

SWR

18.05 Die SWR-Reportage
18.15 Essgeschichten
18.45 Stadt – Land – Quiz
19.30 SWR Aktuell Rheinland-Pfalz
20.00 Tagesschau
20.15 Tatort: Der Tod im Häcksler. D 1991
21.35 Die Geschichte des Häckslers – Ein Tatort und seine Folgen
22.05 Ulrike Folkerts – die Frau hinter Lena Odenthal
22.55 Talk am See mit Gaby Hauptmann
23.55 Die Inselärztin
1.25 Die Inselärztin
2.50 Die Inselärztin

HESSEN

18.15 maintower weekend
18.45 Erlebnis Hessen
19.30 hessenschau
20.00 Tagesschau
20.15 Wunderschön!
21.45 Land zwischen Belt und Bodden
23.10 Kommissar Beck: Der Lockvogel. S 1997
0.40 Selma – Der Marsch zur Freiheit. Geschichtsdrama, GB/USA/F 2014

WDR

18.15 Westart
18.45 Aktuelle Stunde
19.30 Lokalzeit
20.00 Tagesschau
20.15 Tatort: Bombengeschäft. D 2019
21.45 Babylon Berlin
0.40 M – Eine Stadt sucht einen Mörder. Thriller, D 1931. Regie: Fritz Lang. Mit Peter Lorre, Gustaf Gründgens
2.30 Nacht über Berlin

NDR

18.00 Nordtour
18.45 DAS!
19.30 Ländermagazine
20.00 Tagesschau
20.15 Die jungen Royals – zwischen Hofprotokoll und Lifestyle
21.45 Die Frau vom Checkpoint Charlie
0.45 Der glücklichste Tag im Leben des Olli Mäki. Boxerdrama, S/FIN/D 2016. Regie: Juho Kuosmanen. Mit Jarkko Lahti, Oona Airola
2.15 Glaspuppen. Thriller, N 2014. Regie: Nils Gaup Ellingsen
3.50 Mein Norden
4.00 Die Tagesschau vor 20 Jahren

RBB

18.00 rbb UM6 – Das Ländermagazin
18.30 rbb Kultur – Das Magazin
19.00 Heimatjournal
19.30 Abendschau
20.00 Tagesschau
20.15 Berlin – Schicksalsjahre einer Stadt
21.45 rbb24
22.00 Wendezeit
0.00 The Big Sick. Liebesdrama, USA 2017

MDR

18.00 Heute im Osten
18.15 Unterwegs in Thüringen
19.00 MDR Regional
19.30 MDR aktuell
19.50 Quickie
20.15 Die Olsenbande steigt aufs Dach. DK 1978
21.55 Tatort: Scheinwelten. D 2013
23.30 Marnie. Psychothriller, USA 1964

PHOENIX

14.15 Moselgeschichte(n)
15.00 Die Elbe
15.45 Ein Mann, ein Fluss, ein Abenteuer
16.45 Die Neiße – Grenzenlose Wildnis
17.15 Die Anden Ecuadors – Unter den Schwingen des Kondors
18.00 Die Osterinsel
18.45 Die Anden der Inkas: Geheimnisse im peruanischen Hochland
19.30 Leben mit dem großen Bären: Estland – Lettland – Litauen
20.00 Tagesschau
20.15 Planet Deutschland: 300 Millionen Jahre
22.30 Die Eissurfer von Kamtschatka

Anne Haeming
Der Wochenendkrimi

Letztlich ist der Münster-„Tatort“ ein nimmer endender Volkstheaterschwank

Nun ist er wirklich gekommen, der Punkt. Der Punkt, an dem man sich zu erinnern versucht, wie das damals war, als der Münster-„Tatort“ neu war. Und man dachte: Heidewitzka, dasjama frisch und anders und joah: amüsant. Nun, das ist eine Weile her. Jetzt ist die erste, zweite und fünfte Reaktion: Was da läuft, erinnert in seiner Simplifizierung von Plot und Humor an fernes, altes Fernsehen. An Volkstheaterschwank, Millowitsch, Ohnsorg, so was. (Kleine TV-Abschweifung: Unfassbar, dass so was mal zur Hauptsendezeit im ÖR lief. Und: Lebt Willy noch?)

Was soll's, bei dieser „Lakritz“-Folge also alles wie immer: eine geradezu slapstickhafte Zuspitzung auf bürgerliche Kleinstadtkriminalität. Diesmal: Marktlizenz für Lakritzverkäufer – auf einmal ist jener Stadtfuzzi tot, der die Lizenzen ausstellt.

Also mal wieder Kungelei, alle haben mit allen zu tun, isso, dem Assistent vom Opfer seine Mutter putzt beim Opfer, Pathologe Börne gab in einer der Lakritzfamilien vor 40 Jahren Nachhilfe, die Staatsanwältin bekommt, logo, „Anrufe von oben“.

Und der Fall kommt mal wieder nur voran, weil Börne (Jan Josef Liefers), Thiel (Axel Prahl) und Thiels Taxifahrervater in einem vor der Erzählzeit etablierten Netz mit den üblichen Verdächtigen stecken. Als hätte jemand das Drehbuch mit Checkliste geschrieben, um ja bitte alle Standards abzuhaken, aktueller Kommissars-Spleen inklusive (in diesem hypothetischen Fall wäre das Thorsten Wettcke; er hat etwa die erste Folge um den Hamburger Ermittler Cenk Batu mitgeschrieben und ihn somit mitentworfen oder, neuer, war auch Co-Autor beim ZDF-Ost-West-Krimizweiteiler „Walpurgisnacht“, der im Februar lief, irre gut besetzt mit Bodenbender, Schüttauf, Zehrfeld, Giese).

Traumatische Jugenderinnerung für Boerne: ins frische Lakritz getaucht Foto: Willi Weber/WDR

Aber nun gut, dafür blitzen Schönheiten im Dämmer auf wie Fenster im Abendlicht (dank Regisseurin Randa Chahoud, ihr Legendending übrigens „Ijon Tichy: Raumpilot“). Kleinkram, der Figuren runder macht, wie der Pawlow'sche Reflex, einen falschen Genitiv zu korrigieren; der kaugummikauende, fluchende Pfleger, der aus Langeweile ballerspielt. Oder diese beiden Alten, die freudvoll beiläufig zeigen dürfen, wie Altsein im TV auch aussehen kann (einer ist Thiels Taxifahrervater, der andere ein Greis, gespielt von Walter Hess, uralter Theaterhaudegen): am Fenster stehen, eine Tüte durchziehen, wummernd laut „Who Let the Dogs Out?“ hören. Wirklich, Hess allein macht den restlichen Quatsch locker wieder wett.

Münster-„Tatort“: „Lakritz“, So., 20.15 Uhr, ARD

---

tagestipp sonntag

In aller Kürze: Karrierefrau und Kiffer kriegen aus Versehen zusammen ein Kind. Hand aufs Herz: Die Story ist voller Klischees, aber sweet und witzig ist der Film eben doch.

„Beim ersten Mal“, 20.15 Uhr, RTL2

Foto:RTL

ARD

8.05 Checker Tobi
8.30 Der Krieg und ich
9.30 Die Sendung mit der Maus
10.03 Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen
11.00 Das blaue Licht
12.03 Presseclub
12.45 Europamagazin
13.15 Tagesschau
13.30 Liebe am Fjord – Das Ende der Eiszeit
15.00 Bleib bei mir
16.30 Die Elche von Matsalu
17.15 Tagesschau
17.30 Ist die Mauer wirklich weg?
18.00 Sportschau
18.30 Bericht aus Berlin
18.50 Lindenstraße
19.20 Weltspiegel
20.00 Tagesschau
20.15 Münster-Tatort: Lakritz. D 2019
21.45 Anne Will
22.45 Tagesthemen
23.05 ttt – titel, thesen, temperamente
23.35 Druckfrisch
0.05 Die Mitte der Welt. Coming-of-Age-Film, D/A 2016
1.55 Für immer dein. Liebesgeschichte, CDN 2012

ZDF

8.10 Mia and me – Abenteuer in Centopia
8.35 Löwenzahn
9.03 sonntags
9.30 Katholischer Gottesdienst
10.15 Kreuzfahrt ins Glück
11.45 Bares für Rares – Lieblingsstücke
13.45 Du ahnst es nicht!
14.35 Man lernt nie aus. Komödie, USA 2015
16.30 planet e.
17.00 heute
17.10 Der deutsche Sport nach dem Mauerfall
18.00 ZDF.reportage
18.30 Terra Xpress
19.00 heute
19.10 Berlin direkt
19.30 Terra X
20.15 Rosamunde Pilcher: Fast noch verheiratet
21.45 heute-journal
22.15 Trapped – Gefangen in Island
23.45 ZDF-History
0.35 Mauerfall – Ein Jahr, das Geschichte schrieb

RTL

12.40 Das Supertalent
14.45 Bauer sucht Frau
16.45 Explosiv – Weekend
17.45 Exclusiv – Weekend
18.45 RTL aktuell
19.05 Formel 1: Großer Preis der USA
22.25 Lara Croft: Tomb Raider. Fantasyabenteuer, USA/GB/J/D 2001. Regie: Simon West. Mit Angelina Jolie, Jon Voight
0.15 Adam sucht Eva – Promis im Paradies
1.10 Der Blaulicht-Report

SAT.1

12.05 Chroniken der Unterwelt – City of Bones. Fantasyfilm, USA/D/CDN/GB 2013. Regie: Harald Zwart
14.25 Harry Potter und der Halbblutprinz. Fantasyfilm, USA/GB 2009. Regie: David Yates. Mit Daniel Radcliffe, Rupert Grint
17.30 Hochzeit auf den ersten Blick
19.55 Sat.1 Nachrichten
20.15 The Voice of Germany
23.20 Genial daneben
0.15 The Voice of Germany
2.50 The Voice: Comeback Stage by SEAT

Pro 7

15.00 American Football: NFL
18.55 Newstime
19.05 Galileo
20.15 Kong: Skull Island. Actionfilm, CHN/CHN 2017
22.35 Fluch der Karibik. Piratenfilm, USA 2003
1.20 Watch Me – Das Kinomagazin Spezial
1.30 Kong: Skull Island. Actionfilm, CHN/CHN 2017
3.30 Shootout – Keine Gnade. Actionfilm, USA 2012. Regie: Walter Hill. Mit Sylvester Stallone, Sung Kang

KI.KA

8.05 Geschichten von überall
8.35 Timster
8.50 neuneinhalb
9.00 Checker Can
9.25 Feuerwehrmann Sam
9.55 Super Wings
10.20 Glücksbärchis & Co.
10.40 Siebenstein
11.05 Löwenzahn
11.30 Die Sendung mit der Maus
12.00 Das Feuerzeug. Märchenfilm, DDR 1959
13.20 Halvdan, der Wikinger. Abenteuerfilm, S 2018
14.50 Wir Kinder aus dem Möwenweg
15.00 Hexe Lilli
15.45 Simsalagrimm
16.35 Paula und die wilden Tiere
17.00 1, 2 oder 3
17.25 The Garfield Show
18.00 Ein Fall für die Erdmännchen
18.10 Der kleine Drache Kokosnuss
18.35 Ernest & Celestine
18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Yakari
19.25 pur+
19.50 logo! Die Welt und ich
20.00 Erde an Zukunft
20.10 Kummerkasten
20.35 Schau in meine Welt!

ARTE

7.35 Die großen Mythen
8.00 Unter der Lupe – 3 Maler, 9 Werke
8.15 Echt genial
8.30 Wenn ich groß bin, werde ich ...
8.45 Menschenrechte – Im Namen der Kids
9.00 Arte Junior Magazin
9.15 Die sieben Leben des Elvis Presley
10.50 Vom Bauen in den Bergen
11.15 Vox Pop
11.45 Verschollene Filmschätze
12.45 Winter des Schreckens
13.40 Da Vinci, or not da Vinci?
15.10 Leonardo da Vinci
16.05 Metropolis
16.50 Verdis „Requiem“ mit Riccardo Muti
18.25 Zu Tisch ...
18.55 Karambolage
19.10 Arte Journal
19.30 Bali Spirit
20.15 Der Stellvertreter. Geschichtsdrama, F/D/RUM 2002. Regie: Costa-Gavras
22.20 Der Schauspieler Ulrich Tukur
23.15 Alles mit links
0.10 splash! Festival 2019
1.25 Ziggy Stardust and the Spiders from Mars

3SAT

18.00 Der Flug des Phoenix. Abenteuerfilm, USA 1965
20.15 Lawrence von Arabien. Monumentalfilm, GB/USA 1962. Regie: David Lean. Mit Peter O'Toole, Alec Guinness
23.45 Der Himmel über der Wüste. Liebesfilm, GB/I 1990. Regie: Bernardo Bertolucci. Mit Debra Winger, John Malkovich
1.55 Der Flug des Phoenix. Abenteuerfilm, USA 1965

BAYERN

18.30 Rundschau
18.45 Bergauf, bergab
19.15 Unter unserem Himmel
20.00 Tagesschau
20.15 Der Komödienstadel
21.45 Blickpunkt Sport
23.00 Rundschau Magazin
23.15 Auf bairisch g'lacht!
0.00 Nur ein Sommer. Tragikomödie, D/CH 2008. Regie: Tamara Staudt
1.30 Schuhbecks Küchenkabarett

SWR

18.05 Hierzuland
18.15 Ich trage einen großen Namen
18.45 Landesart
19.15 Die Fallers – Die SWR Schwarzwaldserie
19.45 SWR Aktuell Rheinland-Pfalz
20.00 Tagesschau
20.15 Die Rhône – Von den Schweizer Alpen in die Camargue
21.45 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.05 SWR Sport
22.50 Die Lebenden. Familiendrama, PL/A/D 2012
0.35 New Pop Festival

HESSEN

18.30 Hessen-Reporter
19.00 maintower kriminalreport
19.30 hessenschau
20.00 Tagesschau
20.15 Giraffe, Erdmännchen & Co. XL
21.45 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.05 heimspiel! Bundesliga
22.15 Das große Hessenquiz
23.00 Dings vom Dach
23.45 strassen stars
0.15 Die Montagsmaler

WDR

18.15 Tiere suchen ein Zuhause
19.10 Aktuelle Stunde
19.30 Westpol
20.00 Tagesschau
20.15 Wunderschön!
21.45 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.15 Die letzte Instanz
23.15 Babylon Berlin
0.40 Rockpalast

NDR

18.00 Rund um den Michel
18.45 DAS!
19.30 Ländermagazine
20.00 Tagesschau
20.15 Die Weser
21.45 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.05 Die NDR-Quizshow
22.50 Sportclub
23.35 Sportclub Story
0.05 Flieg mit mir!
0.55 Anne Will

RBB

18.00 rbb UM6 – Das Ländermagazin
18.30 Gartenzeit
19.00 Täter – Opfer – Polizei
19.30 Abendschau
20.00 Tagesschau
20.15 Gefragt – Gejagt
21.45 rbb24
22.00 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.20 Herbststimmen
23.05 Liebe Nina...
23.30 Sperrmüll
0.50 Chronik der Wende

MDR

18.05 In aller Freundschaft
18.52 Unser Sandmännchen
19.00 MDR Regional
19.30 MDR aktuell
19.50 Kripo live
20.15 Ein Abend für Hans-Joachim Preil
21.45 MDR aktuell
22.05 Sportschau – Bundesliga am Sonntag
22.25 MDR Zeitreise
22.55 Gorbatschow
0.25 Die DDR im Herbst 1989

PHOENIX

12.00 Presseclub
12.45 Presseclub – nachgefragt
13.00 die diskussion
14.00 Aufstieg und Fall des Kommunismus
17.00 Planet Deutschland: 300 Millionen Jahre
19.15 Die Eissurfer von Kamtschatka
20.00 Tagesschau
20.15 Aufgeklärt – Spektakuläre Kriminalfälle
21.00 Geschäftsmodell: kriminell
21.45 Mord an einer Studentin – Der Fall Amanda Knox

Szene aus „Tod im Häcksler“ von 1991, mit Patrizia Schwöbel, Ulrike Folkerts und Ben Becker (v. l. n. r.) Foto: Hollmann/SWR

Ermittlungen vom Rande her

Seit 30 Jahren arbeitet Lena Odenthal als „Tatort“-Kommissarin in Ludwigshafen. Diese Rolle hat mehr für Frauenfiguren im deutschen Fernsehen bewegt als alle Intendanten der öffentlich-rechtlichen Sender zusammen

Von **Anne Haeming**

Sie kommt von Buchmüller, sie kommt von Wiegand. Lena Odenthal, „Tatort“-Kommissarin, Ludwigshafen, Dienstantritt 1989. Und die nach ihr, sie alle gibt es auch – vielleicht sogar: vor allem – wegen ihr. Oder wer erinnert sich bittschön an Buchmüller und Wiegand? Eben. Zu den beiden aber später mehr.

Die Geschichte der Lena Odenthal ist eine Geschichte übers deutsche Fernsehen. Und über seinen Wandel. Sie hat ihn mit vorangetrieben, dank ihrer unaufgeregten Präsenz am Sonntagabend. Diese Rolle hat in jenen 30 Jahren mehr für Frauenfiguren im deutschen TV getan als alle Intendanten zusammen. Und das von Ludwigshafen aus, Arbeiterstadt, BASF-Zentrale, das dreckige Geschwisterkind der Barockstadt Mannheim auf der anderen Rheinseite. Weit ab vom Schuss. Und wie oft mit Außenseiterpositionen, sie lassen die Freiheit, einfach mal zu machen.

Auch deswegen kann Odenthal heute als jenes deutsche TV-Vorbild herhalten, das das Streifenpolizistinnen-Duo Cagney und Lacey in den 1980ern in den USA war – oder, früher, Miss Marple in Großbritannien.

Zum Dienstjubiläum hat sich der SWR als Demonstrationsmaterial „Der Tod im Häcksler“ von 1991 ausgesucht. Es war die dritte Folge, Nico Hofmann führte Regie, das Buch schrieb Stefan Dähnert, der junge Ben Becker spielte einen Milchbubi-Polizisten im Dorf Zarten in der pfälzischen Einöde. Die Klamotten eines Mannes tauchen auf, der zwei Jahre zuvor verschwunden war, Odenthal fährt 200 Kilometer von Ludwigshafen gen West, um dem Fall mit dem Jungkollegen vor Ort nachzugehen. Nun, 28 Jahre später, erzählen sie alle die Story weiter. Folkerts, Hofmann, Becker, Dähnert und die Pampa in „Die Pfalz von oben“ (Erstausstrahlung am 17. November). Damals fuhr Odenthal mit ihrem Käfer raus in die Eifel zu Polizeimeister Tries, heute mit ihrer glänzenden Dienstlimousine. Beide sind sie geblieben, beide ganz außen, am geografischen Rand.

Um die Wucht begreiflich zu machen, mit der Odenthal wirkte, hier erst mal das Setting. Dass ihr erster Fall ausgerechnet Ende Oktober 1989 ausgestrahlt wurde, macht es natürlich ziemlich leicht, das Gefühl dieser Zeit zu evozieren. Als auf den Bildschirmen vor allem Männer erklärten, was da gerade an der deutsch-deutschen Grenze passierte. Als TV-Kommissare wie Brinkmann, Stoever oder Schimanski noch im Dreiteiler mit Fliege, mit Trenchcoat und Grüß-Gott-Hut, im Parka unterwegs waren. Frauen als serielle Hauptfigur mit Verantwortung über Leben und Tod, als jene, die das Chaos ordnet, Unrecht aus der Welt räumt, die qua Berufsstand mit gesellschaftlicher und staatlicher Autorität ausgestattet ist, die gab es 1989 nicht. Und davor nur in Spurenelementen.

Auf ostdeutscher Seite startete der „Polizeiruf 110“ 1971 in Folge eins gleich mit einem gemischten Team: Sigrid Göhler ermittelte zwölf Jahre lang als Leutnant Vera Arndt mit Oberleutnant Peter Fuchs (Peter Borgelt). Danach wurde es mau, 1972/73 war Leutnant Helga Lindt (Karin Ugowski) zwei Mal im Einsatz, Anne Kasprik 1988 ein Mal als Unterleutnant Görz, 1989 ein Mal als Leutnant Ikser. Aber alle drei immer nur Sidekicks.

Und dann waren da die beiden „Tatort“-Vorgängerinnen: Kommissarin Marianne Buchmüller (Nicole Heesters), die 1978 im dekolletierten weißen Rüschennachthemd ihren ersten von drei Auftritten in Mainz hatte, sonst aber so selbstredend emanzipiert war, dass sie sogar heute funktionierte; drei Jahre später abgelöst von Kollegin Hanne Wiegand (Karin Anselm) für die Gegend Baden-Baden, Freiburg, Mainz, Karlsruhe. Sie wird sieben Jahre lang mit Rüschenbluse und Twinset bleiben, man hilft ihr in den Mantel, öffnet ihr die Autotür. Und dann kam Lena Odenthal als „die Neue“.

Egal ob sie 28 ist oder 58, die Figur bleibt erkennbar, ohne öde zu werden. Dafür ist ihre Persönlichkeit zu ungefällig

Alle drei beim SWF: Der Sender hatte offenbar vor, etwas zu ändern im männlichen „Tatort“-Universum. Und setzte auf Drehbücher, die immer wieder illustrierten, wie borniert die Menschen drumherum sind, immer nur die Männer im Ermittlungsteam zu adressieren – obwohl die Nummer eins eine Frau ist.

Mit Odenthal verschob sich alles. Für die Dimension ein bisschen Zahlenkram: 1997 gab es mit Kommissarin Lürsen (Bremen) und KHK Sommer (Hamburg) zum allerersten Mal mehr als eine Hauptermittlerin in der „Tatort“-Welt zeitgleich; parallel im ZDF ab 1994: Kommissarin „Bella Block“ und eine Hälfte von „Ein starkes Team“. Das war's.

Der Sprung zu heute: Allein bei den „Tatort“-Teams sind die Hauptrollen auf 17 Frauen und 23 Männer verteilt (die Neuen in der Schweiz und Saarbrücken mitgerechnet, Bremen weggelassen) – dazu der Rest des öffentlich-rechtlichen TV-Krimi-Universums, Prohacek, Heller, Lucas und all die anderen.

Das wirkt viel, doch Frauen als Vorbilder im TV bleiben rar. Noch eine Runde Zahlen: Laut der Malisa-Studie über das Fernsehjahr 2016 tauchten Frauen in 32 Prozent der deutschen Fernsehserien als Hauptfiguren auf. Und in nicht fiktionalen Sendungen als Expertinnen, die – wie Kommissarinnen auch – die Welt erklären, Orientierung stiften, gerade einmal zu 21 Prozent. Als Ulrike Folkerts erstmals antrat, musste der Sender in der Pressemappe noch über ihre Rolle erklären: „Lena Odenthal ist eine starke Frau. Sie hat gelernt, sich durchzusetzen. Männer gehören zu ihrem Alltag.“ Ja, lautes Lachen.

„Lederbraut“ nannte der *Spiegel* sie noch 1994, da war sie erst fünf Folgen alt. „Das war das Thema in den neunziger Jahren“, kommentierte Ulrike Folkerts in einem *Spiegel*-Interview vor 15 Jahren, „zu zeigen, dass Frauen als Ermittler ernst zu nehmen sind.“ Erst als 1996 Mario Kopper (Andreas Hoppe) als Partner dazu kam, baute der SWF ihre Sendezeit auf mehrere Folgen im Jahr aus.

Ohne Odenthal oder Folkerts kleiner zu machen: Kopper ist ein Grund für die 30 Jahre. Die Frauenversion, die sie zeigt, ohne Mann, Kinder, Gspusi (gut, in den ersten drei Folgen hatte sie einen Freund, der ihr aber auf den Keks geht, weil er nicht rafft, wie unplanbar ihre Arbeitszeiten sind), ihr Ding machend, losgelöst von Geschlechterbildern, die in den Neunzigern fester zementiert waren als heute: Mit Kumpel und WG-Bewohner Kopper bekam sie einen Sidekick, der sie dramaturgisch befreite und auf Dauer sie selbst sein ließ.

Sie muss nichts. Egal ob sie 28 ist oder 58, die Figur bleibt wiedererkennbar, ohne öde zu werden. Dafür ist ihre Persönlichkeit zu ungefällig. Man kann wahllos durchzappen, in die „Zärtlichkeit des Monsters“ von 1993, wo sie endlich Lederjacke tragen darf statt Pelzkragen und Ohrringe oder „Maleficius“ aus diesem September, nun fest etabliert in der Post-Kopper-Ära mit LKA-Analystin Stern (Lisa Bitter). Immer jene Lena Odenthal mit dem festen Schritt, dem geraden Blick, die Kopper 1996 ein „Warum gehste nicht wieder zur Sitte, Kopper, und spielst Mau-Mau?“ hinknallte.

Damit öffnete sie den Spielraum für alle anderen. Für die grantelnde Bibi Fellner mit ihrer Pornokarre in Wien. Nina Rubin in Berlin, die auch mal ein paar Tage lang mit den gleichen Klamotten zum Dienst kommt. Conny Mey in Frankfurt, bei der es vollkommen wurscht ist, dass sie ein bisschen billig aufgemotzt wirkt. Die alleinerziehende Lenski im Brandenburger Polizeiruf und die Stereotypen sprengende Sophie Haas in der ARD-Serie „Mord mit Aussicht“. Sie alle kommen: von Odenthal.

Tatort „Tod im Häcksler“ (1991) läuft als Wiederholung zum Jubiläum am Samstag, um 20.15 Uhr im SWR; im Anschluss: **„Die Geschichte des Häckslers“,** die Doku von Sigrid Faltin über den alten Tatort und 30 Jahre Lena Odenthal, 21.35 Uhr, ebenfalls SWR; der nächste neue Fall, **„Die Pfalz von oben“,** läuft am 17. November im Ersten.

Anzeige

Blick von Montalcino auf das Val d'Orcia
Foto: Garry Ridsdale/ robertharding/ laif

Landschaft in der Flasche

Der Wein hat dem toskanischen Ort Montalcino Wohlstand und Tourismus beschert. Jetzt gilt es, die einmalige Kulturlandschaft zu erhalten, vor allem ihren Bestand an Steineichen. Diese verhindern, dass der Boden abrutscht

Von **Michaela Namuth**

Auf dem Zinnengang der Fortezza von Montalcino ist der Blick königlich, rundum. Auf der einen Seite liegt das Val d'Orcia, auf der anderen der Monte Amiata und dazwischen Weinberge, Zypressen, Wäldchen, Olivenhaine, Weizenfelder und die antike Via Francigena, die wichtigste Straße des Mittelalters. Von hier oben behielten die Stadtfürsten anrückende Feinde im Auge, aber auch die Bauern, die auf ihren Feldern schufteten. Hier, wo einer der edelsten Weine Italiens wächst, waren fast alle Familien früher Bauern. Auch die von Marta. Sie zeigt in Richtung Tal. „Dort leben wir immer noch", sagt sie. Die nächste größere Stadt ist Siena, rund 40 Kilometer entfernt.

Marta Ricci hat Kunst und Kino studiert und macht mit ihrem Freund Filme. Doch ihr Geld verdient sie als Fremdenführerin für die Weintouristen. „Alle leben vom Brunello, vorher waren die Leute hier wirklich arm und viele sind ausgewandert", erzählt sie. Vorher, das war bis zu den 60er Jahren. Damals haben sich alle Winzer von Montalcino zu einem Konsortium zusammengeschlossen, um über die Reinheit und Produktionsmethoden ihres blutroten Weines zu wachen und den Verkauf, auch nach Übersee, gemeinsam zu organisieren. Der Erfolg war durchschlagend. Der Wein hat dem mittelalterlichen Burgdorf zu internationalem Ruhm verholfen. Weltstars wie Sting kommen zur jährlichen Weinbegrüßung im Februar. Der Engländer ist ein Toskana-Fan und hat sich in der Nähe ein Landgut gekauft. Marta und er gehen zum selben Physiotherapeuten. So hat der Wein die Welt in Montalcino verändert.

Der Brunello ist heute einer der kostbarsten Tropfen Italiens. Einige alte Jahrgänge werden zu Fantasiepreisen gehandelt. Als Einsteiger kann man sich aber durchaus mit einer Flasche für 30 Euro zufriedengeben. Ein echter Brunello besteht aus einer einzigen Rebsorte. Der Sangiovese grosso ist ein Klon der Sangiovese-Traube, die überall in Mittelitalien wächst und auch in jeder Flasche Chianti steckt. Die Brunello-Trauben aber kommen ausschließlich von Feldern des örtlichen Anbaugebiets. Dieses wird säuberlich von vier Flüssen begrenzt.

Die lehmige und kalkhaltige Erde bestimmt das komplexe Aroma, aus dem man Kirschen und Gewürze herausschmecken kann, aber auch die Meeresbrise der nahegelegenen Maremma-Küste. Die Winzer des Konsortiums produzieren heute 8 Millionen Flaschen Brunello und 4,5 Millionen Flaschen des leichteren, weniger lang in Fässern gereiften Rosso di Montalcino.

Alles in allem ergibt das einen Umsatz von 160 Millionen Euro. Die besten Auslandskunden sind die Amerikaner, gefolgt von Europa und dem asiatischen Markt. Der Brunello-Boom kam in den 80er Jahren. Damals kauften sich große Weinproduzenten aus dem In- und Ausland in das Territorium ein, aber auch Industrielle wie der Südtiroler Waffelhersteller Loacker und der Triester Kaffeekönig Illy. Sie alle sind im Konsortium, das auf rund 220 Mitglieder angewachsen ist. „Wir achten darauf, dass das Gleichgewicht zwischen großen und kleinen Produzenten nicht aus den Fugen gerät", beteuert Enzo Tiezzi, Winzer und ehemaliger Präsident des Konsortiums.

> **„Wir achten darauf, das Gleichgewicht zwischen großen und kleinen Produzenten zu erhalten"**
>
> **Enzo Tiezzi,** Winzer

Auch nicht aus den Fugen geraten sollte die Natur, die dem Ort Wein und Wohlstand beschert. Das Val d'Orcia – mit seinen Weinbergen, antiken Landgütern und steinernen Kirchen – wurde 2004 von der Unesco zum Weltkulturerbe erklärt. Eine Kulturlandschaft: von Menschenhand gestaltete, bislang unberührt vom Schnellstraßenbau.

Doch die Ausbreitung der Weinfelder hat auch einen Haken. Sie bedingt ein Schrumpfen der für die Gegend typischen Steineichenwälder, die verhindern, dass der lehmhaltige Boden abrutscht. Dieser Prozess, der durch einen Klimawandel mit heftigen Regenfällen beschleunigt werden könnte, ist hier aber längst nicht so weit fortgeschritten wie im Prosecco-Anbaugebiet von Conegliano Valdobbiadene, das trotz vieler Proteste gegen die Weinmonokultur nun auch zum Weltkulturerbe ernannt wurde.

Die Toskaner achten auf ihr Land, mehr als andere in Italien. Einer, dem der Wald besonders am Herzen liegt, ist Paolo Valdambrini. Er kümmert sich um das Waldstück nahe des Örtchens San Giovanni D'Asso. Er und seine Hündin Milli sind hier jeden Tag unterwegs. Ihre Mission: Trüffel suchen und finden.

Der unterirdische Pilz braucht Bäume zum Wachsen. „Er lebt

Italienische Reise

Von der Grand Tour zur Kreuzfahrt. Zwei Bücher über die Entwicklung des Tourismus und die Sehnsucht nach dem Süden

Die Italiensehnsucht der Deutschen ist sprichwörtlich und hat eine lange Tradition. Die Schwärmerei begann längst vor den Adria-Urlaubern des Wirtschaftsbooms und der Toskana-Fraktion, die es gern mit Rotwein und linken Liedern hielt. Die Idylle des milden Klimas und der lieblichen Hügel, wo hier und da eine altertümliche Säule dekorativ herumliegt, hatte sich schon in Goethes Epoche in den deutschen Köpfen festgesetzt.

Die klassische Antike war groß in Mode und viele Adelige brachen auf zur Grand Tour nach Italien. Diese dauerte ein paar Monate oder auch Jahre. Die große Tour zu Stätten der Kunst und Kultur, vor allem in Italien, waren ein Muss für betuchte Europäer und das erste Phänomen einer allgemeinen Reisekultur, aus der im 19. Jahrhundert schließlich auch das Wort Tourismus entstand.

Vieles hat sich seitdem geändert, anderes hingegen nicht. Schon zu Zeiten der Grand Tour klafften Erwartung und Wirklichkeit oft auseinander. In Rom trafen romantische Seelen auf antike Ruinen, die als Abtritt dienten, schlammige Straßen und dreckige Laken in den Herbergen – so ein Reisebericht, zitiert in einem der Beträge in dem Buch „Dreckige Laken". Wer nicht über die Ironie eines Heinrich Heine verfügte, der sich mit Karikaturen seiner Mitreisenden und Urlaubsflirts vergnügte, bekam da schnell schlechte Laune.

Als Störfaktor galten neben den lärmenden Stadtbewohnern auch die Reiseführer, wegen ihrer Redseligkeit Ciceroni genannt, die ihre Kunden für teures Geld auf ausgetretene Pfade lotsten. Kurzum, für viele war die Grand Tour ein Reinfall. Nach der Rückkehr nährte man Vorurteile gegenüber den Italienern, aber nur wenige Reiseberichte trauten sich, die Idylle der antiken Sehnsuchtsorte zu entzaubern. Authentische Beobachtungen von Land und Leuten blieben dabei auf der Strecke.

Der Touristenstrom nach Italien ist seitdem nie versiegt. Heute wird die Grand Tour von Kreuzfahrtschiffen angeboten. Und die landen mit Sicherheit in Venedig. Wer den Blick von einem dieser Wolkenkratzer der Meere auf die Lagunenstadt wirft, dem müsse sie wohl klein und verfallen erscheinen, so der Kunsthistoriker Salvatore Sottis in „Venedig stirbt". Das ist seiner Meinung nach eine neue Perspektive des Reisens, die alles verändert. Wer für ein paar Stunden die Lagune besucht, möchte schnelles Essen und schnelle Eindrücke konsumieren. Die Eigenartigkeit der Stadt, ihre einzigartige Architektur, Lage und Geschichte spielen dabei kaum noch eine Rolle.

Der Massentourismus hat Venedig im Griff. Auf jede Person, die hier lebt, kommen jährlich 600 Besucher. Wie kann die Zukunft einer solchen Stadt aussehen? Das fragen sich die Venezianer, aber auch die Bewohner anderer Städte, die von Riesenschiffen und Trolleys überrollt werden. Die Grand Tour der digitalisierten Massen ist heute überall.

Michaela Namuth

Joseph Imorde, Erik Wegerhoff (Hg.): „Dreckige Laken. Die Kehrseite der ‚Grand Tour'". 208 Seiten, 13,90 Euro

Salvatore Settis: „Wenn Venedig stirbt. Streitschrift gegen den Ausverkauf der Städte". Übersetzt von Victoria Lorini. 160 Seiten, 11,90 Euro

Beide Bücher wurden neu aufgelegt im Verlag Klaus Wagenbach.

Trüffel und Wein in der Kulturlandschaft

Winzer
Fattoria dei Barbi, fattoriadeibarbi.it: Einer der ältesten und bekanntesten Brunello-Winzer. Stefano Cinelli Colombini ist ein profunder Kenner der Weinkultur und ihrer Geschichte. Die Einrichtung des sehr aufschlussreichen Brunello-Museums ist sein Verdienst. fattoriadeibarbi.it/ospitalita/museo-del-brunello/
Castello Tricerchi, castellotricerchi.com: Das Gutsschloss gehört zu den historischen Kunstschätzen Italiens. Um den Wein kümmert sich Tommaso Squarcia, einer der jüngsten Brunello-Winzer.
Terre Nere, terreneremontalcino.it: Die Winzerin Francesca Vallone ist eines der wenigen weiblichen Mitglieder im Brunello-Konsortium, es sind nur 15 an der Zahl.

Allgemeine Weininfos
Weinfeste und mehr: consorziobrunellodimontalcino.it

Trüffel
Paolo Valdambrini, Tel. 0039 347 037 87 50: Mit ihm und seinen Hunden Milli und Pippo kann man im Wald auf Trüffelsuche gehen, in Gruppen zwischen zwei und zehn Personen.

Trüffelfest
Festa del Tartufo, tartufodisangiovannidasso.it: Das Fest findet dieses Jahr am 9./10. und 16./17. November statt.

Essen:
Enoteca la Fortezza, enotecalafortezza.com: Hier kann man zum Wein toskanischen Käse und Salami kosten, auch draußen im Hof der Festung. Gut sortierter Weinverkauf direkt vom Produzenten.
Il Grappolo Blu, grappoloblu.it: Kleines Restaurant in den verwinkelten Altstadtgassen von Montalcino, besonders fein sind hier Kaninchenragout und Pici-Pasta mit Steinpilzen.

mit dem Baum in einer Symbiose", erklärt Valdambrini. Der schwarze Sommertrüffel, Scorzone, wächst in der Nähe von Eichen. Der wertvolle weiße Trüffel bevorzugt Pappeln, Weiden und Haselnussbäume. Er wächst jetzt im Herbst bis Ende des Jahres. Sein unwiderstehlicher Duft steigt einem beim Trüffelfest in San Giovanni D'Asso in die Nase, das jährlich an den ersten beiden Novemberwochenenden stattfindet. Der kulinarische Klassiker ist Pasta mit Trüffeln und Steinpilzen, dazu natürlich ein Glas Brunello.

Für Valdambrini ist sein Job eine Berufung. Vor ein paar Jahren war er arbeitslos. Dann hat er das Waldstück gepachtet, gesäubert und aufgeforstet. „Sonst wäre das hier der reinste Dschungel", sagt er, und nun wächst sogar der weiße Trüffel. Die kostbare Knolle sei die rechte Belohnung dafür, dass er den Wald erhalte, findet der große Mann mit dem Schlapphut. Wahrscheinlich hat er recht.

Irgendwie hängt alles zusammen im Mikrosystem von Montalcino – ein landschaftliches, wirtschaftliches und ökologisches Gleichgewicht, wobei dem Massentourismus und den Luxusansprüchen reicher Russen noch nicht nachgegeben wurde und alternative Radtouren und Zimmer auf schick renovierten Landgütern angeboten werden. Aber ab Mai, wenn die Eroica – eine Vintage-Fahrradtour auf toskanischen Landstraßen – ihre Siegetappe in Montalcino feiert und die Sommertouristen dann folgen, ächzen die steinernen Gassen ziemlich unter der Besucherlast. Wer die Touristensaison meiden möchte, kommt zwischen Oktober und April. In den kühlen Monaten schmeckt auch der wuchtige Rotwein am besten.

Die Winzer haben nichts gegen den Trubel, sie vermieten fast alle selbst Fremdenzimmer. Auch Enzo Tiezzi, dessen Gut Soccorso hoch oben über dem Tal, direkt am Ortsrand von Montalcino liegt. Tiezzi ist ein sympathischer älterer Herr, der in seiner Cantina die Geschichte des Brunello hütet, zu der er auch schon selbst gehört. „Als ich als junger Mann anfing, als technischer Berater bei den Winzern zu arbeiten, existierte zum Teil noch das feudale Pachtsystem", erzählt er. Dann in den 80ern gelang es ihm, selbst Felder zu kaufen. Heute gehören seine beiden Etiketten zu den feinsten Brunello-Tropfen. Die Tiezzis betreiben wie die meisten Winzer ein Familienunternehmen, auch seine Frau und die beiden Töchter arbeiten mit.

Nach einem Spaziergang durch die perfekt gezogenen Rebenreihen – wo vor der Ernte Anfang September nur noch die feinsten Trauben reifen dürfen – öffnet Tiezzi sein Tabernakel, das Weinprobenzimmer. Hier sieht es aus wie vor hundert Jahren. Zwischen Versuchskolben, Körben, Emailleschilder und Flaschen mit vergilbten Etiketten hängt das starke Stück der Sammlung: ein Dokument, das bezeugt, dass der Name Brunello erstmals 1904 in Frankreich, also außerhalb Italiens, erwähnt wird. Seitdem hat sich viel geändert: die Auslandsmärkte, das Marketing, der Weintourismus. Aber eines werde immer bleiben, beteuert Enzo Tiezzi: das gehütete Reinheitsgebot des Brunello. Zumindest solange er lebe.

Die südliche Toskana bei Montalcino Foto: Frank Heuer/laif

Foto: taz

Franz Lerchenmüller
Ich meld mich

Wording, Branding, Blöding

Und dabei hatten wir es doch schon so weit gebracht. *Verträumte Ecken*, *romantische Winkel* und *zauberhafte Flecken* verrotteten auf dem Müllhaufen der touristischen Sprachgeschichte. Wer *biblische Wüsten*, *paradiesische Strände* oder *wilde Schluchten* in Umlauf brachte, nachmachte oder verfälschte, fiel der allgemeinen Branchen-Ächtung anheim. Wagte jemand, von einem Ort zu schwärmen, der *eine Reise wert*, *einen Besuch wert* oder gar *auf jeden Fall einen zweiten Besuch wert sei,* galt er als nicht mehr satisfaktionsfähig.

Wer gar von *köstlichen Spezialitäten* oder *landestypischen Schmankerln* schwadronierte, wurde mit Entzug der Aufmerksamkeit nicht unter einem halben Jahr bestraft. Und wäre immer noch jemand eingefallen, *entspannt seine Seele baumeln* zu lassen, hätte er sich genauso gut an dem Haken, an dem diese herunterhing, selbst entleiben können.

Schöne Zeiten – welcher Irrtum! Wir haben, stellen wir beschämt fest, noch eine Menge zu lernen. So schnell geben Windmacher und Wortklingelschmiede nicht auf. Wo wir vorne den Sprachmüll kübelweise hinaustrugen, kippten sie ihn hinten containerweise wieder herein. *Slideshares*, *Screencasts* und *FAQ-Videos* türmen sich in allen Ecken. Wie Spinnweben hängen *Traffic Tools* und *Ad Overlays* von der Decke. In den Ritzen haben sich *Postings*, *Likes* und *Shares* verkrochen, und unterm Bett wuseln *Marketeers* und *SEO-Trainees umher*.

Wortgerümpel allenthalben. Versenkten wir eben noch *malerische Städtchen* in der Tonne, feiern sie als *instagrammable places* fröhlich Wiederauferstehung. *Kohortenspezifische Reiseverhalten* und *MICE-Segmente* liegen im Weg Sind wir endlich den *Urlaub für die Sinne* und die *Ferien vom Alltag* losgeworden, fliegen sie uns plötzlich als jede Menge *Must-dos* und *Once-in-a-lifetime-Events* um die Ohren.

Am Eingang versucht gerade jemand, *Slot Entrance Solutions* zu installieren und schraubt eine *Bestpreisklausel* an. An den Wänden hängen Bilder von *Fame-Tourism-Zielen* und *Celebrity Destinations*. *Overtourismus* und *Undertourismus* stehen wie paralysierte weiße Elefanten mitten im Flur und blockieren den ungehinderten Warenverkehr – *Smart Tourism* wird es richten, brüllt jemand von hinten, wenn Irland erst mal mit dem *Games of Thrones Tourism* durch ist. Und im Nebenzimmer schwallen ein *automatisierter Concierge* und seine *Chat-Bots*-Kumpane wie blöde einer der ihren zu: *Sag Alexa*, was weißt du vom Emsland? *Sag Alexa* ...

Während wir hier vorne plaudern, haben sie hinten schon wieder ganz Kisten Schrott abgeladen: *Customer Journey, Content Marketing, Flugscham, Circular Economy, Storytelling, Glamping, B2B* ... Was für eine Arbeit!

reisen

alpen
Allgäuer Alpen - Kleinwalsertal. Die Ferienwohngemeinschaft in den Bergen. **www.gaestehaus-luetke.de**

anders reisen
POLARLICHTERREISE ----- Finnland ------ thewhiteblue.de

ferienwohnungen
Berlin/Weigandufer, 12059, schöne 1-Zi.-Whg 33 qm, tageweise zu vermieten ab 50 €/d, **☎0178-6107021, www.my-apartments-berlin.de**

frankreich
Zweizimmerwohnung Marseille, 50 m2, möbl., Kü., Bd., Balkon, ruhig und zentral, zeitweilig für ab 35€/Tag zu vermieten ☎ **069-773807, info@sprachtreff.de**

nord-/ostsee
Große FEWO bei Wismar, Nähe Insel Poel, auch für große Gruppen geeignet; teilsan. Bauernhaus, Gartenmitbenutzung, für 2 Pers. zus. ab 28 €, Kinder ab 4 € pro Tag, **☎ 03 84 27 / 50 11, 0172/380 14 67**

UNTERWEGS
Reiseverliebt ...
Skilanglauf | Berge | Meer
Winterurlaub | aktiv | entspannt
www.unterwegs.eu ☎ 0531-347427

reisepartnerIn
Urlaubs-Wohn-Projekt BuenVivir La Palma (Kanaren) erweitert sich! Lust auf einen gemeinschaftlichen Urlaubs-wohnsitz mit Freunden, Sonne und Meerblick? **Infos www.BuenVivir.casa**

schweiz
Lago Maggiore: Günstige Ferienwohnungen in Muralto-Locarno, tolle Lage, super Tipps zur Erkundung des Tessin, italiennah, auch f. Gruppen mgl.: **www.casa-egner.ch**

skandinavien
Skilanglaufreisen in Skandinavien Viele Reisetermine von Weihnachten bis Ostern, Unterkunft in Hütten oder Hotel, Luxusfähren ab Kiel. Schneesicher und viele Loipen - günstige Preise. **www.die-vagabunden.de** Prog. unter **☎ 04352 - 95 68 695**

William Dampier: Neue Reise um die Welt.
Ein Pirat erforscht die Erde

300. Todestag von William Dampier im März 2015

Dampier kombinierte ein abenteuerliches Leben mit bahnbrechenden wissenschaftlichen Leistungen. Nach seiner ersten Weltumrundung verfasste er dieses Buch als eine Art Bewerbungsschreiben für die Royal Navy – und durfte daraufhin die Küsten Australiens erforschen. Charles Darwin (auf der »Beagle«), Alexander von Humboldt (in Peru), James Cook (an den Küsten Australiens), William Bligh (vor der Meuterei auf der »Bounty«), Daniel Defoe und Jonathan Swift (beim Verfassen ihrer Romane »Robinson Crusoe« und »Gullivers Reisen«) und viele andere bauten auf diesem Werk auf.

ISBN 978 3941924 024, Leinen mit Schutzumschlag. Das Buch enthält auf 1024 Seiten den vollständigen Umfang der beiden Bände von 1697 (»Neue Reise um die Welt«) und 1699 (»Der Reise um die Welt anderer Theil«), mit allen Abbildungen, einem ausführlichen Register sowie zahlreichen Erläuterungen und Kurzbiographien der erwähnten Personen. **www.verlag-der-pioniere.de**

taz shop

Gewürze

Die Firma Wurdies in der Oberpfalz produziert und handelt seit 1980 mit biologisch angebauten Kräutern und Gewürzen aus Wildsammlung und Permakultur. Im Angebot zum Beispiel: Basilikum, Bohnenkraut, Oregano, Majoran, Thymian u.v.m.

Packung ab
€ 2,50

10 % Rabatt für taz-AbonnentInnen & taz-GenossInnen

taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21
10969 Berlin | T (030) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de | www.taz.de/shop

stellenmarkt

reisende werkschule scholen e.v.
Ergänzungsschule | Jugendwohnen | Familienwerkstatt

Wir sind ein gemeinnütziger Träger der Jugendhilfe mit stationären und ambulanten Angeboten nach dem SGB VIII in Bremen und dem niedersächsischen Umland mit Zentrale in Bremen.

Zum **01.03.2020** bzw. zum nächstmöglichen Zeitpunkt suchen wir

eine Geschäftsführung (m, w, d) in Vollzeit.

Die vollständige Ausschreibung sowie weitere Informationen über unseren Träger finden Sie auf unserer Homepage unter **www.reisende-werkschule.de**

Wir suchen für die Dauer der 20. Legislaturperiode mehrere

Wissenschaftliche Mitarbeiter*innen
(m, w, d)

für die Themenbereiche: Koordinierung des parlamentarischen Fraktionsbetriebes; Kinder, frühkindliche Bildung; Umwelt, Klima, Verkehr; Gleichstellung, Queer; Soziales; Gesundheit; Recht, Justiz.

Weitere Informationen zum Anforderungsprofil und den Aufgabengebieten finden Sie in der Stellenausschreibung auf: **www.linksfraktion-bremen.de**

DIE LINKE.
Fraktion in der Bremischen Bürgerschaft

stellenangebote

2. Standbein für Steuerfachleute
☎(09632) 9 22 91 20 Mo-Fr 8-18h
www.Steuerverbund.de/Standbein

AYUDAME
– Kinderhilfswerk Arequipa e.V. –

Unterstützen Sie Kinder aus benachteiligten Familien in Peru.

DE39 7002 0270 6320 2620 01
SWIFT(BIC): HYVEDEMMXXX

www.ayudame.de

Region Syrien/Irak
Wir unterstützen Frauen und Mädchen in Kriegs- und Krisengebieten.
Spendenkonto/IBAN:
DE92 3705 0198 0045 0001 63
BIC: COLSDE33
Sparkasse KölnBonn
medica mondiale
www.medicamondiale.org

wohnungsmarkt

immobilien ausland

TOP Ferienhaus (Pension/ AL) in Lissabon-Nähe als Anlage/Selbstnutzung. **colinavista1@gmail.com**

wohnen biete

Vierte Frau ab 40 für WG in Hamburg/Univiertel ab 01.12. gesucht. Für 550Euro gibt es in unserer 170qm Wohnung zwei Zimmer mit 16 und 7qm. **Kontakt: snada10@aol.de**

Bestlage Friedenau, zwei Gewerbe/ Wohneinheiten als Anlage **Mail: Colinavista1@gmail.com**

wohnprojekte

Beratung & Wandern für Gemeinschaftssuche/gründung weltweit. Rundbrief kostenlos. Festival Taunus überregional f. Gemeinschaften & Interessierte jährl. Pfingsten & Silvester **☎ 07764-933999 oekodorf@gemeinschaften.de**

sonstiges

an- und verkauf

Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen ☎ 03944-36160, www.wm-aw.de Fa.

aufruf

Die AfD (vertreten durch *IM* MdB Detlev Spangenberg) soll sich den Etablierten angebiedert und >2019< 2 gefälschte Gerichtsprotokolle für Richtig beurkundet haben. **Beweis: BT Pet 18-46685. Fordert Aufklärung! Erhard.de ☎0176/96349755.**

bücher

Die Nr.1 als Geschenk und individuellen Gesellschaftsbeitrag für den persönlichen Freundeskreis: **„Die Über-Ehe der Vera Swetlana" ISBN 9783748199618 - Preis 17,95 €, 320 Seiten (Hinweis für Interessierte: Auroville).**

Die Herren der Erde aber werden sein, die den Tod nicht scheuen. DAS SONNENMODELL ist eine Denkschrift der SPIEGELRUNDE: Leuchtfeuer und Anker zugleich. 50 Seiten ISBN9783732279135. Preis: 12,50€

dienstleistung

Wir haben ein altes Fachwerkhaus im Knüllwald gekauft. Wer kann uns helfen die Heizungsanlage zu planen (Thermische Solaranlage, wasserführender Ofen, Pufferspeicher und co.) **Email bitte an: sillythro@gmail.com**

knast

Die **Buch- und Medienfernleihe für Gefangene und Patienten,** Ergänzungsbibliothek zu Haftanstaltsbüchereien, 40 000 Medien, **verleiht kostenlos, auf dem Postweg,** Fach- und Sachliteratur, fremdsprachige Literatur und Belletristik an **Inhaftierte in der ganzen Bundesrepublik und an Gefangene in EU-Ländern.** Interessierte schreiben an: **Kunst- und Literaturverein für Gefangene e.V., Evinger Platz 11, 44339 Dortmund.** Auch **Buchspenden** für die Bibliothek, die ohne staatl. Förderung arbeiten muss, sind sehr willkommen. **www.kunst-und-literaturverein.de**

kontakte + freunde

www.Gleichklang.de: Die alternative Kennenlern-Plattform im Internet für naturnahe, umweltbewegte, tierfreundliche und sozial denkende Menschen. **Sei jetzt dabei!**

November Gedicht: Ein Tag, so recht zum Kaisersturz/ Ob rechts, ob links, das ist ihm schnurz/ Ob Wilhelm einst, ob Erich später/ Gerechtigkeit holt ein die Täter/ So schauen wir noch jedes Jahr/ In diesem Monat: wird es wahr?/ Dass auch bei uns die Mächt'gen fallen?/ Ansonsten heißt es: Fäuste ballen/ Tief in der Tasche, wieder mal/ Dem Monat ist das sch...-egal. **Hobbydichter sucht (Brief-) Freundin !** Revolutionäre Zuschriften, gerne mit Foto, bitte an: **richard-battenfeld@t-online.de oder R.B., Dellbrücke 10, 35066 Frankenberg/ Eder**

transporte

zapf umzüge, ☎ 030 61 0 61, www.zapf.de, Umzugsberatung, Einlagerungen, Umzugsmaterial, Beiladungen, Materiallieferungen, Akten- und Inventarlagerung

Gefangene haben keinen Zugang zum Internet!

Bitte spenden Sie die »taz« für Gefangene zum Preis von 33,90 € monatlich, 203,40 € halbjährlich, 406,80 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an:
Freiabonnements für Gefangene e.V.
IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00
Kennwort: »taz«
www.freiabos.de

Freiabonnements für Gefangene e.V.

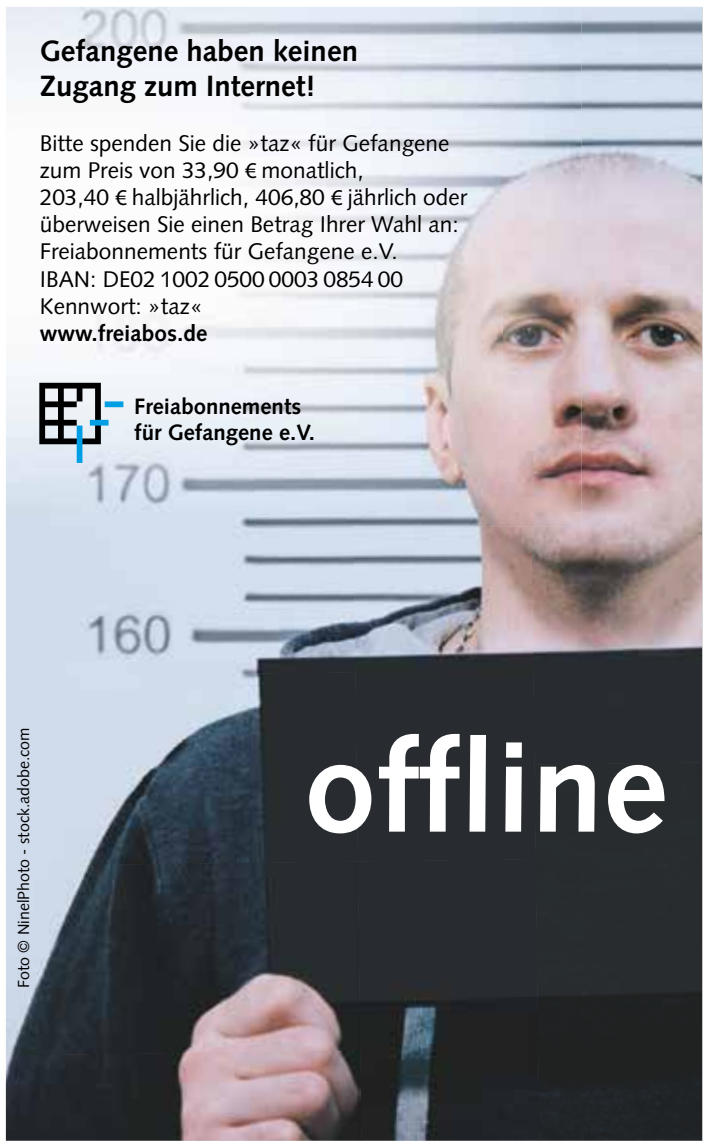


Foto © NinelPhoto - stock.adobe.com

taz newsletter
Jede Woche exklusive Neuigkeiten aus der taz
www.taz.de/newsletter

Lassen Sie sich die deutsche Ausgabe von *Le Monde diplomatique* vorlesen! Die gesamte Ausgabe im Paket als Audiodatei (mp3) + ePaper für 4,70 €.

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin.

monde-diplomatique.de

„Merz' Populismus à la ‚Die ganze Steuererklärung soll auf einen Bierdeckel passen!' findet nicht nur in den Kneipen und Bierzelten des Sauerlandes Zustimmung bei Freunden der zu kurzen Gedanken. Somit gehört ihm wahrscheinlich die politische Zukunft in Deutschland und der EU"

Khaled Chaabouté auf taz.de

wortwechsel

„Die Demokraten müssen sich zusammenraufen"

Die Linke gewinnt in Thüringen, aber die rechtsextreme AfD steigt weiter auf. Welche Strategien und Taktiken folgen daraus? Welche Regierungskoalition ist möglich?

Schräges Weltbild

„Sozis, vereint euch wieder!", *taz vom 30. 10. 19*
Vielleicht sollte die (Junge) Union ihr Weltbild mal mit der Realität abgleichen, dann würde sie zumindest merken, dass die Bezeichnung „SED-Nachfolgepartei" für die Linke 30 Jahre nach Ende der DDR nicht mehr so ganz zutrifft, weil deren führende PolitikerInnen zu jung sind, wie Katja Kipping, oder aus dem Westen stammen, wie Bodo Ramelow, und somit über diesen Zweifel erhaben sind.

So wie man nicht von *der* Union sprechen kann, kann man auch nicht über *die* Linke sprechen; in den Landesverbänden beider Parteien gibt es unterschiedliche Strömungen und regionale Unterschiede, insbesondere stellt sich die politische Situation im Osten anders als im Westen dar. In Ramelow hat die Linke einen Politiker, der über Parteigrenzen hinweg Respekt und Sympathie genießt und in vier Jahren als Ministerpräsident bewiesen hat, dass die Linke eine demokratische und verlässliche Regierungspartei ist. Zudem können sich Parteien wandeln, man denke nur mal an die Grünen, die vor gar nicht so langer Zeit von der CDU noch kategorisch als Koalitionspartner ausgeschlossen worden.

Gerade in einer Situation einer zunehmend erstarkenden rechtsextremen Partei müssen die demokratischen Parteien sich zusammenraufen; es geht um mehr als nur um zuweilen lächerlich anmutende, vorgestrige Animositäten. Anders als die AfD will die Linke nicht das System abschaffen und das Land von Ausländern und sonstigen irgendwie anderen säubern. Eine Gleichsetzung verbietet sich also. *Kirsten Diercks, Norderstedt*

Rentner wählen links

„Die über 60-Jährigen wählten links", *taz vom 29. 10. 19*
Die in der taz gezeigte Wahlanalyse zeigte auch, dass die über 60-Jährigen links wählten. Und die AfD lag bei den unter 25-Jährigen vorn, bei den 30- bis 44-Jährigen sogar weit vorn. Was lernen wir also daraus – mit der Empfehlung Ihrer Kollegin Johanna Roth im Hinterkopf („Rentner, gebt das Wahlrecht ab!")? Gut, noch klarere Verhältnisse hätten wir dann schon, zumindest in Thüringen.
Klaus-Ulrich Blumenstock, Stuttgart

Gift von Hass und Lügen

„Antifaschistische Koalition: Letzter Ausweg?", *taz vom 29. 10. 19*
Stefan Reinecke vertritt zum wiederholten Male folgende Thesen:
1. Die Union hat sich sozialdemokratisiert. 2. Sie hat dadurch rechts die Flanke geöffnet und so konservative WählerInnen in die Arme der AfD getrieben. 3. Würde die Union wieder konservativer werden, könnte man die AfD wieder schrumpfen. 4. Die Stärke der Rechten ist mit der Stärke der AfD gleichzusetzen.

Das ist viermal falsch. Unter Angela Merkels Führung wurde der angeblich konservative, in Wahrheit mit reichlich rechtem Gedankengut durchsetzte Parteiflügel zurückgedrängt. Von Sozialdemokratisierung kann keine Rede sein, so ist zum Beispiel die Wirtschaftspolitik der

Streicheleinheit für Thüringenboss Bodo
Foto: Michael Reichel/dpa

Union sehr unternehmerfreundlich. WählerInnen, denen die jetzige Union zu wenig konservatives Profil hat, wählen deshalb sicher nicht die AfD – die hat nämlich wirklich kein konservatives Profil. Wenn sich die Union so weit nach rechts bewegen würde, dass sie dadurch der AfD Stimmen abnehmen könnte, hätten wir in Deutschland ein viel rechteres Gesellschaftsklima als heute.

Die Geschichte hat gezeigt, dass der Machtergreifung des Faschismus stets eine Rechtsentwicklung der Konservativen vorausgegangen war. Und es gibt in Europa zahlreiche Beispiele dafür, dass eine starke rechtskonservative Partei das Aufkommen von Rechtsextremisten nicht verhindern konnte. Rechtsextremisten werden durch das Gift von Hass, Hetze und Lüge gestärkt, und das kann man Frau Merkel nicht in die Schuhe schieben. Die „konservative Wende der Union", die Stefan Reinecke fordert, würde Deutschland insgesamt weiter nach rechts rücken.
Peter Neuwerth, Hinterzarten

Scheinheilige Besorgnis

„Antifaschistische Koalition: Letzter Ausweg?", *taz vom 29. 10. 19*
Die CDU eine Partei mit Prinzipchen? Mit den Nazifunktionären nach 1945 bis hin zu Filbinger hatte es die CDU schon nicht so genau genommen. Aber auch bei den Erben der SED-Diktatur vermochte sie großzügig wegsehen.

In Westdeutschland vermochte sie die Ost-CDU teilweise als SED-Opposition darzustellen, was sie jedoch bis auf Einzelfälle nicht war. Ja sie hatte beispielsweise keine Probleme damit, dass der DDR-Karrierist und Aktivist Stanislaw Tillich in der Ost-CDU im Schoß der SED-Blockpartei in Sachsen sogar Ministerpräsident (2008–2017) werden konnte.

Auch wenn mir die Fortsetzung der bisherigen Koalition lieber wäre, die Berührungsangst der CDU mit den Linken in Thüringen ist scheinheilig.
Berthold Noeske, Freiburg

Wut- und Hutbürger

„Die Wahrheit ist schlimm genug", *taz vom 25. 10. 19*
Sie schreiben: „Die Idee, dass man nur mit möglichst markigen Worten einen Keil zwischen die Klientel der AfD und die rechtsextremen Führungskader treiben kann, ist eine Illusion." Das ist falsch. Es ist keine Illusion, dass die AfD sehr damit kämpft, dass ihr die Bürgerlichkeit abgesprochen wird. Ihr Vordenker, Götz Kubitschek, beschreibt das so: „Daß die Alternative bisher nicht genügend Leute davon überzeugen konnte, wahrnehmbar an diesem Politikwechsel mitzuarbeiten, ist das Ergebnis der geballten denunziatorischen Stigmatisierung der Partei: Jeder, der nicht sowieso aus „unserem Milieu" stammt, wird sich vor seinen Verwandten, Freunden, seinen Vereinskollegen, der Lehrerschaft an der Schule seiner Kinder, vielleicht sogar vor seinen Kindern dafür rechtfertigen müssen, daß er mittut bei jenen, die nicht Gutes im Schilde führen."

Wäre es anders, hätte die AfD flächendeckend zum Beispiel in Baden-Württemberg kommunale Mandate errungen – aber sie hat nicht genügend Leute gefunden, die ihr Gesicht zeigen wollten für diese Partei. Die Leute wissen sehr genau, wen sie wählen und wer die AfD ist. Deshalb ist es wichtig, jedem Normalisierungsversuch dieser Partei entgegenzutreten und sie als das zu bezeichnen, was sie ist. Eine Partei, in der sich Nazis, Sexisten, Antisemiten, Rassisten, Menschenfeinde, Wut- und Hutbürger wohl und zu Hause fühlen. *Jörg Rupp, Malsch*

Christliche Frauenfeinde

„Tausend Jahre sind genug", *taz vom 28. 10. 19*
Ich habe gerade eine Wette gegen mich selbst gewonnen: Die katholische Kirche verabschiedet sich eher vom Zölibat, als dass sie Frauen zum Priesteramt zulässt! Kein Wort davon in Ihrem Artikel. Soviel ich weiß, wird die Hauptarbeit in den Gemeinden im Amazonasgebiet von Frauen geleistet. *Sabine Komossa, Bonn*

Sollen sie doch ...

„Flixbus droht mit Abbau", *taz vom 24. 10. 19*
Sollen sie doch. Mit der Mehrwertsteuerabsenkung soll die Schiene gestärkt werden und kein privates Busunternehmen. Hoffen wir, dass die CDU nicht wieder einknickt. *Angelika Binding, Heidelberg*

Hambacher Sarg

„Geld statt Kohle verbrennen", *taz vom 29. 10. 19*
RWE-Chef Schmitz hat behauptet, der Hambacher Wald müsse weg, weil die Begradigung zwischen Loch und Wald zu viel koste, und baggert noch näher an den Wald heran, reißt weiter Siedlungen ein: Schmitz schafft Tatsachen. Was RWE im Hambacher Loch angerichtet hat, ist eine nie wieder gutzumachende Sünde gegen die Natur. Dort plant man einen See, nach dem Bodensee dann der größte deutsche See. Nach den Kühen vor AKWs Segelboote auf dem Riesenloch. RWE hat die Wende verschlafen. Dafür will man Kohle sehen. Das ist obszön. *Gert Reising, Karlsruhe*

meinungsstark

Der zieht seine Masche durch

„Lachen bedeutet Freiheit", *taz vom 24. 10. 19*
Ingmar Stadelmann meint, der Kabarettist Dieter Nuhr wolle mit seinen Witzen etwa über Greta Thunberg „die Diskussion anregen". Nein, er will einfach seine Masche durchziehen. Die besteht (neben Witzen auf AKK-Niveau etwa über die Frauenhandtaschen) in seinem Kampf gegen hysterische linke Umweltaktivisten und Wissenschaftler, die ständig vor dem Weltuntergang warnten, der dann doch nie eingetreten sei. Als Beispiel nennt er das Waldsterben. Nun, das Waldsterben (bei uns!) wurde gestoppt, weil der saure Regen durch die vorgeschriebene Rauchgasentschwefelung entschärft wurde. Ein gutes Beispiel übrigens für die Wirksamkeit von Verboten. Bei der Klimakatastrophe, die schon im Gange ist, ist eine ähnliche Entschlossenheit nicht zu erkennen. Mit Recht drängen daher Menschen darauf, dass sich das ändert. Auch Gretas Wut ist vor diesem Hintergrund gut nachvollziehbar.

Während ihn die Umweltgefahren kaltlassen, malt Nuhr andere Untergangsszenarien an die Wand: Die Forderungen der Klimaschützer liefen auf die Auflösung der Welthandelsordnung hinaus, was „Milliarden von Toten" und einen „dritten Weltkrieg" zur Folge hätte.

Ein Rechtsradikaler, wie es ihm manche vorwerfen, ist er sicher nicht. Allerdings würde mir an seiner Stelle zu denken geben, dass er der Lieblingsspaßmacher der AfD ist. Seine Haltung ähnelt eher der der *FAZ,* etwa im Sinne von „economy first" und „Nur keine Panik, der Markt wird das schon regeln" sowie „Und was ist mit den Arbeitsplätzen in der Kohle?".
Eduard Belotti, Augsburg

Keine einfachen Lösungen

„Zehn Gebote gegen Klimasünden", *taz vom 26./27. 10. 19*
Demonstrationen und Aktionen von Fridays for Future und XR mögen als Anstoß gut sein. Ziele kann jeder sehr leicht formulieren. Viel schwieriger ist jedoch, die Lösungen zum Erreichen dieser Ziele zu finden und (politisch) durchzusetzen. Es ist Daphne Weber sehr zu danken, dass sie darauf hinweist.

Auch für den Klimaschutz gibt es keine einfachen Lösungen. Menschen kann man massenhaft nur mit sinnvollen, tragfähigen Lösungen zum Umdenken bringen. Parolen und Aktionen reichen nicht, so gut sie gemeint sein mögen. Auch die beliebte und bequeme Arbeitsteilung, auf der Straße Forderungen aufzustellen, den „schwarzen Peter" der Lösungsfindung aber „den" Politikern zuzuschieben, ist unseriös. Da muss man sich schon in das mühsame Geschäft der Entscheidungsfindung einbringen. *Ludwig Hoffmann,Wernigerode*

Kritisches Sprachrohr sein

„Zehn Gebote gegen Klimasünden", „Angst? Selbstgefällig!", *taz vom 26./27. 10. und Brief vom 30. 10. 19*
Der Leser Hartwig Kuckuck „erwarte(t) von der taz, dass sie einer Bewegung, die das Potenzial hat, den Protest gegen die Erdzerstörung auf eine stark verbreiterte und entschiedenere Basis zu stellen, den Rücken stärkt" – und sich nicht erfrecht, eine kritische Stellungnahme wie die von Daphne Weber abzudrucken.

Holla. Ich erwarte von der taz einen unvermindert hohen Nachrichtenwert und deutliche Stellungnahmen, aber zugleich die Weigerung, sich zum unkritischen Sprachrohr einer wie auch immer verfassten Bewegung zu machen. Auch wenn diese Weigerung Hartwig Kuckuck „wütend macht".
Jochen Schimmang, Oldenburg

taz die tageszeitung,
friedrichstraße 21
10969 berlin, briefe@taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von LeserInnenbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der taz wieder.

Ein Teil unserer Auflage enthält Beilagen von: Die Zeit, Weltkunst

taz die tageszeitung
erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz.die tageszeitung. Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift:
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin
Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de
Chefredaktion: Georg Löwisch, Katrin Gottschalk (stellv.), Barbara Junge (stellv.)
Chefreporter: Peter Unfried

Lokalredaktionen:
Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0
Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0
Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 2 5 902 0

Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes:
Georg Löwisch
LeserInnenbriefseite: Gaby Sohl
Anzeigen Gesamtausgabe: Margit Jöhnk
Berliner Lokalteil: Bert Schulz | alle Berlin
Regionalteil Nord: Jan Kahlcke | Hamburg
Anzeigen: Andrea Bodirsky | Bremen
Manfred Frenz | Hamburg
LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de
Fax: 030 | 25 902 516

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

Kleinanzeigen: Überregional und Berlin taz-Kleinanzeigen, Friedrichstraße 21
Tel.: Mo. + Mi. 9–13 Uhr 030 | 25 902 222
Fax: 030 | 2 59 02 444

E-Mail: kleinanz@taz.de
taz Shop | **Tel.:** 030 | 25 902 138

Anzeigenverkauf: Überregional und Berlin taz-Anzeigenabteilung, Friedrichstraße 21 **Tel.:** 030 | 25 902 314
E-Mail: anzeigen@taz.de
Lokalteil Hamburg | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, **Tel.:** 040 | 38 90 17 452
Lokalteil Bremen taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Pieperstraße 7, 28195 Bremen, **Tel.:** 0421 | 96 02 64 42

Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Geschäftsführer:
Andreas Marggraf, Karl-Heinz Ruch
Gesellschafter | 99,96%:
taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin

Vorstand: Pascal Beucker, Redakteur
Andreas Bull, Kaufmann
Isabel Lott, Fotoredakteurin
Andreas Marggraf, Kaufmann
Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin

Aufsichtsrat: Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/Steuerberater, Bielefeld | Hermann-Josef Tenhagen, Journalist, Berlin | Stefanie Urbach, Kommunikationsberaterin, Berlin

Druck auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH+Co. KG, 19243 Wittenburg | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Abo-Service: 030 | 25 902 590
9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr.
Fax: 2 59 02-680
E-Mail: abo@taz.de
Abo-Nummer nicht vergessen!
Mtl. Mindestpreis regulär 33,90 €

press-schlag

Dichter und Lenker

Die Münchner befinden sich in der Vor-Post-Hoeneß-Ära. Jedes Wort wird gewogen. Unter ganz besonderer Beobachtung steht dabei Trainer Niko Kovač

Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Bayern München. So oder so ähnlich steht es ja schon in der Bibel. Und deshalb fiebern nicht wenige dem 15. November entgegen, wenn Uli Hoeneß, der Allmächtige beim FC Bayern, zu seinem Abschied aus dem Präsidentenamt bei der Jahreshauptversammlung ans Mikrofon treten wird und ein letztes Mal seinen Schäfchen, der süddeutschen und westdeutschen Presse und allen anderen natürlich auch die Leviten lesen wird.

Die anderen im Verein tun sich eher schwer mit dem Wort – trotz aller Bemühungen. Legendär etwa ist die Jahreshauptversammlung, bei der Franz Beckenbauer aus dem Präsidentenamt verabschiedet wurde, und Karl-Heinz Rummenigge ein aus dem Internet geklautes Gedicht zum Besten gab: „Lieber Franz, ich danke dir. Ich danke dir, ich danke dir sehr,ich danke dir, das fällt uns nicht schwer …“

Vergleichsweise war das noch eine leichte Übung, schließlich war das Publikum wohlgesinnt. In einer feindseligen Atmosphäre dagegen müssen sich derzeit Sportdirektor Hasan Salihamidžić und Trainer Niko Kovač bewähren. In einem Umfeld also, in dem Hoeneß stets zur Hochform aufzulaufen pflegt.

Salihamidžić, gemeinerweise gern noch „das Bürschchen“ genannt, obwohl er nun gar zum Sportvorstand befördert werden soll, muss man zugutehalten, dass er sich ausprobiert, um seine Wortgewalt zu steigern. Am Mittwoch versuchte er es nach der hilflosen Vorstellung der Bayern-Elf im DFB-Pokal gegen den VfL Bochum mithilfe von Ironie: „Top-Abend – Riesenspiel gemacht“.

„Die *Einfachheit*, das ist die *Schwierigkeit*, und darin liegt auch die *Schönheit*“

Niko Kovač, Schöngeist

Verbucht wurde sein Auftritt aber unter der Rubrik Skurriles. Trainer Niko Kovač taugt eh nicht als Hoeneß-Imitator, geht lieber seine eigenen Wege. Er formulierte diese Woche mit Blick auf die Partie bei Eintracht Frankfurt am Samstag den so schön ausgedachten Satz: „Die Einfachheit, das ist die Schwierigkeit, und darin liegt auch die Schönheit.“

Doch der Schöngeist weiß, dass seine Worte derzeit nicht gut ankommen. Weder bei seinen Spielern noch bei den Medien. An der Fähigkeit zur Selbstkritik fehlt es ihm zumindest nicht. Er räumte am Donnerstag ein: „Vielleicht darf ich nicht so in Metaphern oder wie ein Dichter irgendwas erzählen.“ Schluss also jetzt mit der Poesie, mit Sätzen wie: „Ich bin nicht der Papa, ich bin auch nicht die Mama, ich bin nur der Trainer.“

Zum Münchner Publikum wird Kovač sich ebenso nicht mehr äußern wollen. Denn die Aufregung war immens, weil er dieser Tage die Fans von Eintracht Frankfurt zu den besten der Bundesliga kürte. Vertreter von Bayern-Fanklubs wurden sofort um Stellungnahmen gebeten, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließen. Freilich halte man den eigenen Anhang für den besten. Und sowieso klar ist: Vereinsverantwortliche und Spieler haben stets die eigenen Fans für die besten zu halten und sie für ihre unvergleichlich gute Stimmung zu loben.

Es sei denn, man heißt Uli Hoeneß. Der hat den Anhängern auf der Südtribüne, die um Mitbestimmungsrechte kämpfen, bereits vor Jahren zu verstehen gegeben, dass er die VIP-Besucher für die besten Fans hält, weil sie das meiste Geld einbringen. „Eure Scheiß-Stimmung, dafür seid ihr verantwortlich.“

Johannes Kopp

Die Anderen und die Modernen

Union Berlin ist mit den Jahren Hertha BSC immer näher gekommen. Und doch sind die beiden Klubs vor dem ersten Duell in der Bundesliga weiter voneinander entfernt als je zuvor

Aus Berlin
Andreas Rüttenauer

Ein bisschen Rivalität zwischen den Anhängern der beiden Berliner Erstligaklubs ist immer in der Hauptstadt. Wenn ein Fan mit einem dicken Edding auf die Fliesen eines U-Bahnhofs mitten in der Stadt „HBSC“ kritzelt, dauert es nicht lange, bis ein Unioner kommt und es wieder durchstreicht. Und als Hertha-Fans bis kurz vor Köpenick, der Heimat von Union, Stromkästen in den Hertha-Farben Blau und Weiß angesprüht haben, als würden sie versuchen den Osten mit der Spraydose zu erobern, sind Unioner umgehend zur Farbkorrektur geschritten. Die Herthaner, die am Samstagabend zum Stadtduell in den Südosten Berlins reisen, werden jedenfalls an vielen rot-weißen Stromkästen vorbeikommen.

2.400 Hertha-Fans werden sich auf den Weg machen. Mehr Plätze für Auswärtsfans gibt es im 22.000 Zuschauer fassenden Stadion an der Alten Försterei nicht. Und so wurden die Tickets unter den Mitgliedern und Dauerkartenbesitzern verlost. Das kennen die Hertha-Fans sonst nicht. Im Olympiastadion gibt es für gewöhnlich viel mehr Plätze als Interessenten dafür. Union-Fans dagegen kennen das Spiel mit dem Lostopf. Nachdem 11.500 Dauerkarten vergeben wurden und weil 2.000 Plätze für Sponsoren und andere Gäste mit Sonderstatus reserviert sind, werden für jedes Heimspiel etwa 6.000 Karten verlost. An der Verlosung können nur Mitglieder teilnehmen. Deren gibt es mittlerweile über 32.000. Dass so viele Menschen bereit sind, 10 Euro im Monat zu zahlen, um das Recht zu haben, an einer Eintrittskartenverlosung teilzunehmen, zeigt vor allem eins: Union ist in.

Bei denen vor allem, die fremdeln mit dem, was gemeinhin als moderner Fußball bezeichnet wird. In wohl keinem anderen Klub der ersten Liga ist die Fanszene so eng mit der Vereinsführung verzahnt wie bei Union. Wenn in der Liga Sicherheitsregeln diskutiert werden, sind aus Köpenick immer andere Töne zu vernehmen als anderswo. So setzt sich der Klub für die Legalisierung von Pyrotechnik ein. Auch in den Gremien zeigt sich die Fannähe. Präsident Dirk Zingler erzählt immer wieder gerne, wie er es aus der Kurve an die Spitze des Klubs geschafft hat. Dort ist er nicht der Einzige mit Kurvenerfahrung. Auch Dirk Thieme war erst nur Fan, dann Fanvertreter und sitzt jetzt im Präsidium. Dass er gleichzeitig Chef der Stadion AG ist, würden sie in Köpenick gerne als kitschige Familiengeschichte erzählen und sich vielleicht nicht daran stören, dass er von Aufträgen profitiert, die ihm das Vereinspräsidium gibt, dem er selbst angehört. Das Anderssein ist Religion bei Union. Und auch wenn mit Aroundtown mittlerweile ausgerechnet ein Immobilienkonzern Trikotsponsor ist, der vom Boom der Steine in Berlin massiv profitiert, hat in den Augen der Fans das antikapitalistische Antlitz des Klubs nur einen kleinen Kratzer abbekommen.

In der Liga hat Hertha gerade einmal vier Zähler mehr als Union eingefahren

Ganz nah gekommen ist man der inzwischen auch gut vermarkteten Andersartigkeit der Konkurrenz aus Charlottenburg. Beide stehen im Achtelfinale des DFB-Pokals, in der Liga hat Hertha gerade einmal vier Zähler mehr als Union eingefahren, und was die Mitgliedszahlen angeht, ist Union auch nicht mehr weit weg von den 36.900 Mitgliedern, die die Blau-Weißen auf ihrer Website ausweisen. Und doch bezeichnet der Geschäftsführer von Hertha, Oliver Ruhnert, vor dem Stadtduell Herthas Anspruch, die Nummer eins in Berlin zu sein, als legitim.

Das Schielen nach ganz oben hat eine lange Tradition tief im Westen der Stadt. „Die Zukunft gehört Berlin“ ist das aktuelle Motto des Klubs. Berlin steht dabei für Hertha. Dass die Berliner so breitbrüstig auftreten, hat mit dem ganz großen Deal zu tun, der vor der Saison verkündet worden ist. Mit dem Einstieg der Tennor AG als „strategischer Partner“, wie es so schön heißt, hat sich Hertha hochoffiziell auf die Seite des modernen Fußballs geschlagen. Nachdem die vom einst als windig verschrienen Lars Windhorst geführte Finanzholding 125 Millionen Euro für 37,5 Prozent der Anteile an der Hertha BSC GmbH & Co. Kommanditgesellschaft auf Aktien gezahlt hat, hat Hertha jede Menge Bodenhaftung verloren.

Damit Hertha ein „Big City Club“ wird, wie Windhorst gesagt hat, will er demnächst weitere Anteile für 100 Millionen Euro übernehmen. Hertha soll regelmäßig in der Champions League spielen.

Wer so einen Gegner in der Stadt hat, der wird sich nicht schwertun, sein Underdog-Image weiter zu pflegen. In dieser Hinsicht ist Hertha für Union ein dankbarer Gegner.

Erinnerung an gemeinsame Zweitligazeiten: Unions Torsten Mattuschka und Herthas Peer Kluge
Foto: imago

Die Zahl

66

Jahre hat nun das Rugby-Nationalteam von Wales gegen Neuseeland nicht gewonnen. Das blieb auch am Freitag beim WM-Spiel um den dritten Platz in Tokio so. Neuseeland sicherte sich nach der verpassten Titelverteidigung wenigstens die Bronzemedaille durch einen deutlichen 40:17-Erfolg. Im Finale am Samstag in Yokohama stehen sich England und Südafrika gegenüber.

der hingucker

Philip Köster
Foto: imago

Philip Kösters fünfter Streich

Der erfolgreichste Windsurfer der Gegenwart hat schon wieder einen Weltmeistertitel gewonnen. Er ist zum fünften Mal der beste Waverider des Jahres geworden. Vor der zu Hawaii gehörenden Insel Maui reichte dem 25-Jährigen nach drei Top-Drei-Platzierungen in dieser Saison das Erreichen der Viertelfinalrunde zum Triumph. Die Hauptrunde des Saisonhöhepunkts war in Dauerflaute ausgefallen. Konstante Podiumsplätze bei den Weltcup-Läufen in diesem Jahr hatten Köster schon vor dem Showdown auf Hawaii Platz eins in der Weltrangliste beschert. Davon konnte ihn die Konkurrenz nicht mehr verdrängen. Köster war schon 2011, 2012, 2015 und 2017 Weltmeister.

liga

10. Spieltag

Hoffenheim – Paderborn	Fr. 20.30
Dortmund – Wolfsburg	Sa. 15.30
Leipzig – Mainz	
Leverkusen – Gladbach	
Frankfurt – München	
Bremen – Freiburg	
Union – Hertha	Sa. 18.30
Düsseldorf – Köln	So. 15.30
Augsburg – Schalke	So. 18.00

1. Mönchengladbach	9	10	19
2. Bayern München	9	13	18
3. SC Freiburg	9	7	17
4. VfL Wolfsburg	9	6	17
5. Borussia Dortmund	9	9	16
6. RB Leipzig	9	7	15
7. FC Schalke 04	9	5	15
8. Bayer 04 Leverkusen	9	1	15
9. Eintracht Frankfurt	9	2	14
10. TSG Hoffenheim	9	-2	14
11. Hertha Berliner SC	9	-1	11
12. Werder Bremen	9	-4	10
13. 1. FSV Mainz 05	9	-9	9
14. Fortuna Düsseldorf	9	-6	7
15. 1. FC Union Berlin	9	-6	7
16. 1. FC Köln	9	-10	7
17. FC Augsburg	9	-11	7
18. SC Paderborn 07	9	-11	4

„Lass mich los, ich will den schlagen“

Der tätliche Angriff auf einen Schiri bei einem Spiel von BSV Al-Dersimspor löst einen Generalstreik der Unparteiischen in Berlin und eine große Debatte aus. Dabei geht es um vieles – auch um Rassismus

Aus Berlin **Alina Schwermer**

Reden hilft: Die Spieler des TSV Heimerdingen (Baden-Württemberg) äußern ihren Unmut gegen eine Schiedsrichterentscheidung Foto: imago

Das Spiel, über das später alle schreiben werden, beginnt in der Erinnerung von Stefan Paffrath eigentlich gut für den BSV Al-Dersimspor. Gegen den Frohnauer SC in der Berlin-Liga liegt man überraschend zur Halbzeit mit 2:0 in Führung. Dann wendet sich an diesem 22. September, wie so oft im Fußball, das Glück: Al-Dersimspor kassiert kurz nach der Pause den Anschlusstreffer, danach eine Gelb-Rote Karte.

Schiedsrichter Stefan Paffrath sagt im Nachhinein: „Ab dem Platzverweis waren die Spieler für mich kommunikativ nicht mehr erreichbar. Sie waren der Ansicht, dass ich sie mit Absicht benachteilige. Das war festgefahren.“ Paffrath ist ein erfahrener Schiedsrichter, seit 22 Jahren tätig. Wenige Wochen zuvor hatte er erst bei Al-Dersimspor gepfiffen, eine nicht einfache Partie gegen den TuS Makkabi. Alles verlief ruhig. Das Spiel Al-Dersimspor gegen Frohnauer SC aber eskaliert.

Vier Platzverweise verteilt Paffrath gegen die Heimmannschaft. Dann, auf dem Weg in die Kabine, schlägt ein langjähriger Spieler des Vereins den Schiedsrichter ins Gesicht. Er wird noch von Vereinsmitarbeitern zurückgehalten, der Spieler sei vollkommen außer sich gewesen, soll gerufen haben: „Ich habe ihn nicht genug getroffen!“ Al-Dersimspor bestätigt im Wesentlichen die Darstellung, bloß soll der Spieler gerufen haben: „Lass mich los, ich will den schlagen!“

Der Täter wird vom Klub suspendiert. Die Geschichte geht groß durch die Presse, die Berliner Schiedsrichter boykottieren zunächst Spiele von Al-Dersimspor, und einige fordern im anschließenden Sportgerichtsurteil Härte, eine Sperre für den ganzen Verein. Gesperrt aber wird nur der Spieler. Es ist der zweite heftige Vorfall in der Berlin-Liga in dieser Saison. Am Wochenende vom 26./27. Oktober streiken die Berliner Schiedsrichter unterhalb der Oberliga; es geht ihnen grundsätzlich um die Gewalt auf Berliner Fußballplätzen, aber der Fall Al-Dersimspor dürfte ein Auslöser gewesen sein. Vermeintlich ist seine Deutung klar. Aber die Realität ist komplex.

Stefan Paffrath klingt nachdenklich, eher nicht wie ein Law-and-Order-Typ. Im normalen Leben ist er Lehrer in Neukölln, zwischen Schule, Elternabend und Ehrenamt nimmt er sich Zeit für ein Gespräch über die Entwicklung im Fußball. In der Berlin-Liga seien krasse Gewaltvorfälle eine Ausnahme, und überhaupt, er habe sich noch nie unsicher auf dem Platz gefühlt. Trotzdem hat Paffrath das Gefühl, dass es ein Problem gebe im Fußball. Vor allem in den untersten Ligen im Männerbereich gebe es viel verbale und physische Gewalt, in allen Altersstufen, selbst bei den Senioren; Paffrath berichtet auch von Eltern, die den Schiri bedrohen oder am Spielfeldrand aufeinander losgehen. Warum all das? „Die logische Erklärung für mich ist, dass der Druck aus der Arbeitswelt auf die Erwachsenen steigt. Man sucht sich ein Ventil. Es gibt außerdem einen Hang dazu, komplexen Situationen mit einfachen Lösungen zu begegnen, das kennen wir aus den sozialen Medien. Dann sind Schiedsrichter oder Gegner an allem schuld. Egoismus und Individualismus nehmen zu, das eigene Kind gilt als bedingungslos schützenswert.“

Als er angefangen habe, berichtet Paffrath, habe es in Deutschland 80.000 SchiedsrichterInnen gegeben. Derzeit seien es nur noch 56.000. „Auch das hat mit der Ego-Kultur zu tun.“ Weniger Lust auf Ehrenamt, weniger Zeit, mehr Individualismus. Und auch: Sorge vor Aggression. Was Paffrath sagt, hört man von vielen Vereinsvertreterinnen. Aber steigende Gewalt, stimmt das? 109 Vorfälle von Gewalt und Diskriminierung nennt der Vorsitzende des Schiedsrichterbereiches für Berlin, Jörg Wehling, für diese Saison, davon 53 gegen Schiris, das sei ein Anstieg gegenüber der Vorsaison. Zu langfristigen großräumigen Tendenzen gibt es jedoch fast keine Daten, und wenn, sagen sie eher anderes. Die Forscherin Thaya Vester, die 2011/12 und 2016/17 SchiedsrichterInnen in Baden-Württemberg befragte, ermittelte, dass Gewalt gegen Schiris dort auf konstantem Level blieb. Subjektiv fanden sogar mehr Befragte, die Lage habe sich verbessert.

Eine Studie von 2013, bei der annähernd 5.000 RegelhüterInnen deutschlandweit befragt wurden, kam auf etwas schlechtere Werte bei Beleidigungen und Drohungen; aber

> **Kulturelle und soziale Spannungen, Vorurteile oft weißer Schiedsrichter. Es ist ein Minenfeld**

die Mehrheit der Befragten erlebte selten Beleidigungen und war noch nie Opfer körperlicher Gewalt geworden. Dennoch: insgesamt führten die StudienteilnehmerInnen 587 Androhungen körperlicher Gewalt, 87 Morddrohungen und 295 versuchte tätliche Angriffe auf. Ältere Zahlen fehlen.

Die Studie von 2013 schreibt auch: es werde mehr gesprochen über Gewalt als früher. Sie werde weniger akzeptiert. Sie ist durch Handyaufnahmen und soziale Medien sichtbarer, und durch Onlineberichterstattung verbreitet sich ein lokaler Fall aus Hessen bis nach Berlin. So könnte es sein, dass Gewalt gegen Schiris in Deutschland gefühlt zunimmt, tatsächlich aber konstant bleibt oder gar sinkt. Belegen lässt sich noch wenig. Vielleicht wäre der Streik dann eher ein Zeichen dafür, dass man mehr spricht heute. Es gibt allerdings auch Dinge, wo Sprache an Grenzen stößt. Wie im Fall Al-Dersimspor.

Erdal Güncü will gar nicht so viel über den Schiri-Streik reden. Der sportliche Leiter von Al-Dersimspor, früher Trainer des Teams und ebenfalls Lehrer, möchte vor allem darüber sprechen, dass sich sein Verein ungerecht behandelt fühlt. „Insgesamt fühlt es sich so an, als ob wir der Hauptschuldige seien für den Streik, was eigentlich nicht stimmt. Wir wurden sehr viel in den Medien klein gemacht.“ Der Angriff gegen Stefan Paffrath, natürlich sei das nicht in Ordnung. „Wir waren sehr schockiert, wir haben alle schlecht geschlafen.“ Aber die Schlagzeilen täten ihnen unrecht. Dass die Verantwortlichen Schlimmeres verhinderten, dass es im Verein seit 2013 keinen größeren Vorfall gegeben habe, sei kaum erwähnt worden. Und oft schwingt der Vorwurf mit: weil sie BSV Al-Dersimspor heißen, und nicht Frohnauer SC. „Es ist immer nur von Migrantenvereinen die Rede. Für die Boulevardpresse und die Populisten ist das ein gefundenes Fressen.“ Von Spielabbrüchen wegen Teams mit deutschem Namen rede in Berlin keiner.

Die Hauptstadt steht häufig an der Spitze, was Gewalt im Amateurfußball angeht. Und in der Berlin-Liga, so sagt es Güncü, stehen von vier türkisch geprägten Vereinen drei weit unten im Fairplay-Ranking. Warum ist das so? Und wie darüber sprechen? Kulturelle Unterschiede, gesellschaftliche Spannungen und Frustration, Vorurteile oft weißer Schiedsrichter, es ist ein Minenfeld.

Es gibt noch eine Ebene der Partie gegen Frohnau. Stefan Paffrath sagt: die Spieler von Al-Dersimspor hätten geglaubt, sie würden von ihm rassistisch benachteiligt. Er berichtet von Facebook-Hasskommentaren und Drohbriefen gegen seine Person, von Kommentaren, der Verband wolle migrantische Vereine nicht haben. Ihn, den Ehrenamtler und Lehrer, kränkte „der Nazi-Vorwurf“. Er räumt aber ein: „Natürlich kommen Vorurteile bei Schiedsrichtern vor. Mir sind oft Kommentare unter Kollegen begegnet wie: schon wieder der und der Verein. Oder: du musst dahin? Na dann mal viel Spaß. Das ist immer an der Grenze zur Voreingenommenheit.“ Über Rassismus bei Schiedsrichtern wird fast nie gesprochen, ein Bewusstsein fehlt.

Auch Erdal Güncü sagt, sie hätten Hassmails bekommen. Von anonymen Rechten. Den Rassismusvorwurf, sagt er, habe es seitens der Spieler nicht gegeben. Doch zugleich spricht aus vielen Sätzen Güncüs Kränkung über anderweitig erlittenen Rassismus. „Der Rechtsruck findet sich auch auf dem Platz“, berichtet er. Er erzählt von diskriminierenden Provokationen durch gegnerische Trainer, von aus seiner Sicht überharten Schiedsrichtern, die beim ersten Foul bei türkischstämmigen Vereinen Gelb ziehen würden, vielleicht aus eigener Unsicherheit, weil in einigen türkisch-deutschen Teams „zugegeben etwas mehr diskutiert wird“. Aus seiner Sicht erkläre dies das Fairness-Ranking. „Die Schiedsrichter haben einen Anteil am Problem.“ Zugleich dürfte ein solches „Wir gegen die“ eine trotzige Opferhaltung bei den Spielern verschärfen, ist möglicherweise auch zu vereinfachend. Die sozialen Spannungen halb Berlins in einem Spiel, die Gemengelage ist kompliziert.

Der Berliner Fußball-Verband hat angekündigt, auf die Forderungen der Schiedsrichter einzugehen, verpflichtende Ordner und professionellere Sportgerichtsbarkeit könnte es geben. Am 16. November sollen Maßnahmen beschlossen werden. Auch Erdal Güncü sagt, er finde es gut, dass die Schiedsrichter streiken. „Jetzt muss von Verband und Vereinen was passieren.“ Vielleicht wichtiger noch: der BSV Al-Dersimspor und Stefan Paffrath haben sich auf Maßnahmen geeinigt. Er wird im Verein eine Regelschulung geben, persönlich, auch, um „glaubhaft zu machen, dass ich kein Nazi bin“. Und gemeinsam werden die Schiedsrichter-Lehrgemeinschaft Kreuzberg und möglichst viele Mitglieder von Al-Dersimspor ein mentales interkulturelles Coaching absolvieren, Paffrath hatte das vorgeschlagen. „Ich fand es gut, dass er auf uns zugegangen ist“, sagt Erdal Güncü. Mehr interkulturelle Kompetenz, Vorurteile abbauen, Verständnis lernen, das fordern beide. Das gemeinsame Engagement, das ist spürbar, ist noch wackelig, die Gräben tief. Das Spiel, über das alle schrieben, hat aber möglicherweise tatsächlich einen bemerkenswerten Nachklang gefunden: es wird aufeinander zugegangen. Vielleicht ein Vorbild.

Foto: privat

VOM WORT ZUR TAT

Jakob Lochner aus Leipzig, Teilnehmer des taz Panter Workshops im November 2017:

»Während des Panter Workshops werden aus 20 Leuten und 100 Ideen eine Gemeinschaft, vier Seiten Gedrucktes und viele wertvolle Erfahrungen.«

Journalistenausbildung machen viele. Wir nicht. Der taz Panter Stiftung geht es um die grundsätzliche Förderung von Journalismus. Wir holen jährlich 80 junge Menschen in unsere taz Akademie, um ihnen zu vermitteln, dass es ohne unabhängigen Journalismus keine Demokratie gibt.

BITTE UNTERSTÜTZEN SIE UNS! JETZT SPENDEN: TAZ.DE/SPENDEN

taz panterstiftung GLS-Bank Bochum | BIC GENODEM1GLS | IBAN DE97 4306 0967 1103 7159 00
Weitere Infos: stiftung@taz.de | Tel. (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/stiftung

Ruhm und Preis dem Rais!

Lobet alle laut und lang den Herrn der Türken, den großen Staatenlenker, den unfehlbaren Weisen und wohlriechendsten Weltführer Recep Tayyip Erdoğan

Von **Peter Köhler**

Illustration: Michael Holtschulte

Ja, er ist der Größte, Beste und Schönste! Recep Tayyip Erdoğan, der Führer der Türkei seit bald siebzehn Jahren, der Herr Kleinasiens und Schutzpatron aller Turkvölker des Universums!

Erdoğan der Prächtige, Erdoğan der Mächtige: Sein Lob ertönt auf allen Kanälen seines Riesenlandes, ihm zu Füßen liegen die Menschen, soweit sie Türken sind. Ihn und nur ihn und ihn allein loben sie, wenn sie das Recep-Tayyip-Erdoğan-Stadion in Istanbul betreten. Ihn preisen sie, wenn sie in derselben Stadt durch die Recep-Tayyip-Erdoğan-Gärten flanieren. Ihn rühmen sie, wenn sie durch den Recep-Tayyip-Erdoğan-Park in Ankara lustwandeln. Und verzückt rufen sie seinen Namen, wenn sie an der Recep-Tayyip-Erdoğan-Universität in Rize studieren dürfen: in Rize, das sich schmeicheln darf, die Heimatstadt von Erdoğans Vater Ahmed zu sein, der wie Er den Namen Erdoğan tragen darf. Und Rize ebenbürtig sind Teheran und Seoul, denen Recep Tayyip „Ehrenbürger" Erdoğan mit ihm sich zu schmücken die Gunst gewährt hat.

Und doch ist Recep Tayyip Erdoğan bescheiden, bescheiden wie kein anderer. Die von ihm errichtete dritte Bosporusbrücke wurde nicht nach ihm benannt, sondern nach Sultan Selim I., der das Kalifat nach Istanbul brachte. Der von Erdoğan erbaute Präsidentenpalast in Ankara trägt nicht den Namen „Recep Tayyip Erdoğan", sondern heißt so nach „Präsident Recep Tayyip Erdoğan"; auch nimmt die Architektur des Palastes Anleihen bei der Seldschuken-Dynastie auf, nicht bei Erdoğans Elternhaus im Istanbuler Stadtteil Kaşımpaşas.

Am 26. Februar 1954 war der mindestens 1,90 Meter lange Präsident Recep Tayyip Erdoğan dort als Kind armer Leute erschienen und wurde gleich als „Koran-Nachtigall" angehimmelt, als das Goldstück auf die religiöse Imam-Hatip-Schule ging – lange bevor sich der Augenstern und Liebling Allahs der Welt zuwandte und 1981 am Institut für Wirtschafts- und Verwaltungswissenschaften der Marmara-Universität ein Diplom erzielte. Zwar hieß das Institut erst 1982 so, kamen Dekan und Rektor, die die Urkunde unterschrieben, auch erst 1982 ins Amt, gab es die Schrifttype, in der sie ausgefertigt wurde, 1981 nicht und war Erdoğan sowieso Angestellter der Istanbuler Nahverkehrsgesellschaft in Vollzeit – alles richtig und vier Beweise für Recep „Wundertäter" Erdoğans Auserwähltheit!

> Erdoğans Haut ist faltenfrei, und seine Füße sind eben und fest wie der Brustpanzer einer Schildkröte

Sie ist auch der Grund, warum Recep „die Leuchte" Erdoğans Wissen das menschliche Maß übersteigt. So lehrte der Begnadete am 15. November 2014 die Welt, dass die Muslime bereits 1178 Amerika erreicht hatten; und Recep „der Seher" Erdoğan weiß auch, dass sie viel früher schon den Mond entdeckt hatten.

Ja, mit seinen Wundergaben könnte Erdoğan ein Auto ohne Fahrgestell und Karosserie entwickeln, dem der Motor fehlt, woran heute selbst die besten Ingenieure des Erdballs vergeblich tüfteln; zu wenig aber für einen Recep „Einstein" Erdoğan, der lieber aus dem einen Raum die tausend Räume seines Präsidentenpalasts schuf, ohne dass ein einziger dieser Räume gekrümmt wäre. Natürlich wäre es Alleskönner Erdoğan auch ein Leichtes, die Steine Anatoliens in Juwelen zu verwandeln! Doch „das Genie vom Ararat" begnügt sich damit, eine neue Erde zu erschaffen, ein neues Paradies.

Recep Tayyip Erdoğan der Große wird die Türkei wieder zur Vormacht des Islam machen, wird die Brüder auf der Krim, im Kaukasus, in Aleppo und Mossul, auf dem Balkan und überall im Sonnensystem erwecken und in sein neu begründetes Kalifat führen. Über Jerusalem wird wie über allen Planeten wieder die Fahne Osmaniens wehen, und der Schandvertrag und Schmachfrieden von Lausanne 1923 wird in den Staub getreten werden!

Dann regiert Recep „Schnabelschuh" Erdoğan als Vater aller Mütter auch die Schwestern dieser Brüder, und eine neue Zeit beginnt auf der Erdscheibe. Erdoğan der Süße wird regieren, und wo er hintritt, wächst Gras. Der Holde wird die Morgenfrische kommen heißen und die feuchte Abendkühle rufen, so Ochs und Esel, Mensch und Tier sich erquicken, laben und letzen gleich ihm. Die Tage sind Tage des Glückes, die ungeschlachte Nacht aber wird für immer Vergangenheit sein.

Aber noch ist es nicht Recep „Honigstimme" Erdoğan, der eine gartenschöne Welt in seiner Hand hat. Noch tut Recep der Granitene not, die stahlharte türkische Zeder, der Herr der wilden Hörner vom Schwarzen Meer!

Heiliger Hass auf die kemalistische und laizistische Oberschicht befeuerte den Präsidenten schon mit zehn, elf Jahren, wenn er auf der Straße Lebensmittel verkaufte und zum Charismatiker wurde. Der Tribun der Gedeckelten, der Patron der Angeschmierten und Buchhalter einer Wurstfabrik schloss sich deshalb der Nationalen Heilspartei, anschließend der Wohlfahrtspartei, dann der Tugendpartei und am Ende der Partei für nationales Heil, Wohlfahrt und Tugend an, der AKP, die genau genommen „Partei für Gerechtigkeit und Aufschwung und Erdoğan" heißt.

„Minarette sind Bajonette, Moscheen Kasernen, Gläubige Soldaten", zitierte Recep „Geistesmensch" Erdoğan 1997 den Dichter Ziya Gökalps. Aber Erdoğan ist nicht bloß ein Gigant des Gehirns, sondern auch ein Titan der Tat! Seit bald siebzehn Jahren und besonders seit dem Jahre des Segens 2015 überrollt Recep „Donnerkeil" Erdoğan die Feinde, reißt den Abtrünnigen die Köpfe ab und wird auch die Kurden zerstückeln, bis sie endlich gelernt haben, ihn zu lieben. Dann aber wird Recep „Allererbarmer" Erdoğan Gnade walten lassen wie bei dem sowieso nicht korrupten Herrn Necmeddin Bilal, der sein Sohn ist; nur darin besteht Erdoğans Mitwissen.

Denn Recep „Wohlgeruch" Erdoğan ist rein. Er steht über dem Gesetz wie alle, die an ihn glauben und ihm, Recep Tayyip Erdoğan dem Herrlichen, folgen. Seht: Erdoğan ist der Freund aller Menschen, wenn es welche sind. Seine Haut ist faltenfrei, und seine Füße sind eben und fest wie der Brustpanzer einer Schildkröte. Seine Haut glänzt wie Gold, und kein Staub und Schmutz vermag an ihr zu haften. Stehend misst er inzwischen drei Meter und kann mit beiden Handflächen den Himmel berühren.

Lob und Preis also der Zierde des Bosporus, der Blüte Anatoliens und der Morgenröte Osmaniens! Ja, Recep „Osman" Erdoğan ist das Licht des Orients, das tausend Sonnen überstrahlt, Erdoğan der Riese, der Rais, der Tausendpfünder! Recep „Sultan" Erdoğan, Recep „Kalif" Erdoğan: Möge er bald ewig leben!

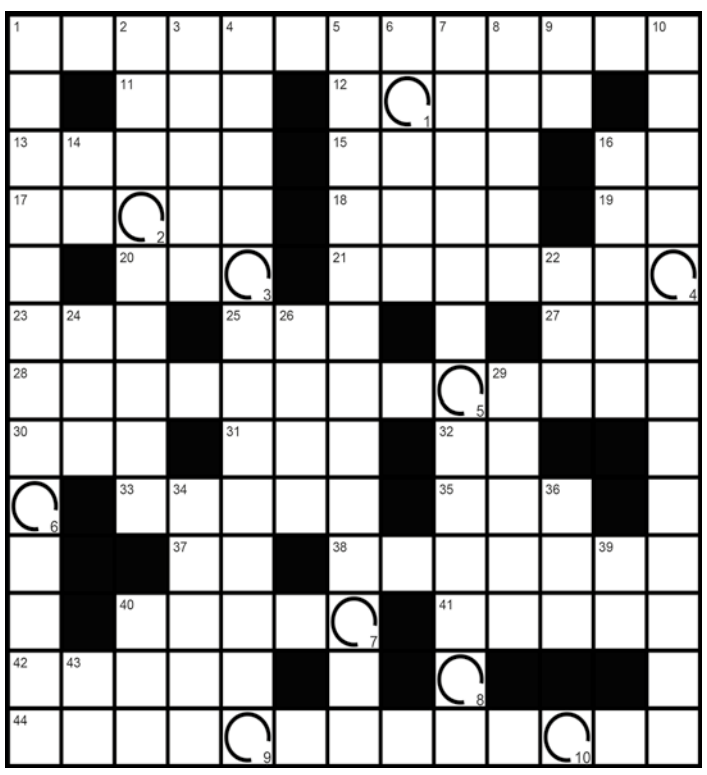
gurke der woche

Am Mittwoch war **Putin bei Orbán,** und die Budapester Zeitung *Homer* ... Quatsch, *Nepszava* kommentierte den Besuch so: **„Ungarn macht sich zum Trojanischen Pferd des Kremls."** Wenn Ungarn das Pferd ist, dann ist Brüssel Troja und Putin Odysseus. Dann begibt sich Putin auf eine **ewig lange Odyssee** und stirbt zuletzt laut Ayschilos, weil sein Kopf vom **herabfallenden Kot eines Reihers** getroffen wird. Ein homerisch schöner Tod für Putin. Aber was ist eigentlich Orbán? **Der Pferdeapfel?**

das wetter

Auf dem Amt

Als er ihr seine Visitenkarte überreichte, stutzte Gitti Hirmler. Ihr waren ja schon einige Berufsbezeichnungen untergekommen – einer hatte sich „Privatgelehrter" genannt, ein anderer „Spezialist" und ein dritter wies sich tatsächlich als „Portweinpapst" aus. Aber was auf Tjard Wilburs Visitenkarte stand, war selbst ihr neu: „Zeitreisender". Als Sachbearbeiterin im Amt für lebensnotwendige Glückszustände musste sich Gitti Hirmler leider jede Ironie verkneifen, sonst hätte sie Tjard Wilbur, so wie sie es in ihrer Freizeit gern tat, mit spitzer Zunge gefragt: „Wohl bei Dr. Who gelernt, oder was?!" So überreichte sie dem „Bürger Wilbur" nun, ohne mit der Wimper zu zucken, das Formblatt Z/7/85. Damit wäre er die nächsten drei Stunden beschäftigt, durfte er doch seine derzeitigen Glücksverhältnisse angeben. Auch eine Art Zeitreise, lächelte Gitti Hirmler in sich hinein.



Wahres Rätsel 373 von RU

Die Ziffern hinter den Fragen zeigen die Buchstabenanzahl.

1. Der majestätische Wiesenknarrer (13); Sie wird von der Zwischenadresse veranlasst (13)
2. Dabei ist meistens einer der Dummy (9)
3. Amelie Glienke zeichnerisch (5)
4. Ohne die weder Dramen noch Komödien, es sei denn sie sind real (13)
5. Eine Domäne oder das Ganze, was ein Ministerpräsident unter sich hat (13)
6. Tätigkeit beim Hausputz oder Unterwerfen (5)
7. Alles, was mit dem 18 zu tun hat (13)
8. Prinzesslicher Strörfaktor (5)
9. Halber Artikel (2)
10. Den schreibt der Hirte seinen Schäfchen (13)
11. Wer sich so verhält, kann Betroffene vor Wut kochen lassen (3)
12. Heller, Schürrle, Breitenreiter (5)
13. Das Bild, das selten stimmt (5)
14. Meines Erachtens bereits geraten (Abk.) (2)
15. Hochmütiges Schwermetall? Erzmäßig verbunden mit dem gequälten Vater (4)
16. Buddhas Verlautbarung (2); Klassisch überdachte Form der 4 (5)
17. Elons Stromer auf den Spuren von Nikola (5)
18. Cäsars Zahn (4)
19. Deutsch für digitale Briefe (2)
20. Er muss mal musikalisch eingeschlagen haben (3)
21. Erpels Protonachwuchs (7)
22. Zeitbezogene Nullmengenangabe (3)
23. Den geb ich gern, löse einfach! (3)
24. Der Fisch am Ortseingang von 48° 50' 13", 10° 5' 44" (3)
25. Des Seiens antike Endung (3)
26. Auch sie könnten in Österreichs nächste Regierung kommen (4)
27. Teilchen mit eigenem Meer (3)
28. Käse, Fleisch und Alkohol sind vom Ph-Wert stark so *seedauerblind* (13)
29. Spätmittelalterliche Art Regierungspräsident in des Landesherren Diensten (5)
30. Rhönfelsen Entsprungene will zur Streu (3)
31. Wind im Einzelnen (3)
32. Gold da oder oder dort (2)
33. Kann man so einem Konzern überhaupt vertrauen? (5)
34. Das Erdzeitalter hat sogar ein eigenes Alpengebiet (5)
35. Westindisches Hippieparadies (3)
36. Der biblische König in der Filmrolle (3)
37. Anruf wird mit 23 zur zweitgrößten in Afghanistan (2)
38. Film oder Roman in gefräßig-gefährlicher Aufmachung (7)
39. Wird mit 43 zu hungrigem Bibelmann (2)
40. Eines ihrer Symbole ist ein neunzackiger Stern (5); Mad cow desease (Abk.) (3)
41. Ihre Mitarbeiter waren meist inoffiziell (5)
42. Mike und Thomas in Superform (5)
43. Wehlaut (2)
44. Umschlagplatz für Dinge (13)

Umlaute sind nicht zugelassen. Die Buchstaben in den eingekreisten Zahlenfeldern ergeben in geänderter Reihenfolge das Lösungswort: Schwerelose Gemütslage (10)

Auflösung vom 26. 10. 2019: **ZUCKERTUETE**
1 ERZKATHOLISCH, ERDERWAERMUNG; 2 ZWEIG; 3 KASSE; 4 AUE; 5 HIMMELSOBJEKT; 6 OBOEN; 7 LEDIG; 8 IRENE; 9 SOLE; 10 HUEHNERBRUEHE; 11 WAU; 12 IBERO; 13 DIESELMODELLE; 14 IRE; 15 ERIS; 16 MEINE; 17 REGENMENGE; 18 NOIR; 19 MET; 20 ON, ODE; 21 OEL; 22 ADE, AMOK; 23 ARBEITSZIMMER; 24 RYE; 25 BRETT; 26 EIS; 27 IDA; 28 MACHE; 29 EYRIR; 30 DAO; 31 REES; 32 ABSACKER; 33 SAH; 34 EREC; 35 JA; 36 UNTERNEHMENDE; 37 NOE; 38 ETE; 39 NAH; 40 MAP; 41 NEU; 42 NO; 43 TEAK; 44 GEFECHTSPAUSE
Gewinner: Gerard Eikerling, Lebach; A. Pietsch, Leipzig; Conrad Vietzke, Norderstedt
Zu gewinnen gibt es je ein Buch eines taz-Autors oder einer taz-Autorin. Schicken Sie das Lösungswort bitte bis zum Einsendeschluss am 6. 11. 2019 (Datum des Poststempels) per Postkarte an: taz, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, oder per E-Mail an: raetsel@taz.de. Der Rechtsweg ist wie immer und für alle Ewigkeit ausgeschlossen.

KONTEXT:
WOCHENZEITUNG

Das Onlinemagazin
aus Stuttgart

WWW.KONTEXTWOCHENZEITUNG.DE

AUSGABE
448

SAMSTAG, 2. NOVEMBER 2019

REDAKTION@KONTEXTWOCHENZEITUNG.DE

WIRT
SCHAFT

Nutzlos im Stau: Elektrogeschoss mit über 700 PS, in neun Sekunden auf 200. Foto: Joachim E. Röttgers

Ufos über Zuffenhausen

Sind die Chefs von Daimler, Porsche, VW und BMW alle grün geworden? Beim Autogipfel des „Handelsblatts" hätte man diesen Eindruck haben können. Wären da nicht die ungläubigen Demonstranten gewesen.

Von Josef-Otto Freudenreich

Das weiße Auto steht auf dem Dach des Museums. Es könnte als Ufo vom Himmel gefallen sein. Männer in dunklen Anzügen umkreisen es, knien am Heck nieder und schauen, ob da wirklich keine Auspuffrohre sind. Nein, da sind keine zu sehen. Der Porsche Taycan ist ein Elektroauto mit 761 PS, in 2,8 Sekunden von Null auf Hundert, Höchstgeschwindigkeit 260 km/h, Kaufpreis zwischen 105.000 und 185.000 Euro, mit Extras auf der Kostenskala nach oben offen.

Im Konferenzsaal, von dem aus man das Ufo-Auto sehen kann, werden die Gäste mit einem Werbefilm auf den Auftritt von Hausherr Oliver Blume (51) eingestimmt. „Wir sind die, die kein Mensch braucht", spricht eine sonore Stimme aus dem Off, „aber jeder will". Der Chef des Unternehmens hat es eine Nummer kleiner und schränkt ein, dass das nicht für Frau Merkel gelte, die sein Angebot, den Taycan als Testwagen zu fahren, abgelehnt habe. Außerdem könne man selbst mit diesem Fahrzeug die Welt nicht retten. Das stimmt auch wieder.

Irgendwie ist diese Relativierung beruhigend zu hören in jenen drei Tagen, in denen Blume & Co. auf den „Autogipfel 2019" in Stuttgart-Zuffenhausen gestiegen sind. Sonst wäre man noch vom Glauben abgefallen. Kein Autoboss wollte nicht nachhaltig sein, jeder so schnell wie möglich klimaneutral werden, selbst als die Professorin vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, Claudia Kemfert, für Tempo 130 und kleinere Autos plädierte, murrte keiner. Als hätte jemand die Devise ausgegeben, rhetorisch abzurüsten, um der wachsenden Gegnerschaft nicht weitere Munition zu liefern.

Beim „Handelsblatt" sind die Autobosse in guter Hand

Eingeladen hat das „Handelsblatt", das eine Branche entdeckt hat, die sich gerade „neu erfindet", im Gegensatz zum „Spiegel", der sie auf seinem Titel „Von 100 auf null" fahren lässt. Mercedes-Fahrer Günther Oettinger darf dort sogar sagen, Daimler, Audi oder BMW könnten zu „Zulieferern für Datenkonzerne wie Google" degradiert werden. Hier liegt in der Tat ein gewisser Widerspruch in der Bewertung vor, aber es ist auch ein Unterschied, ob man als Gastgeber oder als Kritiker auftritt. Beim „Handelsblatt", das zum Stuttgarter Holtzbrinck-Konzern gehört, waren die Sponsoren und Kooperationspartner von Daimler, Porsche, VW, Audi und Opel in guten Händen. Nein, es musste nicht über Dieselskandale gesprochen werden. Es genügte, voll elektrisch zu sein beziehungsweise es werden zu wollen. Allerdings mit der bangen Frage verknüpft: „Bleibt der Fahrspaß zukünftig auf der Strecke?"

Man könnte jetzt Oliver Zipse (55) herausgreifen, der seit August BMW-CEO ist und sagt, dass sein Unternehmen schon seit 2013 auf „E" setzt. Sprich, schon immer gewusst hat, dass die Batterie kommt. Das hat er kürzlich erst mit dem Bürgermeister Chen von Peking besprochen, „auf Augenhöhe", wobei er nicht den Rang meint, sondern die fachliche Kompetenz des Mannes. Der Chinese ist technologisch top. Aber Zipse ist ja nicht allein.

Auch Ola Källenius (50), der neue Daimler-Chef, fährt quasi alternativ, mit einem Plug-in-Hybrid. Das ist eine Mischung aus Elektro und Benziner, die noch nötig ist, weil Mercedes elektrisch hinterherhinkt und nur ein Modell in der EQ-Familie hat, welch selbiges, so mosert das „Manager-Magazin", „eher ein Schnellschuss" sei. Das ändert freilich nichts daran, dass der Schwede Mercedes grüner und bis 2039 CO_2-neutral machen soll. Das Pariser Klimaschutzabkommen sei ihm eine Verpflichtung, sagt Källenius. Den Druck aus Brüssel kennt er auch.

Schrempp hätte so weichgespültes Zeug nie erzählt

Der eingangs erwähnte Oliver Blume sollte, möchte man meinen, eigentlich die größten Probleme mit der Ergrünung des Autos haben. Gerade an diesem Ort, an dem die PS-Protzerei unter einem Dach versammelt ist. Würde jemand die Pferdestärken hier zusammenzählen, würde er (eine Frau käme wohl nicht auf die Idee) auf Abertausende kommen. Allein der Porsche 917 Spyder hat 1.200 PS und fuhr in 2,1 Sekunden von Null auf Hundert, bis ihn die Ölkrise 1974 stoppte. Aber was sagt Blume? Er könne sich einen Porsche sogar ohne Geräusch vorstellen. Seine Kinder bräuchten das nicht mehr.

Da ist, bei aller PR-Lyrik, etwas passiert. Unvorstellbar, dass breitbeinige „Petrol-Heads" wie Jürgen Schrempp, Wendelin Wiedeking, Ferdinand Piech oder auch Dieter Zetsche so ein weichgespültes Zeug erzählt hätten. Ihre Nachfolger sind nicht mehr die Rampensäue, die Hochzeiten im Himmel verkünden, oder sich mit Arnold Schwarzenegger vor der G-Klasse, einer Art Super-SUV, mit Stetson und Schnapsglas präsentieren. (Wobei sich der Terminator als Elektrik-Fan herausstellen sollte). Sie sind leiser und freundlicher und können sich sogar vorstellen, wie BMW-Zipse, dass man in der Stadt – „zurecht" – ohne Auto leben kann.

Einmal abgesehen davon, dass keiner von ihnen die Performance auf die Bühne brächte, die den Altvorderen zur Ausstellung ihres Egos diente, sind sie einfach jünger, weniger autoritär, wenn auch nicht minder hart, aber durch die äußeren Umstände davor gefeit, Allmachtsphantasien zu entwickeln. Die Verfassung der deutschen Autoindustrie ist halt nicht so, dass sie sich als Stolz der Nation aufspielen könnte, made in Germany ist kein automatischer Türöffner mehr in der Welt, Trump und Johnson drohen. Und das heilige Blechle ist ziemlich profan geworden. Es ist laut und stinkt. Immer noch.

Vor der Tür wird Klartext geredet – vor allem von Resch

Natürlich nicht im Museum, wo rund 300 Gäste à 1.600 Euro Teilnahmegebühr ihre Leckereien neben blankgewienerten Porsches verspeisen, und sich manch einer darüber lobend äußert, nachdem er auf der Internationalen Automobilausstellung (IAA) in Frankfurt bei VW nur vegane Burger gekriegt hat. Das hat zur Verkündigung der Serienproduktion des Elektro-Volkswagen ID 3 gepasst, die am 4. November stattfinden und den Auftakt zumindest der Klimarettung bilden soll.

Draußen vor den Türen, die zusätzlich durch Sperrgitter gesichert sind, findet das gepflegte Ambiente keine Fortsetzung. Zwei Kletterer von Robin Wood hängen ein meterlanges Transparent zwischen zwei Laternenmasten auf, auf dem zu lesen ist, dass saubere Autos eine dreckige Lüge seien. Die Klimaaktivisten von „Kesselbambule", BI Neckartor, „Extinction Rebellion", SÖS, attac, Anstifter, „Ende Gelände" und „Fridays for Future" geißeln das „Kartell der Klimakiller", den Taycan als „ökologischen Hirnriss", und in toto das „kriminelle System". Das schweißt zusammen.

Mitten drin steht Jürgen Resch, der medial mal „Öko-Antifa", mal „Umwelt-Krieger" ist, auf einem Anhänger, den Wendelin Wiedeking mit seinem Traktor hergefahren haben könnte. Der Geschäftsführer der Deutschen Umwelthilfe (DUH) ist das personifizierte Feindbild der Autoindustrie, und sei, so heißt es, von selbiger gebeten worden, sich zu mäßigen. Der Bitte mag Resch nur in begrenztem Maße folgen, wie in der von Kontext nachgedruckten Rede zu lesen ist. „Hier feiert die Elite sich und ihre Stadtpanzer", ruft er zum Museum hinüber, „immer größer, immer schwerer, jeder Dritte ist ein SUV". Für ihn sind sie Stadtpanzer, die „mit 200 gegen eine Betonwand" rasen – „und die Profite sichern". Er selbst fährt einen Tesla 3.

Der gebürtige Plochinger, Jahrgang 1960 und weißhaarig, könnte auch als evangelischer Pfarrer durchgehen. Er ist bei Gott kein Volkstribun, nur verdammt beharrlich, wenn es um seine Sache geht: den Klimaschutz. Sein früherer politischer Freund Winfried Kretschmann kann ein Lied davon singen: Wenn der grüne Ministerpräsident im Diesel-Streit nicht aufpasst, könnte es sein, dass irgendjemand von der Landesregierung im Knast landet. Seitdem sind die beiden keine Freunde mehr. Im Staatsministerium ist Resch eine Persona non grata.

Die Elite im Porsche-Museum ist offener. „Handelsblatt"-Chefredakteur Sven Afhüppe hat seine Reporterin Ina Karabasz vor den Eisengittern stehen und lässt in den Saal berichten. „Ich finde es wichtig, dass man diesen Dialog eingeht", kommentiert Hausherr Blume den virtuell verbreiteten Demonstranten Resch. Eine wirkliche Erleichterung erfasst die Versammlung von 95 Prozent Anzug tragender, krawattenloser Männer jedoch erst, als die Reporterin am Freitag, 25. Oktober, um 15 Uhr verkündet: Sie kommen raus! Die Polizei hat die Blockierer von „Kesselbambule" weggeräumt.

DEBATTE

Größer, schwerer, schmutziger

Der Chef der Deutschen Umwelthilfe glaubt nicht an die Grünwerdung der deutschen Autoindustrie. Als besonders skandalös kritisiert er die „Stadtpanzer" von Porsche und Daimler. Einer davon passe nicht mal in eine Waschstraße.

Von Jürgen Resch

Jedes dritte neu zugelassene Auto ist heute ein SUV. Volkswagen erklärt offiziell, dass bis 2025 jedes zweite Auto ein SUV sein soll. Dasselbe Unternehmen lässt sich feiern als Elektro-Pionier. Der Deutschen Umwelthilfe vorliegende VW-Strategiepapiere belegen aber, dass bis 2025 jedes Jahr mehr Autos mit Verbrenner-Motor verkauft werden sollen. Das zeigt sich nicht nur an der geplanten Steigerung von Benzin- und Dieselfahrzeugen, sondern auch daran, dass die SUV-Modelle von 13 auf 30 anwachsen sollen.

Nach Angaben der Internationalen Energieagentur (IEA) stiegen die CO2-Emissionen der weltweiten SUV-Flotte seit 2010 um 0,55 Gigatonnen auf rund 0,7 Gigatonnen. Damit leisteten die SUV-Stadtpanzer den zweitgrößten Beitrag zum Anstieg der weltweiten CO2-Emissionen seit 2010, nur der Ausstoß des Energiesektors stieg in diesem Zeitraum noch stärker an. (…)

Wer es groß mag, aber keine zwei Parkplätze für einen Renn-Kleinlaster zur Verfügung hat, kann sich auch für den im Dezember auf den Markt kommenden neuen Mercedes GLS entscheiden. Er wird der größte deutsche SUV aller Zeiten sein. Er ist so breit, dass er nicht in die Waschstraßen-Fahrspur passt. Daher hat Mercedes seine besten Ingenieure damit beauftragt, eine Weltneuheit zu konstruieren: Der GLS hat einen speziellen Waschstraßen-Schalter: auf Knopfdruck knicken die Räder O-beinig nach innen. (…)

Vier Jahre nach Dieselgate müssen noch immer elf Millionen betrogene Dieselbesitzer mit schmutzigen Autos herumfahren. Die Abgase ihrer Diesel vergiften unsere Atemluft und machen krank. Porsche hat dabei die Pole-Position: Ich hatte mich im November 2018 mit Porsche-Chef Blume getroffen und konkret von ihm gefordert: Legen Sie alle eingesetzten betrügerischen Abschalteinrichtungen bei ihren Porsche-SUVs offen, rufen sie alle Porsche-Diesel zurück und reparieren Sie die Abgasanlage. Er versprach mir, dies kurzfristig zu prüfen. Nichts geschah. Mit vollem Wissen über die eingesetzte perfide Abschalttechnik und der selbst im Vergleich zum Betrugsspitzenreiter Audi nochmals gesteigerten Abschalteinrichtungen und den daraus folgenden extremen Mengen giftiger Stickoxide betreibt er vorsätzliche Körperverletzung. Und er betrügt seine Kunden, die 100.000 Euro für ein angeblich sauberen Monster-SUV bezahlt haben.

Wir haben in den letzten Tagen in unserem Emissions-Kontroll-Institut den Porsche Cayenne 4.2 TDI EU 5 gemessen und neue absolute Messwerte festgestellt. 241 g CO2 – 2.146 mg NOx/km. Das ist sogar mehr als beim bisher schmutzigsten Audi A8, der Bundesministern und Ministerpräsidenten zur Verfügung gestellt wird.

Wie kommen so extrem hohe Werte zustande? Auf dem Prüfstand sind die Porsche-Diesel doch Musterknaben an Sauberkeit. Herr Blume bestritt mir gegenüber, dass Porsche illegale Abschalteinrichtungen verwende und daher die Fahrzeuge zurückrufen und reparieren lassen müsse. Ich habe ihn mit unseren Messungen im DUH-Abgasinstitut EKI und der gemeinsam mit dem „Spiegel" durchgeführten Untersuchung der eingesetzten Abschalteinrichtungen konfrontiert. Er beteuerte, dass dies alles so nicht stimme.

Der ungekürzte Text ist online nachzulesen auf www.kontextwochenzeitung.de.

Jürgen Resch.
Foto: Joachim E. Röttgers

POLITIK

Rechtsextremismus als Kerngefahr

Immer mehr staatliche Überwachung geht nur auf Kosten der grundgesetzlich geschützten Freiheitsrechte. Für die frühere Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP) sind dabei bereits „Grenzen des Erträglichen überschritten". Ein Gespräch darüber, was eine liberale Demokratie ausmacht, und was Abwehrrechte gegen den Staat mit der deutschen Vergangenheit zu tun haben.

Interview von Minh Schredle

Ex-Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger bei der Vorstellung ihres Buchs in Stuttgart.
Fotos: Joachim E. Röttgers

Sie ist lang, die Liste der Sicherheitsgesetze, die in den vergangenen Jahren ganz oder in Teilen als verfassungswidrig zurückgewiesen wurden: Vom Großen Lauschangriff, über den Abschuss entführter Passagierflugzeuge, der ausufernden Rasterfahndung und einer gemeinsamen Anti-Terror-Datei von Polizei und Verfassungsschutz bis hin zur anlasslosen Vorratsdatenspeicherung. Immer wieder hat das Bundesverfassungsgericht klar gemacht, dass die Bevölkerung nicht unter Generalverdacht gestellt werden darf. Dennoch bemühen sich PolitikerInnen verschiedenster Parteien regelmäßig darum, es den Sicherheitsbehörden auch ohne konkreten Verdacht zu ermöglichen, in privateste Sphären einzudringen und den äußersten Rahmen dessen, was die Verfassung zulässt, auszureizen. Eine der schärfsten KritikerInnen dieser Entwicklung ist Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, die nicht nur in ihrem Buch „Angst essen Freiheit auf" eindringlich appelliert, Grundrechte zu verteidigen.

Frau Leutheusser-Schnarrenberger, der Staat sei kein Erzieher, schreiben Sie in Ihrem Buch, und dass er keine Berechtigung habe, genehme Menschenbilder vorzugeben. Aber macht unser Grundgesetz nicht genau das, indem es Werte definiert, die nicht zur Debatte stehen?

Ja, es ist ein Wertefundament mit einem bestimmten Menschenbild, das ist richtig. Aber zu diesem Wertefundament gehört ja gerade auch, dass der Mensch sich frei entfalten können muss. Dass er nicht bevormundet werden darf. Aber eben auch, dass es bei der Freiheit des Einzelnen Grenzen geben muss. Weitgesteckte Grenzen zwar, aber wie ja der Grundsatz „Die Würde des Menschen ist unantastbar" zeigt, darf zum Beispiel Diskriminierung hier keinen Platz haben.

Stellen wir uns vor, eine Mehrheit wäre für den Abbau solcher Grundrechte wie den Minderheitenschutz – was aber nicht geht, weil sie von der Verfassung geschützt sind. Wäre das ein Konflikt für unsere Demokratie? Oder sogar undemokratisch?

Die liberale Demokratie, wie sie unser Grundgesetz schafft, ist keine reine Mehrheitsentscheidung. Das wird häufig fehlverstanden. Eine der großen Errungenschaften von 1949 ist es, dass sich auch politische Mehrheitsentscheidungen an bestimmten Grundrechten auszurichten haben und deswegen ein Minderheitenschutz unverzichtbar zur Demokratie gehört. Sonst könnte sich diese ja hin zu einem Mehrheitsdiktat entwickeln, und damit auch zu unterdrückenden Entscheidungen. Genau das soll mit dem Grundgesetz verhindert werden.

Als dies bei der Entstehung der Grundrechte verhandelt wurde, sei in den Parlamenten noch der „Geist der Freiheit" erkennbar gewesen, schreiben Sie bezogen auf die Sicherheitspolitik. Jetzt nicht mehr?

Hier geht es immer um die Frage, in welchem Verhältnis Sicherheit und Freiheit zueinander stehen. Für Innere Sicherheit zu sorgen, ist eine ureigene Aufgabe des Staates, nicht der Bürgerinnen und Bürger – das ist auch gut so, sonst würde sich ja jeder seine Bürgerwehr suchen. Aber der Staat muss sich bei seiner Sicherheitspolitik an den Grundrechten orientieren. Und dabei ist gerade eine Entwicklung zu beobachten, die doch immer wieder den Kern unserer Freiheitsrechte tangiert hat.

Gab es bei dieser Entwicklung entscheidende Wendepunkte?

Die erste Debatte, die gezeigt hat, wie groß dabei das Konfliktfeld sein kann, war die Notstandsgesetzgebung gegen den furchtbaren Terror der RAF. Da ist deutlich geworden, dass es Situationen geben kann, in denen konkrete Gefahren für Staatsinstitutionen oder für die freiheitlich-demokratische Grundordnung selbst einen Notstand rechtfertigen, mit entsprechenden Sonderbefugnissen für Sicherheitsbehörden. Aber schon damals gab es den Standpunkt, dass ein Notstand kein Vehikel sein darf, um damit einen Normalzustand einzuführen. Mit seinem Urteil zum Großen Lauschangriff hat das Bundesverfassungsgericht dann 2004 deutlich gemacht, dass der Staat auch beim Vorgehen gegen die fürchterlichsten Gefahren an die Grundrechte gebunden ist.

Können Sie das ausführen?

Es ging um die Frage, unter welchen Bedingungen eine Wohnung elektronisch abgehört werden darf, die das Bundesverfassungsgericht zu einer sehr klaren Grenzziehung bewegt hat. Um gegen Organisierte Kriminalität vorzugehen, wollte der Staat in diesen Schutzraum hineinkommen dürfen und auch das Privateste unter Menschen abhören. Das Bundesverfassungsgericht entschied, diese Möglichkeit an strikte Vorgaben zu koppeln, sie einzudämmen und den Einzelnen vor willkürlichen Überwachungsmaßnahmen zu schützen.

Trotzdem gibt es immer wieder Bestrebungen, bei der Gesetzgebung an die Grenzen des Machbaren zu gehen, oft auch darüber hinaus. Sie haben eine Verfassungsbeschwerde gegen die Vorratsdatenspeicherung geführt, während Sie Justizministerin waren. Ist das nicht eine absurde Konstellation?

Da habe ich natürlich nicht in meiner Funktion als Justizministerin geklagt, sondern die Klage noch als Oppositionelle eingereicht. Wenn eine Regierung Entscheidungen trifft, dabei um den richtigen Weg ringt, und dann der Meinung ist, eine verfassungskonforme Regelung gefunden zu haben, kann ich als Teil des Kabinetts nicht ausscheren und sagen: Dagegen gehe ich jetzt juristisch vor. Deswegen bin ich ja 1998 als Ministerin zurückgetreten, bei meiner Klage gegen den Lauschangriff, die erfolgreich war.

Aber Sie haben das grundsätzliche Dilemma beschrieben. Mit der Entwicklung neuer Technik suchen Sicherheitsbehörden immer nach erweiterten Möglichkeiten zur Überwachung. Dadurch muss immer wieder neu ausgelotet werden, wie weit das gehen darf, das ist eine niemals enden wollende politische Auseinandersetzung. Da gibt es die Stimmen, die finden: „Das geht doch noch mit unserer Verfassung." Und eben die anderen, die einen Blick auf die Grundrechte haben, und sagen: „Nein, da muss doch schon viel eher eine Grenze gezogen werden."

Im Zweifel zieht diese Grenze dann das Bundesverfassungsgericht.

Ich bin schon, sage ich mal, besorgt, dass die Politik so oft ausloten möchte, wie weit sie gehen kann. Es gibt nämlich inzwischen so viele Entscheidungen, dass man eigentlich sagen müsste: „Das müssen wir nicht mehr austesten, halten wir uns doch einfach daran." Die anlasslose Vorratsdatenspeicherung ist ja das beste Beispiel, wo trotz eindeutiger Rechtsprechung auf nationaler und internationaler Ebene noch Versuche gestartet werden, das trotzdem durchzusetzen. Statt einfach mal zu sagen: „Jetzt machen wir eben das, was geht. Nämlich eine anlassbezogene und damit auch eingeschränkte Verwendung dieser Daten." Das macht die Auseinandersetzung ein bisschen mühsam, und auch das Bundesverfassungsgericht ist nicht immer nur erfreut darüber, was es dem Gesetzgeber dann ein weiteres Mal aufzuschreiben hat.

Wenn ein Gesetz ganz oder in Teilen als verfassungswidrig zurückgewiesen wird, ist das das Eine. Aber ist es nicht schon bedenklich, wenn der äußerste Rahmen des rechtlich Möglichen ausgereizt werden soll?

Ja! Weil hier ein schleichender Prozess in Gang gesetzt wird. Manche Politiker fühlen sich immer wieder berufen, zu sagen: „Die Bürger wollen doch, dass wir mehr für ihre Sicherheit tun. Die haben doch gar nichts dagegen." Die Bedenken, zum Beispiel über Missbrauchspotenziale, sind dann eher etwas für Experten, noch nicht so sehr für den breiten Mainstream. Umso wichtiger, dass man gerade bei diesen Themen nicht nachlässt, sondern immer wieder klar macht, wo die Grenze zu ziehen ist.

Sie sprechen oft von „vorgeblich" mehr Sicherheit, „vermeintlichen" Zugewinnen an Sicherheit oder „suggerierter" Sicherheit – was ja impliziert, dass damit gar nicht wirklich ein Mehr an Sicherheit geschaffen wird. Worum geht es denn eigentlich?

Noch einmal das Beispiel der anlasslosen Vorratsdatenspeicherung: Da wird ja gerne behauptet, wenn wir die hätten, dann würden wir sicherer leben. Das kann aber durch nichts belegt werden. Aber bei diesem Themenfeld spiegelt sich in den Parteien wieder, was wir auch in der Gesellschaft haben: Es gibt viel Angst, dass irgendwas passieren könnte. Und auch die Sicht der Sicherheitsbehörden muss man im Blick behalten. Die werden ja zuerst angegriffen, wenn es Vorfälle gibt. Nach dem Motto: Warum habt ihr das nicht verhindert? Und dann sagen die Behörden: „Wenn wir nicht alles tun dürfen, das etwas verhindern könnte, dann passiert so etwas eben immer wieder." Ich glaube, da ist es wichtig, den Bürgern klar zu sagen: Eine absolute Sicherheit, die gibt es nicht. Unsere Sicherheitsbehörden sind gut ausgestattet. Und wir leben hier nicht in einem Zustand der Unsicherheit.

Ein kleines Büchlein mit richtungsweisendem Wertefundament.

Wenn neue Befugnisse vieles doch nicht verhindern können, wird dann nicht ein gegenteiliger Effekt erzielt? Wird das Gefühl, der Staat kann uns nicht schützen, dann noch größer?

Das ist gerade die Spirale, die wir durchbrechen müssen. Eigentlich ist es ja ein gemeinsames Interesse von Politik und Sicherheitsbehörden, dass in sie vertraut wird. Wenn aber Polizei oder Geheimdienste, ohne es beweisen zu müssen, sagen, sie wären ohne diese oder jene neue Befugnis gar nicht in der Lage zu handeln, ist das gefährlich. Weil sich Bürger dann natürlich fragen, wer sie schützen soll. In den letzten Jahren sind die Sicherheitsbehörden mit ihren Forderungen und deren versprochenen Wirkungen etwas vorsichtiger geworden, und auch zurückhaltender in der Wortwahl. Weil man ja gesehen hat, dass es den eigenen Institutionen nicht gut geht, wenn man das große Thema der Sicherheit so eng auf nur ein paar ganz bestimmte Maßnahmen fokussiert.

Nach dem Terror von Halle werden die nächsten Verschärfungen debattiert. Wollen Sie gegenhalten?

Dass der Rechtsextremismus erst jetzt wirklich von fast allen Sicherheitspolitikern als die Kerngefahr für unsere Grundwerte benannt wird, hat ja lang genug gedauert. Und um das gleich ganz deutlich zu sagen: Natürlich wollen wir, dass dagegen entschiedener vorgegangen wird. Aber dieser Kampf lässt sich nicht auf ein paar einzelne Maßnahme reduzieren, von denen dann behauptet wird: „Wenn wir die haben, dann wird so etwas nicht mehr passieren." Es werden nicht Strafverschärfungen gebraucht, sondern die Durchsetzung des geltenden Rechts. Wir müssen dem Bürger aufzeigen, dass jede Sicherheitsmaßnahme auch eine Kehrseite hat, dass damit auch Freiheitsrechte beschränkt werden und dass deswegen alles getan werden muss, damit unbeteiligte Nicht-Terroristen nicht von solchen Maßnahmen betroffen sein können. Wie mit Radikalisierungsgefahren im Netz umzugehen ist, ist eine offene Debatte, die wir engagiert führen müssen. Da gibt es viele Aspekte, bei denen noch geklärt werden muss, was sinnvoll und machbar ist. Wozu es aber nicht kommen darf, ist eine permanente Inhaltskontrolle dessen, was im Netz gemacht wird. Ich halte einen Auskunftsanspruch der Staatsanwaltschaft gegen die Plattformbetreiber auf der Grundlage des Marktortprinzips für hilfreich, die die Ermittlungen deutlich beschleunigen kann. Wenn diese Position zu einem Streit führt, dann muss darüber sachlich gestritten werden. Das macht unsere Demokratie aus.

Bei den bestehenden Überwachungsmaßnahmen sind Ihrer Auffassung nach bereits Grenzen des Erträglichen erreicht oder überschritten. Was müsste denn alles rückgängig gemacht, verbessert oder abgeschafft werden?

Ein wichtiger Punkt wäre es, etwa bei den Polizeigesetzen nicht mehr vom vagen Begriff einer „drohenden Gefahr" zu sprechen. Darunter kann man alles Mögliche verstehen und ohne konkreten Verdacht eine Bedrohungslage konstruieren. Stattdessen sollten Sicherheitsbehörden aufzeigen müssen, wo eine tatsächliche konkrete Gefahr vorliegt. Außerdem muss die Möglichkeit zur polizeilichen Ingewahrsamnahme ohne konkreten Tatverdacht wieder beschränkt werden. In den bayerischen Gesetzen, aber auch in anderen Ländern. Da muss die Politik nicht warten, bis Gerichtsverfahren entschieden sind, sondern sollte von sich aus die Kraft haben, das zu korrigieren. Aber oft ziehen sich die Entscheidungsträger auf den Standpunkt zurück: Jetzt sehen wir erst mal, was die Gerichte dazu sagen. Und das finde ich nicht richtig. Denn bis die Gerichte etwas sagen, dauert es vielleicht auch mal fünf oder sechs Jahre. Und solange werden verfassungswidrige Gesetze angewandt. Dabei gibt es ja inzwischen viele Experten, die sich mit genau diesen Fragen sehr detailliert befassen und sie unter rechtlichen und rechtsstaatlichen Aspekt negativ bewerten. Wenn deren Gutachten auf dem Tisch liegen und klare Bedenken benennen, muss ein Gesetzgeber nicht abwarten, bis ein Gerichtsurteil zum gleichen Ergebnis kommt. Da könnte man heute handeln.

KULTUR

Kat 1981 im Emmaus-Keller im Stuttgarter Gerberviertel. Foto: privat

Mit Punk in die Welt

Seit 35 Jahren spielt Kat, geboren in Schorndorf, Schlagzeug bei der niederländischen Kultband The Ex. Mit Musik begonnen hat sie in der Stuttgarter Punkszene der frühen Achtziger – davon zeugt ein alter Tonträger, der jetzt neu veröffentlicht wird.

Von Simon Steiner

Zurzeit tourt die niederländische Anarcho-Punk- und Weltmusikband The Ex durch Europa und feiert ihr 40-jähriges Jubiläum. Über die Jahrzehnte hat sich die Musik der Amsterdamer enorm weiterentwickelt, zum rohen Punk-Sound der Anfangstage kamen Elemente von Noise und Free Jazz über osteuropäische und türkische Melodien und zuletzt äthiopische und eritreische Elemente hinzu. Ihre Experimentierfreude führte schon zu Kooperationen mit weit bekannteren Musikerkollegen, ob Avantgarde-Cellist Tom Cora oder die US-Alternative-Ikone Sonic Youth. The Ex brechen gängige Rockstrukturen auf, verlassen starre Rhythmen und Schemen – und mit für diesen immer wieder wilden und überraschenden Sound sorgt an den Drums seit 35 Jahren eine gebürtige Schorndorferin: Katherina Bornefeld, kurz Kat.

Einen Anteil an diesem Werdegang hat auch der Club Manufaktur, der in den 1970ern dafür sorgte, dass Schorndorf ein Mekka der linken Gegenkultur und die heimliche Rockhauptstadt im Südwesten war. „Ab 1975 ging ich in das Jugendzentrum Hammerschlag und in die Manufaktur“, erzählt Kat. „Die internationalen Bands, Theater und politische Diskussionen haben mir die Augen geöffnet. Diese Lebensschule hat mir gezeigt, dass die Welt veränderbar ist.“

Von Schorndorf zog es die damals 20-Jährige 1981 nach Stuttgart. Dort trommelte und sang sie bei den Bands Masturbation, Leblose Blicke und 1982 und 1983 bei 3Musketiere. Mit Masturbation spielte Kat vor dem Gefängnis in Stuttgart Stammheim, aus Solidarität mit den Gefangenen der RAF und um gegen die Haftbedingungen zu protestieren.

Die schwäbische Punkszene als Nährboden

„Alles war erlaubt, bunt, verrückt und auffällig. Es machte Spaß, sich Normen zu entziehen und eigenwillige Kreationen zu entwerfen. Ich war schnell akzeptiert“, sagt Kat. Die schwäbische Punkszene habe für sie den Nährboden geschaffen, zur selbstbewussten Frau zu reifen. Nicht alle kamen damals mit der Geschwindigkeit mit, in der Punk verkrustete Denkmuster aufbrach. Viele Jungs steckten noch in ihren Rollenklischees und alberten herum, wenn sich Punkfrauen auf die Bühne wagten – die andererseits bei Bands wie Siouxsee and the Banshees, Blondie oder The Slits schon selbstverständlich waren. Auch in Stuttgart gab es damals schon eine reine Frauenpunkband, nämlich Frauenklinik.

Kat jedenfalls fühlte sich frei genug, um dilettantisch loszutrommeln und auf Alltagsgegenstände einzuschlagen. Drummer waren rar und sie war gefragt, zumal sie ihr Spiel rasch verbesserte. Über das schreibt in der Osterausgabe 1982 des Tübinger Fanzines „Die (H)eilige Schrift“ ein gewisser M.M.: „Kat übertrifft alle Frauen, die bisher auf den Berliner Jazztagen auftraten!“

Zweieinhalb Jahre später überzeugte sie dann auch die Musiker von The Ex. Ende 1984, Kat war gerade nach Amsterdam gezogen, suchte die Band eine neue Drummerin. Über einige Ecken hatte The-Ex-Gitarrist Terrie Hessels von Kat erfahren. Er rief sie an und fragte, ob sie vielleicht Lust habe, mit ihnen zu spielen – „ohne sie je spielen gehört zu haben“, erzählt Hessels, „es war vieles möglich in diesen Tagen!“ Neben Kat bewarben sich noch zwei weitere Schlagzeugerinnen. „Die erste hat davor in einem Zirkus gespielt“, erzählt Hessels, „das war lustig, funktionierte aber nicht. Die zweite war ein Hardcoregirl. Ihre Heavy-Punk-Klischee-Rhythmen funktionierten auch nicht. Dann kam Kat rein und es klappte von der ersten Sekunde an!“ Und das, obwohl Kat The Ex zuvor weder gesehen noch gehört hatte. „Wir waren erstaunt, so ein einzigartiger Stil“, schwärmt Hessels noch heute. „Jetzt ist sie 35 Jahre bei uns. Immer noch mit ihren unerwartet originellen, rollenden und swingenden Rhythmen.“

Schon 1983 trommelt Kat ihren unverwechselbaren Stil

Kats Abflug von Stuttgart nach Amsterdam ist wieder gegenwärtig, denn im Mai 1983 nahm sie im Keller vom Emmaus Stuttgart mit 3Musketiere eine Kassette auf, die nun als CD wiederveröffentlicht wurde. Kleiner Exkurs: Gelegen in der Nesenbachstraße 52, war Emmaus eine soziale Einrichtung, Lager und Werkstatt, in der alte Möbel restauriert wurden. Einige Punks arbeiteten und wohnten dort, auch Kat. In direkter Nachbarschaft besetzten Punks das Haus Nesenbachstraße 49, gelegen im heute vornehmen Stuttgarter Gerberviertel. Im Café Nesi wurden Hausbesetzungen, Demos und kleine Konzerte organisiert. Einen Katzensprung entfernt stand der Tempel der süddeutschen Punkszene, die Mausefalle, die zu Kats Lebenswelt gehörte (und in der, nebenbei, ein gewisser Stefan Siller damals Punk- und New-Wave-Konzerte organisierte). Im Versammlungsraum des Emmaus wurden Arbeitsgruppen gebildet – zur Unterstützung der Revolution in El Salvador, für die Emanzipation der Frauen, für Hausbesetzungen. „Die linksorientierte Punkszene war lebendig“, beschreibt Kat das Lebensgefühl von damals. „Wir warfen alte Systeme über Bord und kämpften für Freiheit und Gleichheit.“

Das Emmaus ist längst Geschichte, doch die alte, dort entstandene Kassette gibt es noch. Sie wurde in Zürich restauriert und in Amsterdam als CD gemastert. Unter dem Titel „Abflug“ ist sie frisch erschienen bei dem von The Ex gegründeten Label Terp Records. Die Besetzung ist bemerkenswert: Kat singt und trommelt in ihrem unverwechselbaren Stil, Bassistin ist Io und Sigrid, Kats Mutter, spielt Violine. Io motivierte Kat, die aus einer Musikerfamilie stammt und eigentlich Piano und Gitarre spielte, sich ans Schlagzeug zu wagen; die beiden spielten bereits bei den Bands Leblose Blicke und Masturbation zusammen.

„Abflug“ ist ein lokalgeschichtliches Dokument, und eine Zeitreise: Stücke wie „Stunde des Vergessens“, „Weg der Sonne“ oder „Vater Staat“ drücken die experimentelle Punkstimmung der frühen 80er aus. Manchmal erinnert die Musik aber auch an Krautrock. „Worüber ich selbst verwundert bin, ist, dass unsere Musik noch immer ein Unikum ist und die Texte total aktuell sind“, sagt Kat. Tatsächlich wirken einige Textstellen Hippie-like, etwa in „Schicksal“: „Unbegreifliche Träume und Taten warten / Auf dich / Folge mir doch / Mit offenem Herzen / Ich entführ dich dafür auch / Aus dem Dunkeln ins Licht / (…) / Nimm die Füße in die Hände / Abflug!“ Ganz schön esoterisch, aber auch mutig und wütend. Kein Wunder! Kat dichtete mit Herz und Seele und nennt sich heute selbst einen spirituellen Menschen. Gerade ist eine CD von ihr erschienen, Titel: „Angeltalk“. Ein Sound-Bad mit tibetanischen Klangschalen und Gongs und einem Schlagzeugspiel, das sie schamanisch und Trance-artig nennt.

Besonderes Kapitel: The Ex und Äthiopien

Eine so offene, nonkonformistische und als Kollektiv agierende Band wie The Ex bot und bietet sicher besonders gute Möglichkeiten, sich weiterzuentwickeln. Kat sagt, sie habe sich hier immer gleichberechtigt gefühlt und ihren Stil verfeinern können. Mittlerweile sind es über 1.700 Konzerte, die sie mit The Ex auf der Bühne stand, und sie schwärmt von weltweiten Begegnungen mit Artisten, Bands, Technikern, Programmierern, dem Publikum und Abenteuern, die sie dabei erlebte. „Ich bin stolz und dankbar, was wir erreicht haben“, schreibt sie von der Tour zum 40-jährigen Band-Jubiläum. „Ein gemeinsamer Weg voller Respekt und Freude abseits der Musikindustrie.“

Ein besonderes Merkmal von The Ex sind seit Langem die Reisen nach Äthiopien. „Terrie von The Ex und seine Frau Emma fuhren 1996 mit einem Jeep durch Afrika und kamen auch durch Äthiopien. Daraus entwickelte sich ein reger Kontakt zur äthiopischen Gemeinschaft in Amsterdam“, erzählt Kat. „Ich lernte, ihre Lieder zu übersetzen und für mich phonetisch singbar zu gestalten. Wir wurden ermutigt, in ihrem Land zu spielen.“ 2002 dann die erste Reise der Band für drei Wochen nach Äthiopien. „Wir mieteten einen Bus mit Chauffeur und zogen wie ein Zirkus von Stadt zu Stadt, spielten in Hallen, Clubs, Musikschulen, Parks und auf Plätzen. Die Reaktion war fantastisch, und vor allem unsere Version ihrer Lieder fanden sie lustig“, sagt Kat.

2005 lernte die Band den legendären äthiopischen Saxofonisten Getatchew Mekuria kennen und startete ein gemeinsames Projekt mit ein paar befreundeten Gastmusikern aus Frankreich, den USA und Holland. Mit diesem Projekt spielte sie die folgenden Jahre weltweit in Clubs und auf Festivals, nahm zwei Alben auf und feierte mit der Band Fendika und dem Tänzer Melaku Belay enthusiastische Auftritte.

Die Tänze, die Musik, das Essen und vor allem die Power der äthiopischen Frauen haben es Kat angetan. „Wir Frauen hier im Westen haben viel von unserer ursprünglichen Kraft eingebüßt. Das ist mir dort klar geworden und hat mich sehr inspiriert. In Äthiopien spielen Frauen eigentlich nicht Drums, aber da wir dort auch wiederholt im Fernsehen waren, hörte ich später, dass nun auch Frauen an Musikschulen Schlagzeug lernen.“ Kat, die kulturelle Botschafterin.

The Ex sind noch bis Mitte Dezember auf Jubiläumstour. In die Nähe von Stuttgart kommen sie dabei leider nicht – hier alle Termine: www.theex.nl/concerts.html

Simon Steiner, Historiker, Musiker, ehemaliger Lehrer und Seminarschulrat, war als Saxophonist in Bands wie „Sissis Kinder“ um 1980 selbst Teil der Stuttgarter Punk-Szene. 2017 erschien sein Buch „Wie der Punk nach Stuttgart kam – und wo er hin ging“.

The Ex

1979 starteten vier junge Punks in Amsterdam mit Gedichten und Graffiti, es fehlten nur noch die Instrumente. Strohhalme entschieden, wer sich am Equipment austoben durfte – eine musikalische Ausbildung hat keines der Bandmitglieder. Drei kreischende Gitarren, aber kein Bass, denn die tief gestimmten Trommeln reichten aus. Über die Jahrzehnte haben sich The Ex weiterentwickelt; ihr Stil sei „schwer zu definieren, aber das müssen wir ja auch nicht“, sagt Gitarrist Andy Moor. Von Anfang an verstanden sich The Ex auch als politische Band, streng antikapitalistisch und antirassistisch. Bis heute erschienen mehr als 20 Alben. Von den Gründungsmitgliedern ist nur noch Gitarrist Terrie Hessels dabei – und am zweitlängsten in der Band Katherina „Kat“ Bornefeld, die 1984 einstieg. *(sid)*

The Ex heute: Terrie Hessels, Andy Moor, Katherina Bornefeld, Arnold de Boer (von links). Foto: The Ex

Nach vorn, Sozen!

Von Peter Grohmann

KOLUMNE

Thüringer Landtag, Sitzverteilung 5. März 1933 (der 7. Landtag wurde aufgrund der Wahlergebnisse der Reichstagswahl neu gebildet): NSDAP 47,6 %, 29 Sitze (+3), SPD 20,62 %, 13 Sitze (-2), KPD 15,28 %, 10 Sitze (+/-0), Kampffront Schwarz-Weiß-Rot 12,41 %, 8 Sitze (+8).

Deutschland (West) liegt beim Wohlbefinden der noch lebenden Menschen weltweit ganz vorn, so eine Studie aus den USA. Nachholbedarf, wie man drüben sagt, sieht man allenfalls bei Bildung, Bussen, Bahnen, Banken und Breitband. Aber während unsereins noch am Erfurter Endergebnis herummäkelt, schaut Thüringen nach vorn, wo immer das ist. Vorn wird sehr gern verwendet – etwa im Sinne von „nicht rechts, nicht links, sondern vorn“, da wo Sigmar Hartmut Gabriel Auto fährt. SHG ist ein typischer deutscher Politiker, war von 2009 bis 2017 Bundesvorsitzender der SPD, ab 2013 bis 2018 Vizekanzler der KfZ-Republik. Ein ähnliches Kaliber ist der Jungsozialist Olaf Scholz (Rente mit 67, Hartz IV), der sich wegen des Wahlergebnisses nun auch für die Rechte von Minderheiten wie die der SPD einsetzen will.

Weiter so? Nein. Liebe Sozialdemokraten, ich vermisse euch, ganz ehrlich! In der Zivilgesellschaft, auf den Straßen, wenn es gegen Rechtsradikale geht, wenn wir für Vielfalt und Menschenrechte streiten. Als Zuhörende und Fragende auf vielen Podien, Debatten, beim kritischen Diskurs, als Einmischer, Querdenker, als Sozialdemokraten, die mehr als 150 Jahre lang für Frieden und Gerechtigkeit gekämpft haben, als Bündnispartner für eine neue Demokratie. Wir, das ist die Bürgergesellschaft, die bunte Mischung vieler Meinungen auf der Basis von Humanismus, von Menschenwürde. In der und für die Demokratie kann man nur erfolgreich wirken, wenn sie getragen wird vom demokratischen Engagement der Bürgerinnen und Bürger, jenseits von blinder Zustimmung, gespreizter Würde und hoheitsvoller Distanz. Ohne Menschen, die kritisch mitdenken, die mehr als bisher mitentscheiden und mitverantworten, ist kein Staat mehr zu machen, das weiß selbst meine Omi Glimbzsch in Zittau.

Keine Frage: Auch die vereinigte Linke insgesamt muss in ihrer eigenen Geschichte mit den Aufräumarbeiten beginnen, den Müll der frühen Jahre sortieren, im Nachlass der DDR stöbern, die ja auch mit den Boden bereitet hat für den Aufstieg – oder Wiedereinstieg – der Nazis heute. Ja, unangenehm, fast schmerzhaft. Augen zu und durch – das geht weder bei Ramelow noch bei Tiefensee samt Gefolge.

(Text unter lockerer Verwendung von Willy Brandts Regierungserklärung 1969)

Peter Grohmann ist Kabarettist und Koordinator des Bürgerprojekts Die AnStifter.

Das brennende Wohnmobil in Eisenach gegen 13.20 Uhr, entnommen aus dem Bericht zum Untersuchungsausschuss. Foto: Landespolizeiinspektion Gotha.

POLITIK

Ein Schlussstrich, der keiner sein darf

Wieder ein Vorhang zu und viele Fragen offen. Dabei hatte auch der zweite Thüringer NSU-Untersuchungsausschuss versprochen, mehr Licht ins Dunkel zu bringen. Jetzt sind die Abgeordneten wieder gescheitert, vor allem an der Aufklärung der Vorgänge rund um den 4. November 2011 in Eisenach.

Von Johanna Henkel-Waidhofer

Eine derart persönliche Missbilligung ist vergleichsweise ungewöhnlich. Im Abschlussbericht „Rechtsterrorismus und Behördenhandeln“ des zweiten NSU-Untersuchungsausschusses des Thüringer Landtags werden einem seit Jahren im Fokus stehenden Beamten konkrete Versäumnisse „vorgehalten“, wie es wörtlich heißt. Michael Menzels Umgang „mit dem Wohnmobil in Eisenach-Stregda und der Folgezeit war unprofessionell (…), so geht man mit vielleicht mit einer Trophäe um, aber nicht mit einem Tatort“.

Der damalige Einsatzleiter, inzwischen Leitender Kriminaldirektor, ist seit langem Dreh- und Angelpunkt sowohl von plausiblen Thesen als auch von Verschwörungstheorien. Ändern wird sich daran voraussichtlich nichts. Denn, so schreiben die Abgeordneten im Kapitel „Tatsachen und Bewertungen, Untersuchungsfragen, Empfehlungen“, eine abschließende Bewertung der Vorgänge sei dem Ausschuss nicht möglich gewesen, weil Akten entweder nicht eingesehen werden konnten oder nicht vorlagen.

Da sind die Kontext-Autoren Wolfgang Schorlau und Ekkehard Sieker deutlich weiter. „Die Wahrscheinlichkeit, dass Böhnhardt und Mundlos so umgekommen sind wie offiziell dargestellt, liegt praktisch bei Null“, schreiben sie vor zwei Jahren und knüpfen eine Indizienkette, die sich in vielen Einzelteilen im Abschlussbericht mit seinen über 2.200 Seiten findet. Menzel wird dort mehrere hundert Mal erwähnt, die entscheidenden Stunden im Wohnquartier „Am Schafrain“ sind aus zahlreichen Perspektiven beleuchtet und der Einsatzleiter kommt dabei nie gut weg. Immerhin, strittige Fragen werden wenigstens aufgeworfen. Aber: Wer auf (neue) Antworten hofft, sucht vergebens.

Vieles um die monströse Mordserie bleibt im Dunkeln

Schorlau und Sieker stellen fest, dass „beide Personen Stunden zuvor ums Leben gekommen sein müssen“. Eine mit den Totenflecken und der vorhandenen Totenstarre der Leichname in Einklang stehende Abschätzung des wirklichen Todeszeitpunktes ergebe: „Mundlos und Böhnhardt waren um Mitternacht des 3. auf den 4. November 2011 bereits tot.“ Zeitpunkt und Todesflecken spielen in allen zwölf bisherigen parlamentarischen Untersuchungsausschüssen eine Rolle. In der zweiten Thüringer Sachverhaltsermittlung wird unter anderem die Aussage eines der beiden vor Ort anwesenden Gerichtsmediziner zitiert: „Der Zeuge habe den Eindruck gehabt, dass der Todeszeitpunkt hier keine große Rolle gespielt habe und auch nicht gefragt gewesen sei.“

Möglich sind einmal mehr verschiedene Erklärungen. Zum einen wird die offizielle Variante zementiert, der sich der zweite Thüringer Anlauf anschließt, und die die Generalbundesanwaltschaft schon 2012 vorgegeben hatte: „Uwe Mundlos erschoss (…) Uwe Böhnhardt (…) und legte in dem Wohnmobil Feuer, bevor er sich selbst (…) erschoss.“

Demnach wären die beiden als Erste am Wohnwagen eintreffenden Polizeibeamten Ohrenzeugen der Todesschüsse – der Todeszeitpunkt hätte also, weil ohnehin klar, tatsächlich keine große Rolle spielen müssen.

Es gibt aber auch ganz andere Varianten. „Vieles um die monströse Mordserie der Jahre 2000 bis 2007 ist nach wie vor im Dunkeln“, schreibt für Kontext Thomas Moser im März 2013, nach der 56. Sitzung des ersten Untersuchungsausschusses im Bundestag, und bezieht den 4. November 2011 ein, an dem mit dem Tod von Böhnhardt und Mundlos der „Nationalsozialistische Untergrund“ überhaupt erst öffentlich bekannt geworden war. Was der Ex-Verfassungsschützer Norbert Wiesner nun über jenen Tag mitteile, ist aus Mosers Sicht „mehr als irritierend“. Denn: „Am 4. November habe er einen Anruf des Leiters der Polizeidirektion Gotha, Michael Menzel, bekommen. Der habe ihm vom Tod Böhnhardts und Mundlos' erzählt und wollte wissen, wo sich Beate Zschäpe aufhalte. (…) Kriminaldirektor Menzel ging offensichtlich davon aus, dass das LfV (Landesamt für Verfassungsschutz Thüringen, d. Red.) die ganze Zeit wusste, wo sich das Trio aufhielt.“ Ganz anders dessen früherer Präsident Thomas Sippel, der erst am 7. November erfahren haben soll, wer die beiden Toten von Eisenach sind.

Nach dem Wortlaut-Protokoll des Sitzungstages sagte Wiesner auch: „Ich werde das in meinem ganzen Leben nicht vergessen.“ Und auf Nachfrage: „Mich hat sehr verwundert, dass er anrief.“ Dass der Zeuge seine gesamte Aussage später als falsch zurückzog, weil er den 4. November mit dem 6. verwechselt haben will, nährt zwangsläufig alle möglichen Zweifel. „Wir ziehen keinen Schlussstrich“, verspricht Dorothea Marx, die Vorsitzender des Erfurter Ausschusses, in der Landtagsdebatte des Abschlussberichts. Der Untersuchungsausschuss sei davon überzeugt, dass der NSU und dessen Taten nicht als historisch abgeschlossenes Ereignis betrachtet werden können.

Sieker schreibt Menzel eine ganz besondere Rolle in der ganzen Geschichte zu, und deren Kurzfassung gehe so: „In Stregda fühlten sich zwei Verbrecher, die neun Morde an Kleinunternehmern mit Migrationshintergrund begangen hatten, den Polizistenmord von Heilbronn, zwei Bombenattentate in Köln sowie 15 Banküberfälle, durch die Entdeckung ihres Campers durch zwei uniformierte Polizisten so final in die Enge getrieben, dass Mundlos Böhnhardt erschoss, dann das Wohnmobil in Brand steckte und sich schließlich selbst entleibte. Für den- oder diejenigen, die die Geschichte so präsentieren wollten, wäre damit ein Schlussstrich unter eine Menge bis dato unaufgeklärter Fälle gezogen worden.“

Schlüssig entkräftet ist damit der Vorwurf der Inszenierung aber nicht, eher im Gegenteil. Dorothea Marx hebt die Anstrengungen des Ausschusses hervor, sich ein Bild zu machen „im wahrsten Sinn des Wortes“. Dem Abschlussbericht ist ein Anhang mit mehr als hundert Fotos beigefügt, darunter eine Handvoll bisher unveröffentlichter. Marx scheut die Erwähnung „unerfreulicher Dinge“ nicht: „Es wurden am Fundort zunächst Bilder der Feuerwehr konfisziert, verspätet eine leere Speicherkarte zurückgegeben; es wurde mit einer Feuerwehrharke nicht von der Tatortgruppe, sondern vom Ermittlungsleiter vor Ort nach Waffen im Wohnmobil gesucht; die Tatortgruppe, die bei uns zu Gast war, hat sich sehr unwohl gefühlt und hat in unserem Ausschuss dem Befremden darüber Ausdruck verliehen, dass es nicht in Ordnung war, dass sie beim ersten Zugriff auf dieses Wohnmobil übergangen wurde; das Wohnmobil mit Leichen, aber nicht nur mit Leichen, sondern auch mit scharfen Waffen, wurde in eine nahegelegene Halle des Abschleppunternehmens verbracht, dort am Wochenende noch mal ausführlich, wie es hieß, betrachtet und dann angeblich besenrein übergeben.“

Die Ausschussvorsitzende und Rechtsanwältin Marx will daraus aber nicht schon jetzt den durchaus plausibel erscheinenden Schluss ziehen, dass allzu vieles – warum auch immer – nicht mit rechten Dingen zuging.

Madeleine Henfling, die Grünen-Obfrau, geht sogar noch einen Schritt weiter und hält die Vorgänge in Stregda für weitgehend aufgeklärt. Und nachdem sie Fehler und falsche Entscheidungen eingeräumt hat, spricht sie offen an, was seit Jahren im Netz und anderswo als finsterer Verdacht über der Szene wabert – indem sie entschieden bestreitet, „dass der Staat hier in einer großen Verschwörungstheorie Neonazis ermordet hat und dann versucht hat, das zu verschleiern“.

Zweifel an Ermittlungen bleiben

Diese Einschätzung wäre überzeugender, zöge sich nicht zugleich durch die Empfehlungen des Ausschusses wie ein roter Faden erstens die Klage über mangelnde Akteneinsicht und zweitens die Zweifel an den Ermittlungen am und nach dem 4. November. „Die immer wieder unterbrochene Arbeit am Wohnmobil durch immer wieder neue Personen hat offenkundig zu einer inkonsistenten, nicht gründlichen Untersuchung geführt“, heißt es an einer Stelle. Dies habe den Grundstein für weitere Komplikationen gelegt.

Die Frage nach dem Warum mochten sich die Abgeordneten nicht stellen, von einer Beantwortung ganz zu schweigen.

Von unserer Kontext-Redaktion

Phantome aller Orten

EDITO RIAL

Aber hoppla. Sind die Bosse von Daimler, Porsche, BMW und Audi plötzlich alle grün geworden? Hätte man fast annehmen können als Besucher des Autogipfels vergangene Woche im Porsche-Museum in Zuffenhausen. Alle wollen jetzt nachhaltig sein, selbst Plädoyers für Tempo 130 und kleinere Autos werden ohne Murren hingenommen, „als hätte jemand die Devise ausgegeben, rhetorisch abzurüsten, um der wachsenden Gegnerschaft nicht weitere Munition zu liefern“, wie Kontext-Redakteur Josef-Otto Freudenreich beobachtet hat. Kleinere, vernünftigere Autos blieben trotzdem einstweilen Phantome – das Hohelied auf PS und Fahrspaß wurde im Porsche-Museum allenfalls weniger breitbeinig angestimmt.

So oder so wird die Branche wohl umdenken müssen. Eher wenig Optimismus scheint hier Jürgen Resch, Chef der Deutschen Umwelthilfe, zu haben. Er beklagt die unveränderte Fixierung auf SUV-Stadtpanzer bei der deutschen Autoindustrie, mit denen sie „gegen eine Betonwand“ rase. Und er fordert ganz klar: „Kauft keine Autos mehr mit Diesel- oder Benzinmotor.“

Hochrisiko-Ort Korntal

Matthias Katsch hält die Evangelische Brüdergemeinde Korntal für den „perfekten Tatort“. Das sagte der Mann, der die sexuellen Übergriffe im Berliner Canisius-Kolleg öffentlich machte, im Kontext-Interview auf dem Evangelischen Kirchentag in Stuttgart. Denn wo aus religiösen Motiven nur nach innen geschaut wird, da werde das Außen als feindlich wahrgenommen und geschwiegen. Nun beschäftigt sich Katsch, der kürzlich für seinen Einsatz für die Aufarbeitung sexueller Verbrechen an Kindern und Jugendlichen den Kulturpreis der Internationalen Paulusgesellschaft erhalten hat, erneut mit den Missbrauchsvorwürfen in Korntaler Kinderheimen: als Sprecher der Opfer-Initiative Eckiger Tisch.

Auf Einladung der Selbsthilfegruppe Heimopfer Korntal diskutiert Katsch an diesem Sonntag ab 15 Uhr im Stuttgarter LKA Longhorn (Heiligenwiesen 6) mit ExpertInnen und Verantwortlichen darüber, wie körperlicher und seelischer Missbrauch in den Heimen der Evangelischen Brüdergemeinde das Selbstbewusstsein und die Entwicklung der betroffenen Kinder beeinträchtigt haben. Auch wir von Kontext werden am Sonntag dabei sein, schließlich haben wir die Missbrauchsvorwürfe öffentlich gemacht

Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

Staatlich unterstützte Sabotage

Windenergie könnte das Zugpferd von Energiewende und Klimaschutz sein. Doch inzwischen ist der Zubau von Rotoren fast komplett eingebrochen. Immer mehr Windparks landen vor Gericht – weil Ministerien und Behörden fanatischen Windkraftgegnern besondere Klagerechte einräumen. **Von Jürgen Lessat**

In runden Köpfen können sich Gedanken drehen

Auf der Hangweide im Remstal wurden 70 Jahre lang Menschen mit Behinderung betreut. Hier soll ein modernes Wohnquartier wachsen. Seit zwei Jahren steht das Gelände leer. Und die Natur hat sich ihren Teil zurückerobert. **Von Anna Hunger, mit Fotos von Jens Volle**

Rote Socken reloaded

Seit Jahrzehnten hegt und pflegt die Union ihr linkes Feindbild. Nach der Landtagswahl in Thüringen ist der Preis dafür zu hoch. Denn mit der absurden Gleichsetzung von links und rechts wird die Relativierung von Nazis in Kauf genommen – auch im Südwesten. **Von Johanna Henkel-Waidhofer**

Kontext fördern

Unterstützen Sie KONTEXT dauerhaft mit einer regelmäßigen Spende von 10,00 € / Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter **www.kontextwochenzeitung.de/soli**. Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu.

Unser Spendenkonto bei der GLS Bank:
IBAN: DE80 4306 0967 7011 8506 00
BIC: GENODEM1GLS

KONTEXT e. V. ist gemeinnützig, Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an **verwaltung@kontext-wochenzeitung.de** oder rufen Sie uns an unter **Telefon 0711 66 48 65 48**.

Impressum

KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig. Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist.
KONTEXT:Wochenzeitung erscheint mittwochs online auf www.kontextwochenzeitung.de und samstags als Beilage der taz.
Herausgeber: KONTEXT Verein für Ganzheitlichen Journalismus e. V., Hauptstätter Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, verein@kontextwochenzeitung.de
Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Uli Reinhardt (Vors.), Anni Endress, Jürgen Klose und Johannes Rauschenberger.
Redaktion: KONTEXT:Wochenzeitung, Hauptstätter Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, Fax: 0711 66 48 65 47, redaktion@kontextwochenzeitung.de
Redaktionsleitung: Susanne Stiefel (verantw. gem. § 8 PresseG BW / § 55 RStV.)
Produktion: Michael Uszinski
Druck: prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg; A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

taz gazete

ein Projekt der taz Panter Stiftung

sonnabend/sonntag, 2./3. november 2019

Sergey Lagodinsky (Mitte) bei einer Sitzung der Türkei-Delegation des Europaparlaments
Foto: Europäisches Parlament

Der Europaabgeordnete Sergey Lagodinsky vermisst eine klare Haltung der EU gegenüber der türkischen Offensive in Nordsyrien

„Europa war und ist unentschieden"

Interview **Ali Çelikkan** und **Oliver Kontny**

Sergey Lagodinsky wurde im Mai 2019 als grüner Abgeordneter ins Europaparlament gewählt. Er ist Leiter der Delegation im Gemischten Parlamentarischen Ausschuss EU-Türkei und stellvertretender Vorsitzender des Rechtsausschusses.

taz gazete: Herr Lagodinsky, wenn Sie das Verhältnis zwischen der Europäischen Union und der Türkei in zwei Worten beschreiben müssten, welche wären das?

Sergey Lagodinsky: Unstrategische Partnerschaft. Wir wissen, dass wir Partner sind, aber wir wissen nicht, was das strategische Ziel ist. Soll das jetzt eine Mitgliedschaft werden oder nicht? Das weiß weder die türkische Gesellschaft noch die türkische Politik. Ansonsten wäre es nicht zum Einmarsch in Nordsyrien gekommen, der ganz klar ein Affront gegenüber der europäischen Art ist, Konfliktlösungen anzustreben. Insofern ist die Situation von beiden Seiten verschuldet, auch von der europäischen Seite.

Sie haben letzte Woche im EU-Parlament gesagt, Europa habe dabei versagt, Verantwortung für die Situation in Nordsyrien zu übernehmen.

Wir haben es nicht geschafft, eine gemeinsame außenpolitische Handlungsfähigkeit zu entwickeln. Da haben wir einfach versagt. Wir haben weder Zuckerbrot noch Peitsche. Wir konnten der türkischen Gesellschaft weder eine positive Perspektive anbieten, noch werden wir wirklich gehört, wenn wir sagen: So geht das nicht.

Fing das nicht schon beim Umgang mit der türkischen Zivilgesellschaft in den letzten Jahren an?

Ich glaube schon, dass wir gerade in Deutschland an die aktive Zivilgesellschaft in der Türkei positive Signale gesendet haben. Natürlich kann man sich darüber streiten, ob es genug finanzielle Unterstützung gab oder rechtliche Hilfe für Menschen, die hierhergekommen sind. Aber grundsätzlich ist es für uns viel einfacher, mit dieser offenen, demokratieorientierten Zivilgesellschaft umzugehen, weil wir uns in ihr wiedererkennen. Wir tun uns schwer mit Diktatoren oder Autoritären, wie Herrn Erdoğan oder vielen anderen.

Die dann einfach Fakten schaffen, die für viele Menschen katastrophal sind.

Aus meiner Sicht ist das ein Weckruf für uns alle, zu sagen: Bei der nächsten Krise, beim nächsten Konflikt müssen wir uns anders positionieren als Europäerinnen und Europäer. Wir müssen handlungsfähiger werden. Es kann nicht sein, dass wir, wie in der Situation mit Ungarn jetzt, eine Regierung haben, die aufgrund dieser animalischen Furcht vor Migration der Regierung Erdoğan den roten Teppich ausrollen will, egal, was die machen. Wir haben eine lange Verzögerungstaktik der ungarischen Regierung erlebt und danach zahnlose Ratsschlussfolgerungen wegen dieser Verzögerung. Wir müssen die Einstimmigkeit bei außenpolitischen Entscheidungen abschaffen.

Aber wäre die Türkei in Nordsyrien einmarschiert, wenn dort deutsche und französische Soldaten stationiert gewesen wären? Brauchen wir nicht vielleicht liberale Falken?

Auch hier finde ich, dass wir eine Handlungsfähigkeit mit Haltung brauchen. Aber das darf natürlich nicht in so eine neokonservative Außenpolitik abdriften, wie die USA sie verfolgt haben. Die Konsequenzen sehen wir im ganzen Nahen Osten, und der Konflikt in Syrien ist ein Teil davon. Ja, Europa wird in diesem globalen Umfeld nicht überleben können, wenn wir nicht an unserer Handlungsfähigkeit arbeiten. Aber das bedeutet nicht, dass wir nur auf Waffen setzen. Wie stellen wir uns als Europäer vor, als handlungsfähiger Akteur?

Und in diesem konkreten Fall?

Ich bin mir nicht sicher, ob es eine Armee gebraucht hätte. Wir hätten klar und deutlich sagen müssen: Bis hierhin und nicht weiter, sonst werden gezielte Sanktionen eingeführt. Es hätten europaweit auch die bereits genehmigten Rüstungsexporte zurückgenommen werden müssen. Dual-Use-Technologien kann man reglementieren, bestimmte Oligarchen und Entscheidungsträger kann man bestrafen – etwa durch Einreiseverbote und die Einfrierung von Konten wie beim Magnitsky-Gesetz in den USA. Bei diesen gezielten Sanktionen mangelt es der EU im Fall Türkei an Willen.

Aber statt abgestimmter Sanktionen gibt es eine zahnlose Resolution.

Sanktionen werfen eine moralische Frage und eine Effektivitätsfrage auf: Wollen wir denn die Bevölkerung des Landes bestrafen? Wer sind diejenigen, auf die wir Druck ausüben wollen? Es gibt Leute, die sagen: natürlich die Mehrheiten, die diese Regierungen wählen. Ich bin nicht der Meinung, dass Bürger*innen die primären Adressat*innen von Sanktionen sind und wir sie umerziehen sollen. Das finde ich etwas kolonialistisch. Deswegen finde ich gezielte und durchgerechnete Sanktionen wichtiger. Dafür sehe ich keine Hindernisse außer dem fehlenden Willen.

Im EU-Parlament haben Sie gesagt, wir müssen die Türkei zähmen. Wie soll das gelingen, wenn die im Prinzip sagt: Du bist ein Lauch, ich nehme dich nicht ernst?

Wir können jetzt nicht eine außenpolitische Handlungsfähigkeit projizieren, die wir gar nicht aufgebaut haben. Aber wir können die Hebel, die uns zustehen, zumindest androhen. Wir schaffen es ja nicht einmal, gemeinsam etwas anzudrohen. Und wenn es die EU nicht macht, dann muss es die Bundesrepublik machen, ganz ehrlich. Dann müssen wir auch die Hermesbürgschaften und bereits genehmigten Rüstungsexporte zurücknehmen.

Oder gar den umstrittenen Flüchtlingsdeal?

Die Türkei hat mehr syrische Flüchtlinge aufgenommen als jedes europäische Land. Wir können nicht sagen, nur weil die Regierung in Ankara uns nicht passt, streichen wir die Gelder. Natürlich darf das europäische Geld nicht benutzt werden, um Menschen in diese Sicherheitszonen zu transferieren. Das ist eine humanitäre, aber auch eine demografische Frage. Außerdem finde ich es nicht tragbar, wenn Leute zurück in die Türkei geschickt werden, jetzt wo wir wissen, dass geplant ist, sie weiter nach Syrien zurückzuschicken. Das bedeutet ja, dass die Türkei kein sicheres Drittland mehr ist.

Gleichzeitig ist unklar, was mit den gefangenen IS-Kämpfer*innen aus Europa geschehen wird.

Man kann sich Gedanken über ein internationales Tribunal machen. Aber bis dahin haben wir keine andere Wahl, als unsere Bürgerinnen und Bürger zurückzuholen. Mir ist nicht klar, inwiefern wir als Rechtsstaat eigenen Bürgern eine Wiedereinreise verweigern und sie nicht vor unsere Gerichte stellen können. Wir haben dazu beigetragen, dass sie sich radikalisierten, indem wir ein Wachstumsfeld dafür geschaffen haben. Das sind unsere Produkte. Und damit müssen wir zurechtkommen, auch zur eigenen Verantwortung stehen.

Lesen Sie die Langversion des Interviews auf gazete.taz.de

Besuchen Sie das deutsch-türkische Webportal unter

www.gazete.taz.de

Was ist die Stiftung?

Die taz Panter Stiftung wurde 2008 gegründet, um die Erfahrungen von unabhängigem Journalismus weiterzugeben. Sie unterstützt JournalistInnen aus Ländern, in denen die Pressefreiheit eingeschränkt ist. Mehr als **3.500 SpenderInnen** haben inzwischen fast **100 journalistische Projekte** finanziert.

Weitere Informationen zu den Projekten der taz Panter Stiftung finden Sie unter:
www.taz.de/stiftung

Was ist taz gazete?

taz gazete ist die zweisprachige Onlineplattform für **Pressefreiheit in der Türkei.** Ein dichtes Korrespondentennetzwerk mit zum Teil arbeitslosen KollegInnen in und aus der Türkei ist entstanden und liefert wöchentlich neue Geschichten.

Bitte spenden Sie!

taz Panter Stiftung
GLS-Bank Bochum
IBAN: DE97 4306 0967 1103 7159 00
BIC: GENODEM1GLS
www.taz.de/spenden
Jede Spende zählt!
Ihre finanzielle Unterstützung kann steuerlich geltend gemacht werden.

b

taz berlin

sonnabend/sonntag, 2./3. november 2019

Diese Eisbärin mit Ballgefühl heißt Hertha und wohnt im Osten
Foto: Bernd von Jutrczenka/picture alliance

Alles nur ein Spiel

Ein Wettstreit zwischen klein und groß, Ost und West, Kultur und Kommerz: Das alles soll das Derby 1. FC Union gegen Hertha BSC sein. Dabei gab es trotz der kämpferischen Vorzeichen zwischen den Klubs lange keine richtige Rivalität. Das hat sich geändert. Ein Zeichen von Normalisierung in einer mal geteilten Stadt

Von **Gareth Joswig**

Die junge Eisbärin im Berliner Tierpark ist ein Politikum. Denn obwohl sie im Osten der Stadt geboren ist, heißt sie wie der Westberliner Fußballverein: Hertha. Ihre Taufe im April ist ein Stachel im Fleisch des Lokalrivalen Union Berlin. Denn es war natürlich nicht weniger als ein Auswärtssieg, dass der große Westberliner Nachbar Hertha BSC mit seiner Marketing-Expertise und seinen schmissigen Plakatsprüchen („Berliner Start-up since 1892“) für eine nicht näher genannte Summe die Namensrechte an der im Feindesland geborenen Eisbärin gekauft hat.

Die mitsamt PR-Video perfekt inszenierte Stichelei fällt damit in das Jahr, in dem das für beide Mannschaften wichtigste Spiel der Saison nicht weit vom Geburtsort der Eisbärin stattfindet: diesen Samstag um 18.30 Uhr, im Stadion An der Alten Försterei. Und der in Berlins Osten wichtigste Fußballklub ist eben nicht die Charlottenburger Hertha, sondern der 1. FC Union Berlin aus Köpenick. Eine feindliche Landnahme könnte man das aus Ostsicht nennen. Nicht umsonst singt Nina Hagen in Unions Vereinshymne: „Wer lässt sich nicht vom Westen kaufen? Eisern Union!“

Warum sucht sich Hertha mit den Champions-League-Ambitionen nicht ein eigenes Tierbaby im näheren Westzoo? Und hassen jetzt alle Ostberliner:innen diese Eisbärin? Die Antwort auf letztere Frage lautet natürlich: Nein. Soll die Hertha – also der Klub – ihren Marketingquatsch doch allein machen, hieß es sinngemäß vom 1. FC Union. Dem Bärenbaby wünsche man aber alles Gute. Immerhin bei den Fans aber wirkt die Provokation ein bisschen: Einige Unioner wollten den Tierpark ganz boykottieren, ein paar ihn nur noch im Union-Trikot besuchen.

Herthas Marketing-Coup zeigt im Kleinen, wie es um das Stadtderby zwischen Hertha und Union steht: Hertha will ein Gesamtberliner Verein sein und der erfolgreichste Bundesligaklub der Stadt bleiben. Und den Unionern geht es offenbar zuallererst um Fußball ohne viel Schnickschnack – Tierpark ist egal.

Was bedeuten diese fußballkulturellen Unterschiede für das Spiel am Samstag – das für die Fans unzweifelhaft mehr ist als nur ein Spiel? Denn es ist immerhin das erste Bundesliga-Duell der beiden Vereine. Und wer gewinnt, darf den anderen bis zum Rückspiel ein halbes Jahr lang mit dem Sieg im Lokalderby nerven.

Tatsächlich könnten die beiden Zoos das Sinnbild schlechthin sein für Berlins derzeitigen Erstliga-Vereine Hertha und Union: Der Westzoo am ehemaligen Hauptbahnhof ist überrannt, zu klein und voll betoniert – daher auch mahnendes Beispiel für bedauernswertes Großwild in zu kleinen Gehegen. Etwas weniger traurig ist der Besuch im östlichen Tierpark: weitläufigeres, fast bewaldetes Gelände, größere Gehege – irgendwie naturnah und entspannter. Und während Zoo und Tierpark sogar organisatorisch zusammengehören, gab es bei den Klubs zu Mauerzeiten immerhin eine historisch gewachsene Freundschaft – Fans der Hertha besuchten die Alte Försterei und Unioner unterstützten die Europapokal-Auswärtsspiele der Blauen im Ostblock.

Aber auch Unterschiede lassen sich schnell finden: Hertha BSC ist schon lange im Oberhaus, bekommt 125-Millionen-Euro-Finanzspritzen von Investoren und macht auch sonst jeden kommerziellen Quatsch mit, den man so im Fußball bieten kann: Sponsoren für das Eckenverhältnis, eine unerträgliche Kakophonie von Chartsmusik und bräsigem Unterhaltungsprogramm in der Halbzeitpause und auf der Laufbahn zu Werbezwecken parkende Autos.

Als Fußballkulturpurist hat man es nicht leicht bei der Hertha. Umso respektabler scheint da die Leidensfähigkeit der Fans, die es trotz aller Widrigkeiten ins oft nur halb volle Olympiastadion zieht.

Erstaunlich, dass es trotzdem auch in der Riesenschüssel richtig laut werden kann, wenn die natürlich grandiose Stadionhymne von Frank Zander ertönt („Nur nach Hause gehn wir nicht“).

Demgegenüber scheint es leicht, mit fußballromantisch-verklärtem Blick das Stadionerlebnis in der Alten Försterei zu lieben: Kein Sponsor darf hier die 90 Minuten Fußball unterbrechen, der Stadion-DJ spielt poptheoretisch relevante Musik. Wer das Union-Stadion besucht, könnte meinen, sich im Traum von Nick Hornbys Buch „Fever pitch“ wiederzufinden – der Bibel der Feuilletonisierung des Fußballs. Die Fans singen sich schon eine Stunde vor Spielbeginn warm und bleiben nach Abpfiff stehen, um die Mannschaft und sich selbst zu besingen.

Die Alte Försterei dient als Reservat für Fußballkultur und ist deshalb auch mittlerweile internationaler Pilgerort für Fans, die ihren Hornby gelesen haben.

Hämisch könnte man zusammen mit Hertha-Sänger Daniel Rimkus gewollt großkotzig singen: „Du kommst aus Stuttgart, du tust mir leid / Wohnst am Hackeschen und findest Union ’n bisschen geil“. Die Replik ist Unions-Punk-Hymne „Eisernet Lied“ von Sporti: „Doch die Mannschaft weiß, dass wir hinter ihr stehn / Und wer dit nich kapiert, der soll zu Hertha jehn!“

Also was denn nun: alte Freundschaft oder neue Feinschaft? Antworten darauf liefert ein historischer Blick auf das Verhältnis zwischen Union und Hertha in Berlin.

Fortsetzung auf Seite 44/45

Anzeige

Podiumsdiskussion
zum Thema nachhaltige Geldanlagen

OEKOGENO

Wofür arbeitet Dein Geld eigentlich?

Mit Ines Zimzinski (Deutscher Crowdsourcing Verband e.V.), David Matthée (Stiftung trias) und Thomas Bauer (**OEKO**GENO eG)

Moderation: Hermann-Josef Tenhagen (Chefredakteur finanztip.de)

Freitag, 8. November 2019, 19:30 Uhr
taz.kantine, Friedrichstraße 21
Eintritt frei

www.oekogeno.de

Anzeige

BÜNDNIS 90 DIE GRÜNEN
BUNDESTAGSFRAKTION

DIE GRÜNE BUNDESTAGS-FRAKTION LÄDT EIN:
FACHGESPRÄCH
11. NOV. VON 16-19 UHR
DEUTSCHER BUNDESTAG

UN-KINDERRECHTSKONVENTION UMSETZEN:
YOUNG HUMAN RIGHTS DEFENDERS SCHÜTZEN!

Info/Anmeldung: gruene-bundestag.de/termine

die woche in berlin

Weniger Menschen identifizieren sich mit dem Kollektiv Verein, weil das Individuum zählt

Alina Schwermer
über den Streik der SchiedsrichterInnen in Berlin

Dass der Plagiatsvorwurf aus dem Weg geräumt ist und Franziska Giffey ihren Doktortitel behalten darf, pusht möglicherweise die SPD, der Streik der SchiedsrichterInnen verweist auf krawallhafte Umtriebe auf den unterklassigen Kickplätzen, und auf der Oberbaumbrücke lässt sich beispielhaft die Arbeit am neuen Mobilitätsgesetz sehen

Anzeige

Die Hoffnung hat wieder ein Gesicht

Franziska Giffey behält zum Glück für die SPD Doktortitel

Programme? Grundsätze? Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, dass der zentrale Faktor in der Politik stattdessen Gesichter und Personen sind (natürlich nicht bei den Grünen, die werden nicht wegen ihrer charismatischen und telegenen Habecks und Baerbocks gewählt, sondern ausschließlich wegen ihrer Klima- und in Berlin so erfolgreichen Radwegpolitik), so hat die Causa Giffey ihn geliefert. Bis Mitte der Woche war die SPD eine Partei auf dem Weg nach unten, sowohl auf Bundesebene wie im Land Berlin. Kaum aber ist die Möglichkeit vom Tisch, Franziska Giffey könnte ihren Doktortitel verlieren, sieht alles ganz anders aus.

Las man sich durch viele Kommentare und Analysen nach der Verkündung der FU Berlin am Mittwoch, dass sie den Titel behalten kann, so ist Giffey nicht bloß die Frau der Zukunft, sondern kann/muss/darf sich auch noch entscheiden, ob sie ganz Deutschland rettet oder doch nur als Regierende Bürgermeisterin Berlin.

Die Sache ist: All diese Kommentare und Analysen haben recht. Mit einer von Plagiatsvorwürfen freigesprochenen Giffey hat die SPD tatsächlich wieder eine Chance, eine große sogar. Sie, die langjährige Neuköllner Stadträtin und Bezirksbürgermeisterin, seit eineinhalb Jahren Bundesfamilienministerin, hat die seltene Gabe, Politik verständlich machen zu können, über Flügel, Gräben, Lager hinweg. Ihr „Gute-Kíta-Gesetz“ etwa hatte im Entwurf ihres Ministeriums ei-

Einer wie Müller ist klug genug, einer Giffey nicht im Weg zu stehen

nen Titel mit 23 Worten: „Das versteht nicht nur an der Sonnenallee keiner“, sagte Giffey vor ein paar Monaten bei einer Veranstaltung der Industrie- und Handelskammer. Dort, wo gemessen am langen Applaus über 260 Wirtschaftsvertreter ihrem Charme erlagen, bekam sie die Frage, wann denn nun das „Erfolgreiche-SPD-Gesetz“ komme – und was drinstehen müsse. „Hingehen, zuhören, anpacken“, antwortete Giffey. Es ist dieses Ansatz, der ihr in der *Süddeutschen Zeitung* die Überschrift „Deutschlands Bürgermeisterin“ einbrachte.

Pech für Giffey, dass sie sich tatsächlich entscheiden muss: die Wahl zum Abgeordnetenhaus steht wie die zum Bundestag, wenn nicht vorgezogene Neuwahlen dazwischenkommen, im Herbst 2021 an, möglicherweise sogar am selben Tag. Nun hat zwar der aktuelle Regierungs- und Landesparteichef Michael Müller noch überhaupt nicht gesagt, dass er nicht weiter zur Verfügung steht – außer, dass er jüngst im *Tagesspiegel* eine Bundestagskandidatur nicht für alle Zeiten ausschloss.

Aber gerade einer wie Müller ist klug genug, einer Giffey nicht im Weg zu stehen, wenn die sich für Berlin entscheiden würde. Vor allem, weil die durchaus in seinem Sinne weiterregieren würde: Als beim Landesparteitag vergangenen Samstag vor allem jüngere Genossen den im SPD-Grundsatzprogramm verankerten demokratischen Sozialismus herauskramten und nach Enteignung von Deutsche Wohnen & Co riefen, redete Giffey Klartext: „Für mich ist eine moderne Stadt eine, die nicht für Enteignung steht, sondern für Innovation.“

Stefan Alberti

Wenig Spaß auf dem Spielfeld

SchiedsrichterInnen streiken in den unteren Fußballklassen

Es mag ein Zufall sein, dass der SchiedsrichterInnen-Streik in Berlin am vergangenen Wochenende mit einer weiteren Streik-Ankündigung zusammenfiel. Die spanischen Erstligaspielerinnen haben einen unbefristeten Streik bei Ligaspielen angekündigt, im Kampf um ein Mindestgehalt und einen Tarifvertrag. Eine Arbeitsverweigerung gab es auch im September im Saarland, Schiris streikten wegen tätlicher Angriffe. Wird der brave Fußball widerständig?

Mindestens auffällig ist, dass die Aktionen nicht in der medial viel beachteten Bundesliga, sondern an den Rändern stattfinden: durch Frauen, die für ihr Profispiel nicht mal den Mindestlohn erhalten, durch Schiris, die sich ehrenamtlich in den unteren Ligen beleidigen, bedrohen und manchmal verprügeln lassen.

Ellenbogenmentalität lässt das Vereinswesen an Grenzen stoßen

Dass ausgerechnet das sonst nicht revolutionär gesegnete Schiedsrichtermilieu auf die Barrikaden steigt, legt einigermaßen glaubhaft nahe, dass der (Männer-)Fußball der unteren Ligen ein Gewaltproblem hat. Spieler schlagen Schiedsrichter bewusstlos, Väter schlagen den Gegenspieler ihrer Söhne. Viel ist zu den Ursachen argumentiert worden, über schrumpfendes Ehrenamt und kriselndes Vereinswesen, aggressive Eltern und gesellschaftliche Spannungen, die sich auf dem Platz wiederfinden.

Viele dieser Ursachen haben einen gemeinsamen Nenner, der in letzter Konsequenz nicht ausreichend benannt wird: die Veränderung der Arbeitswelt. Deregulierter Kapitalismus, Egoismus, steigender Leistungsdruck hinterlassen ihre Spuren im Sport. Weniger Menschen haben unter der Arbeitsbelastung Zeit, sich einem Ehrenamt zu widmen. Weniger Menschen identifizieren sich mit dem Kollektiv Verein, weil das Individuum zählt. Viele sehen den Klub nur noch als Dienstleister. Schnelllebigkeit, Ellenbogenmentalität und Flexibilität lassen das aus dem 19. Jahrhundert kommende Vereinswesen an Grenzen stoßen.

Frei von Kulturpessimismus lässt sich feststellen, dass sich die Akteure verändern: Eltern halten ihr minderbegabtes Kind für den nächsten Ronaldo und rasten am Spielfeldrand aus, Kinder werden wie Profis trainiert und lassen unter Druck ihre Wut an anderen aus. Eindimensional wird bis in die Kreisliga ein Schuldiger am eigenen Versagen gesucht, denn man selbst, der ganz besondere Mensch, kann es ja nicht gewesen sein. Eindrücklich berichten das Menschen aus dem Amateurfußball aller politischen Couleur. Die Gesellschaft und der Fußball haben die Büchse der Pandora vor langer Zeit geöffnet, aber manche Auswirkungen kommen verspätet an. Es wird nicht der letzte unterklassige Streik sein.

Der Berliner Fußball-Verband möchte nun auf die Wünsche der Schiris eingehen. Verpflichtende Ordner bei jedem Spiel soll es geben, auch die Sportgerichtsbarkeit soll professionalisiert werden und ein Forum zwischen Schiris, Trainern und VereinsvertreterInnen geschaffen werden. All das klingt sinnvoll, einiges wird schon lange gefordert. Die Professionalisierung der unteren Ebenen ist im gegenwärtigen System der einzige konstruktive Weg. Aber Ordner in der Kreisliga hinterlassen auch einen sehr bitteren Nachgeschmack.

Alina Schwermer

Leibesübungen 39

Ginge doch alles noch viel radikaler

AktivistInnen sorgen sich um das Berliner Mobilitätsgesetz

Gleich an drei Stellen schien in dieser Woche wieder einmal der Konflikt zwischen den VerantwortungsträgerInnen in der Senatsverkehrsverwaltung und den Berliner Fahrrad-AktivistInnen auf, denen alle Bemühungen der Politik zu langsam, zu unentschlossen oder schlicht fehlgeleitet erscheinen.

Besonders heftig knisterte es bei der gerade erfolgten Neugestaltung der Oberbaumbrücke. Was die einen als radikale Verbesserung für den Radverkehr betrachten – ein deutlich breiterer Fahrradstreifen und eine Reduzierung der Kfz-Spuren von zwei auf eine –, empfinden die anderen als Zumutung: Der Radstreifen sei zum gegenseitigen Überholen zu eng, und die überbreite Solo-Spur für die Autos verleite deren FahrerInnen, auf den unverpollerten Schutzstreifen der Zweirädrigen auszuscheren. Mittlerweile hat Regine Günthers Haus durchblicken lassen, dass noch mal nachgearbeitet wird.

Rund um die Bergmannstraße regiert der ebenfalls grüne, aber deutlich experimentierfreudigere Stadtrat Florian Schmidt. Ihn hat nun, aktiviert durch einen AnwohnerInnenantrag, die Bezirksverordnetenversammlung Friedrichshain-Kreuzberg aufgefordert, den Kiez noch radikaler verkehrszuberuhigen als bisher vorgesehen, nämlich allen Durchgangsverkehr zu verhindern. Was wiederum Zoff mit dem Senat geben dürfte. Der hält nämlich unter anderem eisern daran fest, dass die Achse Zossener Straße–Friesenstraße als Alternative zum Mehringdamm erhalten bleibt.

Am Donnerstag dann „schwärzten“ AktivistInnen an der Schillingbrücke

Besonders heftig knisterte es bei der Neugestaltung der Oberbaumbrücke

das, was vor ein paar Jahren noch als fortschrittliche Innovation galt: einen Radstreifen in Mittellage, von der Radlobby mittlerweile als „Angstweiche“ gelabelt. Für Changing Cities und Co. steht fest, dass solche Straßenmarkierungen genau das Gegenteil von Sicherheit erzeugen, potenzielle RadlerInnen fernhalten und somit dem Berliner Mobilitätsgesetz diametral zuwiderlaufen.

All diese Szenarien skizzieren ganz gut die anhaltende Verwerfung zwischen Regierung und (Rad-)Volk, bei der man als Beobachter manchmal nicht weiß, zu wem man halten soll: Einerseits haben die Lobbyorganisationen vollkommen recht, wenn sie den Geist des von ihnen erkämpften Mobilitätsgesetzes ernst nehmen und sich mit weniger als dem Machbaren nicht zufriedengeben. Andererseits kann man sich vorstellen, dass die bisweilen sehr kleinliche Kritik, immer mit dem Zentimetermaß in der Hand, auch für die fortschrittlichen VerkehrsplanerInnen dieser Stadt zermürbend ist.

Etwas mehr Anstrengung bei den einen, etwas weniger Fundamentalismus bei den anderen, das hätte was.

Claudius Prößer

Hinter so einem rot-weißen Band wird es doch erst interessant Foto: Ingrid Michel/ plainpicture

Jede Menge Tatorte

Die Krimiszene kennt für jedes Pläsierchen ein eigenes Subgenre. Beim am Montag startenden Krimimarathon wird so bunt gemordet

Von **Katharina Granzin**

„Ohne Krimi tut's die Mimi leider nicht", beklagte sich 1962 der amerikanisch-deutsche Sänger Bill Ramsey, „und es brennt die ganze Nacht das Licht." Im Schlager „Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett" wird das lyrische Song-Ich vom Dauerlesen der Gattin wachgehalten und schlägt sich deshalb die Nächte bei „ein paar Klaren" in der Bar an der Ecke um die Ohren. So wie Krimi auf Mimi reimt sich im Songtext Interpol auf Alkohol. Lang ist's her.

In der Zwischenzeit ist sowohl Netflix erfunden worden, das uns vom Lesen abhält, als auch der E-Reader, der uns sozialverträgliche Bettlektüre erlaubt, wenn andere Personen schlafen wollen. An einem aber hat sich nichts geändert: Krimis sind auf dem Buchmarkt immer noch ein Dauerbrenner. Mehr noch: Würde Mimi aus den sechziger Jahren in die Jetztzeit katapultiert, bräche sie überfordert zusammen angesichts der mitunter viele Meter langen Krimiregale in den Buchhandlungen. Eine Qual der Wahl müsste sie überstehen, denn heutige LeserInnen können sich entscheiden zwischen so vielen Subgenres, dass Mimi einen Einführungskurs belegen müsste, um sich einen Überblick über die Szene zu verschaffen.

Die Zeiten, in denen das Genre einigermaßen eindeutig zwischen den Polen „Whodunit" und „hard-boiled" aufgeteilt werden konnte, sind vorbei. Zum einen hat sich die Szene immer weiter aufgefächert. Der Thriller als Spannungsroman, der nicht notwendigerweise immer mit kriminalistischen Inhalten verbunden ist, hat zwischen den Polen an großer Bedeutung gewonnen. Unzählige Zwischenformen sind entstanden, und der genrehungrige deutsche Buchmarkt absorbiert immer mehr auch das, was in anderen Ländern im Krimisegment geschrieben wird.

Darin spiegeln sich auch ganz allgemeine kulturelle Verbindungen und Interessen. In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ging die steigende Bedeutung des skandinavischen Kriminalromans einher mit der zunehmenden Begeisterung für den europäischen Norden als Urlaubsregion. (Inzwischen ist es umgekehrt sogar so, dass etliche skandinavische AutorInnen ihre Krimiproduktion überhaupt erst mit Blick auf den deutschen Buchmarkt anwerfen.) Heute, in der Internet-und-Billigflieger-Welt, liegen sowohl die Reiseziele insgesamt weiter weg als auch die kulturellen Interessen. So haben sich zum Beispiel koreanische und japanische Kriminalromane in den letzten Jahren einen schönen Platz in gut sortierten deutschländischen Bücherregalen erobert.

Auf der anderen Seite gibt es den sagenhaften Boom der Regionalkrimis, die im Grunde auch als neue Form des Heimatromans betrachtet werden können, also je nach individueller Ausrichtung nicht nur ein Subgenre, sondern sogar ein Zwittergenre repräsentieren. Ebenso verhält es sich mit dem Humorkrimi, dem Gruselkrimi, dem kulinarischen Krimi und solchen Kriminalromanen (man könnte sie als „Mädchenkrimi" bezeichnen), die von Frauen für Frauen geschrieben werden, weil es darin ziemlich unverhüllt vor allem um weibliche Sehnsüchte geht.

Wohlgemerkt: Auf all diesen wild umeinander wuchernden Seitentrieben können schöne Blüten wachsen, die ihre RezipientInnen auch außerhalb der unmittelbaren Zielgruppe finden. Die Alpenkrimis eines Jörg Maurer lassen sich durchaus im Strandkorb an der Ostsee lesen, während die Hamburger Mädchenthriller einer Simone Buchholz auch einem älteren Mann im Allgäu gefallen mögen. Schreiben müssen die Leute halt können. Auf der Website des Berlin-Brandenburger Krimimarathons finden sich unter „Schlagwörter" einundzwanzig verschiedene Subkategorien. Die Qual der Lesungswahl lässt sich da vielleicht am ehesten anhand des Veranstaltungsorts entscheiden.

Die zeitreisende, orientierungslose Krimi-Mimi übrigens würde man sicher erst mal zur Lektüreberatung in eine einschlägig spezialisierte Fachbuchhandlung schicken – auch etwas, das zu ihrer Zeit vermutlich noch nicht existierte.

In Berlin gibt es neben der als Veranstaltungsort auf dem Marathon vertretenen Buchhandlung Miss Marple natürlich vor allem Hammett. Klein und fein, ist sie eine Kreuzberger Kiezinstitution und mittlerweile seit 24 Jahren in der Friesenstraße direkt neben der Marheineke-Markthalle ansässig. Von dort wurde in der letzten Woche ein besorgniserregender Newsletter versandt. Die einst sehr rumpelige Friesenstraße hat nämlich vor Kurzem einen Belag aus Flüsterasphalt erhalten. Eine an sich gute Sache, die aber eine knapp eineinhalbjährige Baustelle vor dem Hammett mit sich brachte, was die Umsätze während dieser Zeit um 20 Prozent einbrechen ließ, wie es heißt. Weitere, kleinere Probleme kamen hinzu. Nun soll bis Ende des Jahres entschieden werden, ob der Laden weitergeführt werden kann. Das wird natürlich davon abhängig sein, ob sich der Umsatz in den nächsten beiden Monaten entscheidend erholt. Immerhin: Bald ist Weihnachten.

Jede Menge Morde

Tatorte Wer tatsächlich alle 60 Veranstaltungen des Krimimarathons Berlin-Brandenburg besuchen möchte, kommt ganz schön rum: Lesungen gibt es in Buchhandlungen, Bibliotheken, Landesvertretungen, Cafés, Museen, Theatern, Galerien, Schlössern und auch Autohäusern. Lesen werden bekannte und weniger bekannte Autoren und Autorinnen.

Tatzeiten Start des 10. Krimimarathons ist am Montag, 4. November, im Felleshus der Nordischen Botschaften. Vorgestellt werden norwegische Krimis. Literarisch gemordet und ermittelt wird bis 17. November. Programm unter www.krimimarathon.de.

Andreas Hartmann
Durch die Nacht

Bitte nachhaltig enthemmt tanzen, damit die Discokugel auch rotiert

Der Club als Ort, wo man einfach nur unbeschwert die Sau rauslässt, das ist ja sowieso schon längst vorbei.

Anstatt von Hedonismus pur spricht man im Zusammenhang mit der hiesigen Clubkultur inzwischen ja nur noch von solch lästigen Dingen wie Lärmschutzproblematik, Mieterhöhung und sogar vom Sterben dieser ganzen schönen Kultur. Jetzt geht es auch noch um das Thema Umweltschutz, bei dem man gleichfalls nicht bloß an Fun und Feierlaune denkt. Als würde man nicht so schon ständig seinen CO_2-Fußabdruck hinterfragen, soll man das jetzt auch noch bei der Party tun. Gleich mehrere Berliner Clubs haben sich mit dem Bund, der Club Commission und dem Berliner Senat zusammengefunden, um Clubtopia zu realisieren, eine Clubkultur, in der es auch um Nachhaltigkeit gehen soll. Ein Ja zur nächtlichen Entgrenzung und zu Save the Planet gleichzeitig also. Mehrere Workshops haben bereits zum Thema stattgefunden und es soll weitergehen damit, auch im nächsten Jahr.

Was man dazu gleich mal festhalten kann: Radikale Nachhaltigkeit und totale Wiederverwertung von Ressourcen wird in der Berliner Clublandschaft eher keine Chance mehr haben.

Die Zeit der Berliner Clubs, die aus dem Weggeworfenen anderer bestanden, ist mit dem Ableben der Bar 25 vorbei. Der Jonny Knüppel am Schleusenufer in Kreuzberg war nochmals so ein Laden, der komplett aus Recyceltem bestand. Aus Schrott von überallher wurde ein Club, der dann freilich auch schnell wieder schließen musste, weil Investoren der Sinn für die Schönheit derartiger Visionen, die ja bereits so eine Art Clubtopia definierten, fehlt. Und weil den Investoren inzwischen die Stadt gehört, wird es in dieser auch keine Clubs aus Schrott mehr geben.

> Je wilder es auf dem Dancefloor zuginge, desto mehr Energie würde produziert

Also muss man sich nun mühsam daran machen, Clubs aufzuklären, wie sie so lästige Dinge wie eine bessere Dämmung in ihrem Gemäuer unterbringen, um ein wenig Strom sparen zu können. Oder wie man gar selbst, autark, Strom erzeugt.

Die Ideen für das grüne Ökohaus von heute sollen auf den Partyschuppen von nebenan umgemünzt werden. Und in den meisten Berliner Clubs muss wohl noch so einiges getan werden, damit Greta und Co. hier unbeschwert und mit gutem Gewissen mal tanzen können.

Technisch ist da in vielerlei Hinsicht noch so einiges machbar. Für Fortgeschrittene wäre beispielsweise die Idee, die Energie Tanzender selbst in Strom umzuwandeln. Je enger und je wilder es auf dem Dancefloor zuginge, desto mehr Energie würde produziert werden. Tolle Sache.

Andererseits war doch die Idee der Clubkultur immer, sich temporär allen Verwertungszusammenhängen zu entziehen, dachte ich immer. Sich einfach auszuklinken, einfach mal nicht zu funktionieren. Wenn dann plötzlich die Discokugel nur noch rotiert, wenn ich mich auch kräftig enthemmt gebe, keine Ahnung, ob ich das so haben möchte.

Anzeige

Berlin ist rot-blau: Unions rote Aufstiegsbierdusche in der Alten Försterei nach dem Relegationssieg über Stuttgart, links und rechts eine blau-trunkene Choreo der Hertha-Fans im Olympiastadion
Fotos: Sebastian Wells/Ostkreuz

Alles nur ein Spiel

Fortsetzung von Seite 41

Vor dem Derby sind sowohl der rot-weiß tragende 1. FC Union als auch die blau-weiße Hertha nicht nur in Tierfragen sichtlich um Rivalität bemüht. Die Frage nach Rot oder Blau ist in der Woche vor dem Derby selbst im ansonsten dem Fußball höchstens ignorant gegenüberstehenden Berliner Alltag ungewohnt präsent: Beide Vereine klebten Plakate („Berlin sieht rot“ vs. „Hertha steht für ganz Berlin“), die Fans stickern ihre Bezirke, und seit Saisonbeginn dürfen sich sogar längst Vergessene wie Ex-Herthaner Axel Kruse und Ex-Unioner Christian Beeck im RBB-Podcast gegenseitig beschimpfen, wie es in der Woche vor dem Derby auch Kolleg:innen auf Arbeit und sonstige Fußball-Fans getan haben dürften.

Dabei kann im Vergleich mit anderen großen Fußballderbys das Berliner Duell auf keine große Historie blicken – schlichtweg, weil die staatlich vorgegebene Systemrivalität zwischen Ost und West in Zeiten der Teilung auf ganz anderen Ebenen wie etwa der Fußballweltmeisterschaft oder richtigen Stellvertreterkriegen rund um die Welt ausgetragen wurde. Eine Innerberliner Begegnung war schlichtweg unmöglich und auch unerwünscht.

Entsprechend lässt sich schon über den Begriff Derby streiten: Meistens wird er in der Fußballwelt definiert mit regionaler Nähe plus gewachsener Rivalität. Und da ist bei Hertha und Union nun mal nicht viel – zu kurz ist die Geschichte, wenn man die Partie mit anderen wichtigen Duellen im Fußball vergleicht, bei denen über Hunderte Spiele stellvertretend Glaubensfragen (das protestantische Glasgow Rangers gegen das katholische Celtic Glasgow im schottischen Old Firm), Klassenfragen (der arme Arbeiterverein Boca Juniors gegen das reiche River Plate im Superclasico im argentinischen Buenos Aires) oder sonstige Links-Mitte-rechts-gut-böse-Projektionen geklärt werden (St. Pauli gegen HSV in den deutschen Hamburg-Derbys oder beim „Revierderby“ zwischen Dortmund und Schalke).

Immerhin vier Pflichtspiele aber gab es schon zwischen Hertha und Union: Anfang des Jahrzehnts in der Zweiten Liga. Auch damals ging die Feindschaft nicht wirklich über Sticheleien und sportlichen Wettkampf hinaus. Die Polizei behandelte die Partie dennoch wie auch jetzt als Spiel mit erhöhtem Risiko. Aber wenn Union (und natürlich auch Hertha) die Klasse hält und es regelhaft zur Austragung dieser Stadtmeisterschaft kommt, könnte daraus vielleicht wirklich mal so etwas wie ein richtiges Fußballderby wachsen. Das wäre 30 Jahre nach Mauerfall auch ein Stück weit Normalisierung, wie sowohl Herthaner als auch Unioner sagen.

Denn das erste Aufeinandertreffen der beiden Klubs fand nicht wirklich unter normalen Umständen statt: Im Januar 1990, wenige Wochen nach Mauerfall, war es das erste große Freundschaftsspiel zwischen einer Ost- und einer Westberliner Fußballprofi-Mannschaft. Ins Olympiastadion kamen dabei über 50.000 Zuschauer, der überwiegende Teil davon Unioner, die wie alle DDR-Bürger:innen nach Mauerfall eine Zeit lang vergünstigt ins Olympiastadion gehen durften. Gesungen wurde bei der Partie in einig trauter Atmosphäre „Eisern Berlin“ – beide Mannschaften wurden vom Publikum gleichermaßen angefeuert.

Misstöne gab es nur kurz, als Union-Anhänger im Olympiastadion etwa 100 Fans von BFC Dynamo aus Hohenschönhausen, Unions Erzrivalen aus der DDR-Oberliga, erblickten. Der mittlerweile unterklassig spielende DDR-Serienmeister wurde von Stasi-Chef Erich Mielke und damit auch von den Schiedsrichtern protegiert. Das war im Januar 1990 im Olympiastadion vorbei: Fans von Hertha und Union skandierten gemeinsam „Stasi raus“.

Das vergessene Rückspiel

Ist das Derby und die Rivalität also nur ein Etikettenschwindel zweier eigentlich verbundener Klubs? Wie sehen das die heutige Protagonist:innen? Was bedeutet das Derby jetzt?

Fragt man Christian Arbeit, der seit 1986 zu Union geht, beim Mauerfall-Freundschaftsspiel 1990 dabei war, der 2006 Stadionsprecher in der Alten Försterei wurde und seit zehn Jahren auch offizieller Pressesprecher des Vereins ist, ist das alles gar nicht so kompliziert: „Fernab von allen Ost-West-Kisten ist die Rivalität Teil des sportlichen Wettstreits und ein Stück weit Normalisierung in einer ehemals geteilten Stadt.“ Die wenigsten seien heutzutage noch beides – „Man entscheidet sich für Rot oder Blau.“ Und die Identitäten der Klubs unterschieden sich nun einmal deutlich.

Aber wie ist dann die bis heute bei einigen älteren Fans und auch medial noch sehr präsente Fan-Freundschaft aus Wendezeiten zu erklären? Arbeit sagt: „Zu DDR-Zeiten war es natürlich auch immer ein wenig piekig, einen Westverein gut zu finden.“ Vieles in der DDR sei Kommunikation zwischen den Zeilen gewesen. Hertha im Ostblock anzufeuern und Fan-Freundschaft über die Mauer hinweg zu pflegen sei zwar nicht direkt Widerstand gewesen, aber eben ein kleines bisschen aufmüpfig. Und überhaupt: „Wenn man zum Derby schon das Freundschaftsspiel vom Januar 1990, wo alle zusammen ‚Eisern Berlin‘ sangen, hervorholt, sollte man ruhig auch gleich an das vergessene Rückspiel ein halbes Jahr später an der Alten Försterei erinnern – da sind dann nicht mal 4.000 Leute gekommen, und mit großer Freundschaft war da schon nicht mehr viel.“ Arbeit war bei beiden Spielen dabei, wie er sagt: „Beim Rückspiel war die Mauerfall-Euphorie aus dem Januar verflogen, die Leute hatten andere Sorgen.“ Und als Union und Hertha 2010 in der Zweiten Liga erstmals in einem Punktspiel aufeinandertrafen, habe bereits mehr die Rivalität im Vordergrund gestanden. „Heute spielt die königskinderhafte Verbindung aus DDR-Zeiten kaum noch eine Rolle, sondern normale sportliche Rivalität“, sagt Arbeit.

Beim ersten Treffen im Januar 1990 im Olympiastadion skandierten Fans von Hertha und Union gemeinsam: „Stasi raus!“

Diese „Ost-West-Kiste“ will Union beim Fußball auch gar nicht aufmachen: Nicht umsonst hat Union vehement widersprochen, als Hertha vorschlug, das Stadtduell aufs 30-jährige Jubiläum des Mauerfalls zu legen, auf den 9. November. Man habe an diesem historischen Tag wichtigere Dinge zu tun, als Fußball zu spielen, hieß es von Union. Nun spielen sie am 9. November auswärts in Mainz.

Sportlich bleibe das Stadtduell natürlich ein Duell zwischen groß und klein, sagt Arbeit mit Verweis auf die unterschiedlich große Kaufkraft der Vereine. „Ein Ost-West-Duell ist es natürlich auch: Himmelsrichtungen gibt es ja immer noch“, sagt er. Die Worte des Präsidenten Dirk Zingler aber, der kürzlich noch von „Fußball-Klassenkampf“ sprach, hätten nichts mit Marxismus zu tun, sondern seien natürlich nur auf die unterschiedlichen wirtschaftlichen Möglichkeiten bezogen – ebenso wie mit unterschiedlichen Auffassungen davon, wie man ein Fußballspiel durchführt. Da besinne man sich ganz auf sich selbst. Ob man sich denn als unkommerzielle Alternative im Profifußball sehe? „Nein, auch wir haben LED-Bandenwerbung, viele wirtschaftliche Partner und einen Trikotsponsor auf der Brust.“ Letzterer ist als Immobilienfirma bei den Fans nicht unumstritten. Aber man lasse den Fans viel Raum für Entfaltung, und den nutzten diese gern.

Farbattacke aufs Privathaus

Im Fanprojekt Berlin, wo Sozialarbeiter Thomas Jelinski seit 25 Jahren mit Hertha-Fans arbeitet, sieht man das im Prinzip ganz ähnlich: Für die Fans sei die anstehende Partie das wichtigste Spiel des Jahres. Es kribbele in der Stadt. Auch Jelinski selbst hege, das bleibe bei der langjährigen Tätigkeit nicht aus, natürlich Sympathien für die Blauen und freue sich auf das Spiel. Und die Ost-West-Kiste will man hier auch nicht aufmachen: „Union ist Köpenick, und Hertha ist ganz Berlin, singen unsere Fans immer“, sagt Jelinski. In Herthas Ostkurve habe Hertha gar nicht das Gesicht eines Westvereins – es kämen auch viele Fans aus dem Osten. Die Wiedervereinigung sei in Herthas Kurve durchaus wirklich vollzogen.

Anzeige

Mal wieder Hauptstadtderby

Das Spiel Am Samstag um 18.30 Uhr empfängt der 1. FC Union Berlin Hertha BSC im ausverkauften Stadion an der Alten Försterei. Tickets werden auf dem Schwarzmarkt mit über 1.000 Euro gehandelt. Günstiger ist es in der Kneipe des Vertrauens. In den Zweitliga-Saisons 2010–12 standen die Teams sich bereits viermal gegenüber. Die Bilanz ist ausgeglichen: Beide siegten einmal, zweimal trennte man sich unentschieden.

Bundesliga-Duelle Das letzte Berliner Stadtduell in der 1962 gegründeten Bundesliga fand zwischen Tennis Borussia Berlin und Hertha BSC im April 1977 statt – TeBe gewann mit 2:0. In der DDR-Oberliga kam es zuletzt 1989 zum Berlinderby zwischen Union und dem BFC Dynamo. Union verlor mit 2:3.

Das Derby Der Begriff geht auf die englische Grafschaft Derbyshire zurück und wurde später für regional-emotional aufgeladene Sportduelle adaptiert. In der englischen Grafschaft beschrieb das Derby ein „Shrovetide Match", eine Art mittelalterliches Fußballspiel zwischen zwei nahe gelegenen Dörfern. Spieler:innen in unbegrenzter Anzahl mussten einen Ball von dem die Dörfer verbindenden Fluss Henmore aus gegen einen Mühlstein werfen. Regeln sind kaum verbrieft, Prügeleien gehörten wohl dazu, nicht selten soll jemand ersoffen sein. *(gjo)*

Irgendwie Union gegen irgendwie Hertha

Vor der Wende: 1987 gab es in Köpenick ein illegales Freundschaftsspiel zwischen einem Ost- und einem Westberliner Verein

Von **Gunnar Leue**

Union gegen Hertha – was heute ein Bundesligaderby ist, war in den Jahren des geteilten Berlins nicht mal als simples Freundschaftsspiel denkbar. Zu abstrus und real zugleich die Angst vor allem der Ostberliner Politiker, dass so ein Spiel mit einem blau-rot-weißen Band der Sympathie auf den Rängen zu einer Art politischen Manifestation werden könnte.

Das heißt nicht, dass abseits des offiziellen deutsch-deutschen Freundschaftsspielbetriebs gar nichts passierte. So fand am 24. Oktober 1987 im Bezirk Köpenick ein illegales Fußballspiel zwischen einer Ost- und einer Westberliner Elf statt, das man mit etwas vereinshistorischer Lockerheit auch als Spiel „Irgendwie Union gegen irgendwie Hertha" bezeichnen könnte. Beide Kontrahenten – der KSV Johannisthal und der Berliner SC – hatten in ihrer Vereins-DNA je ein bisschen von den schon damals beliebtesten Berliner Fußballklubs.

Der KSV Johannisthal hatte nicht nur viele Unioner in seinen Reihen, sondern spielte auch in der Union-Liga, in der diverse Freizeitteams mit Fans der Eisernen kickten. Der in Charlottenburg beheimatete Berliner SC wiederum ist die Vereinskeimzelle von Hertha BSC, da die Fußballabteilung ihres Vorläufers Hertha 92 von 1923 bis 1930 im Berliner SC integriert war.

Noch verschlungener als diese Bezüge ist der Weg zur historisch denkwürdigen Partie (im Köpenicker Ortsteil Schmöckwitz), die in keinem Geschichtsbuch steht und offiziell als Spiel zweier Köpenicker Mannschaften angemeldet war.

Alles begann mit einer privaten Ost-West-Bekanntschaft im Jahr 1987. Elmar Werner, ein 24-jähriger Theologiestudent aus Johannisthal, hatte in Kirchenkreisen den jungen Westberliner [redacted] kennengelernt. Während der bei gemeinsamen Kneipenbesuchen in Ostberlin gern 68er-Anekdoten von seinen Begegnungen mit Rudi Dutschke erzählte, berichtete Elmar Werner, wie er als Protestant mit seinem katholischen Schulfreund Joachim Döring 1980 einen alternativen Fußballverein gegründet hatte. Und wie jener KSV Johannisthal bald darauf sogar unter dem Radar des offiziellen Spielbetriebs ein Fußballturnier mit Teams von westlichen Botschaften veranstaltet hatte. Schlauerweise lud Elmar Werner damals auch sowjetische Genossen von der UdSSR-Botschaft mit ein, was ein Grund gewesen sein könnte, dass die Stasi nicht dazwischenfunkte. Es kam, was nach ein paar Bieren häufig bei Kneipengelaber herauskommt: eine verrückte Idee. In diesem Fall von [redacted], der an ein Spiel zwischen dem KSV und dem Berliner SC dachte. Natürlich in Ostberlin, im Westen ging's ja nicht.

Zwei Monate tüftelten die Hobbykicker an der Planung des Coups, über den Immer-noch-KSV-Präsident Elmar Werner 32 Jahre später sagt: „Eigentlich war das eine wahnsinnige Aktion, denn wir organisierten sie ja nicht kurz vorm Mauerfall, wo die Stasi die Dinge kaum noch unter Kontrolle kriegte."

Zur akribischen Vorbereitung gehörte, dass der Ost-West-Kick auf dem Großfeld in Schmöckwitz beim Platzwart als Freundschaftsspiel zwischen KSV Johannisthal und der Betriebssportgemeinschaft WSSB (Werk für Signal- und Sicherungstechnik Berlin) angemeldet wurde. Auch die eigenen KSV-Spieler kannten den wahren Gegner dieses Hochrisikospiels nicht, nur drei, vier Vereinsvorständler des KSV wussten Bescheid. Sie waren es auch, die die Westberliner Fußballer am Samstagvormittag des 24. Oktobers an verschiedenen Grenzübergängen der Stadt abholten. Um nicht aufzufallen, waren die nicht als Fußballer erkennbar eingereist. In ihren Taschen hatte sie keine Spielerkleidung, dafür am Körper unter den Jeans zweifach Unterwäsche an – eine fürs Spiel. Ihre Fußballtreter an den Füßen fielen deshalb nicht auf, weil es sich um Kunstrasenschuhe mit angegossener Noppensohle handelte. Lediglich der BSC-Torwart hatte die konspirative Vorsorge verpeilt, wurde von den etwas verwunderten DDR-Grenzern aber durchgewinkt.

Etwas verwundert waren auch die wenigen Zuschauer der Partie am frühen Mittag, lief doch der KSV-Gegner ebenfalls mit KSV-Trikots auf. Das Spiel selbst war dann eine klare Sache. Der KSV, damals ein Spitzenteam der dritten Kreisklasse Köpenick, besiegte die Charlottenburger, die auch nur die dritte Mannschaft des BSC waren, 6:1.

Nach dem historischen Match ging es gemeinsam in die dritte Halbzeit, die für die Westkicker kurz vor Mitternacht im Zustand annähernder Volltrunkenheit am Grenzübergang Oberbaumbrücke endete. Last Exit Westberlin. Geschichte wurde gemacht, nun ging's voran back to Kreuzberg.

Worüber man sich außer über die Brisanz des Risikospiels noch keine Gedanken gemacht hatte: das Rückspiel. Warum auch, ein solches war schlicht illusorisch, denn der Mauerfall so fern der Vorstellung wie ein DDR-Meistertitel für den 1. FC Union.

Als der Mauerfall im November 1989 aber doch geschah, dauerte es nur wenige Wochen bis zum Rückspiel. Es fand am 20. Januar 1990 auf dem Hubertussportplatz statt – genau eine Woche vor der denkwürdigen Freundschaftsbegegnung Hertha gegen Union im Olympiastadion vor über 50.000 Zuschauern.

KSV-Mann Joachim Döring, an der historischen Partie als Mitorganisator und Mitspieler beteiligt, staunt heute fast ein wenig über seine einstige Unbekümmertheit. „Damals war uns die Dimension und die Gefährlichkeit von dem, was wir veranstalteten, gar nicht so bewusst. Im Nachhinein können wir schon stolz drauf sein."

Illegale Spiele veranstaltet der KSV Johannisthal heute nicht mehr, aber stattdessen unter anderem seit neun Jahren ein Mauerfall-Cup-Turnier, bei dem der Berliner SC bereits zweimal mitspielte. Zudem begegneten sich beide Klubs in der vergangenen Saison in der Ü50-Liga. Und eine besondere personelle Brücke in die Vergangenheit gibt es noch: Der Torwart, der 1987 als einziger Westberliner mit seinem BSC-Trikot mitspielte, ist heute Mitglied beim KSV. Sein Trikot von einst soll demnächst an die Devotionalienwand des KSV-Vereinsheims in Oberschöneweide kommen, wo zwischen Union- und anderen Vereinswimpeln auch ein alter Hertha-Wimpel hängt, den [redacted] damals 1987 mit rübergeschmuggelt hatte.

Für die Gemeinsamkeiten und das ehemalige freundschaftliche Verhältnis interessierten sich die jüngeren Fans höchstens als anekdotisches Detail, sagt Jelinski. Die Rivalität stehe heute klar im Vordergrund und werde bewusst gesucht. „Solange das auf einem gesunden Level bleibt, ist das ja auch okay und sorgt für die nötige Würze in einem Stadtderby", sagt er. Wichtig sei für ihn allerdings, dass gewisse Linien nicht überschritten würden. Eine strikte Fan-Trennung etwa hält Jelinski für erforderlich – sonst könnte es schon knallen.

Von Unioner Seite sind dabei bisher unterm Strich kaum mehr als Verbalinjurien verbrieft: „Wenn die Wessis in unserem Stadion jubeln, dann krieg ich das Kotzen", sagte etwa der ultranahe Außenverteidiger Christopher Quiring 2012, nachdem die Hertha bei Union gewonnen hatte. Demgegenüber gingen mutmaßliche Hertha-Fans etwas weiter: Das hat damals Christian Arbeit zu spüren bekommen. Vor dem Aufeinandertreffen im September 2012 attackierten Unbekannte das Privathaus von Arbeits Familie mit blauen und weißen Farbbeuteln. Hertha entschuldigte sich umgehend.

Diesmal blieben derart grenzüberschreitende Scharmützel bislang aus. Die größte Stichelei dürfte das Eisbären-Baby sein. Während Jelinski aus dem Fanprojekt das eine richtig gute Aktion fand und breit grinst, sobald man die kleine Hertha erwähnt, verliert Arbeit nicht allzu viele Worte darüber. Mit einem Lachen fügt er an: Für den Tierpark gelte nun eben das, was Unioner in Anlehnung an die Hertha-Hymne singen: „Nur zu Hertha gehn wir nicht."

leibesübungen 38

Anzeige

UMWELTSCHUTZ IST MIR TOTAL WICHTIG! SOLANGE ICH NICHTS VERÄNDERN MUSS...

FÜR ALLE, DIE WAS MERKEN.

HELDENMARKT

DIE MESSE FÜR ALLE, DIE WAS BESSER MACHEN WOLLEN.
ÜBER 1000 PRODUKTE. OHNE KLIMAKILLER.

AM 9./10. NOVEMBER 2019 IN BERLIN. STATION-BERLIN AM U-BHF GLEISDREIECK.

#FUERALLEDIEWASMERKEN HELDENMARKT.DE

„Über die DDR muss man so erzählen, dass man es einem, der im Stasi-Knast gesessen hat, in die Augen sagen kann“

In fünf noch erhaltenen Zellen erinnert die Gedenkstätte „Opfer politischer Gewaltherrschaft“ in Frankfurt (Oder) an Menschen, die als politische Gefangene verfolgt und eingesperrt waren. Dort hört Konrad Tschäpe zu, wenn ehemalige Insassen von ihren teils traumatischen Gefängnisaufenthalten berichten. Er sammelt und dokumentiert, was in dem Frankfurter Gefängnis und späteren Stasi-Knast zwischen 1933 und 1989 passiert ist

„Ich muss schon auch knabbern an den Geschichten“: Konrad Tschäpe in der Frankfurter Gedenkstätte

Interview **Uta Schleiermacher,** Foto **Murat Tueremis**

taz: Herr Tschäpe, was wissen Sie über die Menschen, die hier in Frankfurt (Oder) eingesperrt waren?
Konrad Tschäpe: Hier waren Menschen von jung bis alt eingesperrt, vor allem Männer, aber auch Frauen. Der Querschnitt der Gesellschaft hat sich hier wiedergefunden. Hier sind auch Menschen hingerichtet worden. Das ist alles schwer auf einen Punkt zu bringen, denn allein in den 40 Jahren DDR-Geschichte haben sich die Bedingungen in den Zellen verändert und die Art und Weise, wie man mit Menschen hier umgegangen ist. Was mich mitnimmt, ist, wenn es junge Leute sind, die als Minderjährige hier im Gefängnis saßen, teils aus nichtigen Gründen: weil sie etwas gegen die DDR gesagt oder mit der Polizei diskutiert haben, warum sie ihren Platz verlassen müssen. Oft waren sie einfach zur falschen Zeit am falschen Ort. Wie bedroht muss sich dieses Land gefühlt haben, dass es so rigoros gegen ganz normale Bürger, gegen Kinder und Jugendliche vorgegangen ist.

Wie erfahren Sie von diesen Schicksalen?
Wir sind auch ein Ort, an den man seine Erinnerungen bringen kann, und wir kümmern uns darum, dass sie archiviert werden. Wenn dann da ein gestandener Mann vor mir sitzt und zittert, weil er wieder an diesem Ort ist, wenn ich höre, was ihm hier angetan wurde, und Details erfahre, was das für sein heutiges Leben bedeutet und für sein Erleben als Jugendlicher: dann ist mir klar, dass man das nicht einfach vergessen kann und dass es wichtig ist, daran zu erinnern. Es sind auch ehemalige Gefangene aus der Nazizeit noch zu uns gekommen, auch die haben das bis heute nicht vergessen oder verarbeitet, zum Teil haben sie unter Tränen erzählt, was ihnen hier passiert ist.

Warum kommen Menschen hierher, um von ihrer Vergangenheit zu erzählen?
Bei manchen habe ich das Gefühl, dass sie sich vergewissern wollen, dass das, was sie erlebt haben, nicht mehr stattfinden kann, dass von diesem Ort keine Gefahr mehr ausgeht. Viele haben immer noch Angst oder fühlen sich immer noch verfolgt. Selbst wenn jemand bereit ist, sich mitzuteilen, ist es ja ganz furchtbar, sich zu erinnern. Es gibt auch viele ehemalige Häftlinge, die nie mehr nach Frankfurt zurückgekommen sind und auch keinen Grund dafür haben. Da stellt sich mir die Frage: Wie komme ich an die ran? Und würden sie überhaupt etwas erzählen?

Was machen Sie mit den Geschichten, die Ihnen die ehemaligen Insassen von ihrer Haft erzählen?
Es hängt davon ab, was ich darf. Das reicht von anonymisierten Notizen, die ich eventuell sogar nur weiterverwende, um selbst zu wissen, was hier passiert ist, bis hin zu professionellen Interviews, auch mit Video, in denen wir lebensgeschichtlich fragen, was davor war, was danach kam und was aus einem Menschen geworden ist, der bestimmte Erinnerungen an diesen Ort hat.

Es ist so wichtig, dass man sich auch mal was traut. Aber es ist schwer

Wie sind Sie selbst an diesen Ort gekommen?
Ich habe mich schon in meinem Studium mit regionalen Aspekten der Gewaltgeschichte und mit der Nazizeit in Frankfurt (Oder) beschäftigt. Da ist mir aufgefallen, dass bestimmte Opfergruppen hier in der Gedenkstätte gar nicht erwähnt werden. Die Euthanasiegeschichte war im Bewusstsein der Stadt höchstens marginal bekannt, aber nach allem, was wir jetzt wissen, ist es die zweitgrößte Opfergruppe nach den ermordeten jüdischen Frankfurtern. Ich habe geahnt, dass hier noch einige Dinge sind, die auf ihre Untersuchung warten. An die Stelle bin ich nach meinem Promotionsstudium gekommen: erst als Volontär und inzwischen als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Museum Viadrina.

Ein Teil ist also wissenschaftliches Interesse, aber ein Teil ist auch in Ihrer eigenen Geschichte begründet, oder?
Als die friedliche Revolution stattfand, war ich 15 Jahre alt. Damals war ich in Potsdam, und wie es dann zum Mauerfall gekommen ist, das habe ich als eine sehr glückliche Zeit erlebt. Ich war dabei, als das Stasi-Gefängnis in der Lindenstraße in Potsdam geöffnet wurde. Ich finde es richtig, an die problematische Zeit der DDR mit zu erinnern. Über die DDR muss man so erzählen, dass man es jemandem, der in einem Stasi-Knast gesessen hat, in die Augen sagen kann.

Warum machen Sie das an einer Hafterfahrung fest?
Menschen, die hinter Gitter waren, reden sehr häufig bitter über die DDR und anders als Leute, denen das nicht passiert ist. Wenn man einer solchen Person etwa erzählt, der soziale Zusammenhalt war in der DDR besser als heute – und diese Person stimmt zu, dann hätte das auch für mich Gewicht. Aber dass die Stasi Freundschaften zerstört hat, all die Zersetzung und der Druck, das hat die Leute mindestens genauso traumatisiert wie eine Hafterfahrung. Auch in der DDR zur Schule zu gehen war problematisch, wenn man etwa aus einem christlichen Elternhaus kam. Ich habe eine Aversion gegen Militärisches, gegen Marschieren und Strammstehen und solche Dinge. Und in der DDR war man gezwungen mitzumachen. Das ist unangenehm und bleibt auch in Erinnerung.

Waren Sie selbst mal in Haft oder hatten Angst, ins Gefängnis zu kommen?
Dass auch Jugendliche eingesperrt wurden, wusste ich damals nicht. Ich hatte natürlich Angst, wenn wir im Elternhaus bestimmte Dinge beredet haben und es dann hieß: In der Schule musst du aufpassen, was du sagst. Das ist Stress, wenn man so aufwächst.

Wie haben Sie die Zeit vor dem Mauerfall erlebt?
Meine Familie war im Sommer 1989 in Ungarn, im August, das war die Zeit, als alle abhauten. Wir haben natürlich auch darüber diskutiert, ob wir die Gelegenheit nutzen sollen, das war ja letztlich nur ein Schritt zur Botschaft oder über die grüne Grenze. Meine Eltern haben sich damals dagegen entschieden, sie fanden, es können nicht alle abhauen. Ich selbst wollte dringend die DDR verlassen, weil ich nicht zur Armee wollte. Davor hatte ich eine Riesenangst. Wir wurden schon gefragt: Für wie viele Jahre willst du dich verpflichten? Mein Vater hatte den Wehrdienst so weit wie möglich verweigert, und für mich war klar, dass ich das auch machen muss. Ich wusste aber, wenn ich das tue, kann ich meine Zukunft in diesem Land vergessen. Dann kann ich nicht studieren, dann ist alles vorbei. Der Ausweg ist: Du gehst aus diesem Land raus. Ich war 14 Jahre, als wir in diesem Ungarnurlaub waren, und habe natürlich überlegt: Haust du jetzt ab von deinen Eltern? Ich habe damals gedacht, die schicken mich zurück, wenn ich als Jugendlicher allein gehe. Sonst hätte ich es wahrscheinlich gemacht. Die Eltern zu verlassen ist natürlich so eine Sache. Da braucht man Mut. Das war ein großer Zwiespalt.

Haben Sie mit Ihren Eltern darüber gesprochen?
Später. In dem Moment nicht.

Ihr Vater, Rudolf Tschäpe, war dann Mitbegründer des Neuen Forums bei dem Treffen im September 1989 in Grünheide.
In Ungarn hatte mein Vater gesagt: Bevor wir dieses Land verlassen, versuchen wir noch was. Er muss schon

Konrad Tschäpe

Der Mensch Konrad Tschäpe, geboren 1974, hat in Frankfurt (Oder) Kulturwissenschaften studiert. Er war Volontär am Museum Viadrina, Frankfurts Museum für Stadt- und Regionalgeschichte, und ist dort nun als wissenschaftlicher Mitarbeiter für die Gedenk- und Dokumentationsstätte „Opfer politischer Gewaltherrschaft“ zuständig.

Die Gedenkstätte Die Gedenkstätte „Opfer politischer Gewaltherrschaft“ in der Collegienstraße 10 informiert in fünf noch erhaltenen Zellen des ehemaligen Gefängnisses über die Geschichte politischer Verfolgung während des Nationalsozialismus, unter sowjetischer Besetzung und in der DDR. Sie sammelt Biografien und Erinnerungen von Menschen aus Frankfurt (Oder) und Umgebung, die aus politischen Gründen verfolgt, eingesperrt oder in Lager verschleppt wurden. Die Gedenkstätte feiert in diesem Jahr ihr 25-jähriges Bestehen.

Das Jubiläum Mit der Sonderausstellung „Die Friedliche Revolution von 1989 in Frankfurt (Oder) – Fotografien von Hartmut Kelm“ erinnert die Gedenkstätte an den Mauerfall vor 30 Jahren. Bei einer Festveranstaltung gemeinsam mit der Außenstelle des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen und der Stadt Frankfurt (Oder) sprechen am Sonntag, 3. November ab 13 Uhr im Kammermusiksaal der Konzerthalle Carl Philipp Emanuel Bach direkt neben der Gedenkstätte Hildegart Stellmacher und Martin Schulze über ihre Haft im Stasi-Gefängnis. Der Schauspieler Jochen Stern, der selbst Häftling in Frankfurt (Oder) war, liest aus Originalakten aus dem Stasi-Unterlagen-Archiv. *(usch)*

irgendetwas gewusst haben. Wir sind zurückgefahren, und dann war es nicht mehr lange. Am 9. September ist mein Vater nach Grünheide gefahren. Er hatte nur einen Zettel mit dem Datum und dem Ort bekommen. Mehr stand da nicht drauf. Er ist mit einem Kollegen hingefahren, dem er wiederum vertraut hat. Und das Tolle ist ja, dass die Stasi in Grünheide wohl nicht dabei war.

Wie viel haben Sie davon mitbekommen?
Es war eine total mulmige Atmosphäre zu Hause. Wir sind an dem Tag mit meiner Mutter aufs Land gefahren, weil nicht klar war, ob irgendetwas passiert. Dann kam eine Nachricht dazu in der „Tagesschau", und da habe ich meinen Vater gefragt, ob es das war, wo er hingefahren ist. Da wusste ich es dann. Und dann ging es los. In der Schule kam ein Lehrer wie zufällig in die Klasse rein und sagte: Die vom Neuen Forum gehören alle erschossen. An einem Tag haben sie in der Schule verbreitet, mein Vater sei verhaftet worden. Vor der ganzen Klasse. Mit meiner Schwester bin ich dann irgendwann nach Hause, und meine Mutter sagte, das sei alles Quatsch, sie habe gerade mit ihm telefoniert. Aber es gab einen wahren Kern: Sie hatten ihn ein, zwei Tage vorher „zugeführt", wie man so sagte, und den ganzen Tag im Stasi-Knast in Potsdam verhört. Sie haben versucht, ihn einzuschüchtern. Es standen Stasi-Leute vor der Tür und sind meinem Vater hinterhergelaufen. Solche Sachen halt. Da hatte ich Schiss, gar keine Frage.

Und der glückliche Anteil?
Der glückliche Anteil ist der Moment, wo klar war, dass das kippt. Als die Massen auf der Straße sind und „Wir sind das Volk" rufen – wer das erlebt hat … das ist natürlich schon stark. Einerseits war da Angst, andererseits ist es großartig, weil so viele Leute ähnlich zu denken scheinen wie man selbst und wissen, dass es „so nicht weitergehen kann", wie man damals sagte. Im Neuen Forum zu sein bedeutete ja, dass man Unterschriften sammelte. Das ist dann auch bei uns zu Hause passiert. Plötzlich war unsere Wohnungstür die ganze Zeit offen – früher haben wir immer zweimal abgeschlossen. Ständig kamen Leute und sind in das Arbeitszimmer von meinem Vater gegangen, um dort zu unterschreiben. Die DDR hatte gesagt, es gibt keinen Bedarf für Veränderung und ein Neues Forum. Alle, die unterschrieben, haben gesagt, es gibt sehr wohl einen Bedarf. Sie haben sich etwas getraut. Das hat man gespürt. So etwas erlebt man vielleicht einmal im Leben. Hier in der Gedenkstätte weiß ich so zumindest, worum es geht. Ich habe großen Respekt vor den Leuten, die versucht haben, das Land zu verlassen, die ihren Mund aufgemacht haben, die den Wehrdienst total verweigert haben und dafür in den Knast gegangen sind. An sie und eigentlich an alle Mutigen sollte man erinnern, und sei es nur an die, die ihre Unterschrift geleistet haben. Es ist so wichtig, dass man sich auch mal was traut. Aber es ist schwer.

Sie sind dann in Potsdam weiter zur Schule gegangen und haben in Frankfurt (Oder) studiert. Haben Sie dann nicht mehr überlegt wegzugehen?
Ich bin weggegangen, ich war anderthalb Jahre in Russland. Aber der Osten hat es mir schon angetan. Ich habe meine Schwester mal nach Tübingen gebracht, sie hat dort studiert, und ich konnte mir schwer vorstellen, in so eine heile Welt zu gehen. Komischerweise. Als Jugendlicher habe ich mir immer vorgestellt, abzuhauen aus dieser Diktatur, und als ich dann in Tübingen gesehen habe, wie die Waldwege asphaltiert waren und alles perfekt restauriert und schön ordentlich ist, habe ich geschluckt. Frankfurt (Oder) kannte ich schon zu DDR-Zeiten. Eine zugige Neubaustadt, ohne jegliche Schönheit, Marienkirche und Fischerstraße waren noch ganz kaputt. Doch diese Stadt blühte auf und tut es immer noch. Dann die tolle Uni, mit kleinen Gruppen und engen Gesprächen mit den Dozenten und Professoren, das war eine Aufbruchstimmung, die die Wendezeit fortsetzte.

> **Menschen, die hinter Gittern waren, reden sehr häufig bitter über die DDR und anders als Leute, denen das nicht passiert ist**

Frankfurt (Oder) ist es bisher geblieben. Was sind Ihre Ideen für die Gedenkstätte?
Ein Plan ist, die Frankfurter Heimkehrergeschichte mit vorzustellen. Nach 1945 entwickelt sich die Stadt zu einem gigantischen Menschenumschlagsplatz: Hunderttausende, die aus den besetzen Gebieten verschleppt waren und dann wieder zurückmussten, Flüchtlinge, Vertriebene, Soldaten, Kriegsgefangene und Menschen aus den sowjetischen Lagern: alle kamen wegen der Bahnverbindungen nach Frankfurt (Oder). Die Stadt ist zerstört, alle suchen nach Essen und Heizmaterial, und dann werden mindestens 1,5 Millionen Menschen hier entlassen. Die Menschen sind teilweise in den Straßen krepiert. Ab 1946 gab es eine fest etablierte Lagerstruktur mit zwei großen Entlassungslagern und zahlreichen Lazaretten. Es gibt bisher auch keinen Ort, der die Geschichte aus deutsch-polnischer Perspektive beschreibt. Etwa aus der der Sibirien-Deportierten in der Stalin-Zeit, die als Kinder miterlebt haben, dass ihre Eltern verhaftet und letztlich erschossen wurden und die unter erbärmlichsten Bedingungen in sibirischen Lagern schuften mussten. Es gibt den Verein der Sibirien-Deportierten in Slubice und in den Nachbarstädten hier in der Region. Die treffen sich jede Woche und erzählen; da gibt es einen Zusammenhalt und ein Bedürfnis, sich über die Dinge im eigenen Kreis auszutauschen. Deren Geschichte hier an diesem europäischen Ort mit zu erzählen, das wäre interessant.

Die Gedenkstätte erinnert an die Opfer politischer Gewaltherrschaft in der Nazizeit, in der Zeit der sowjetischen Besetzung und in der DDR. Fänden Sie es angesichts der Vielzahl von Themen und Fragen nicht besser, sich auf einen bestimmten Zeitraum zu konzentrieren?
Es gibt Leute, die das ganz sicher denken. Die sagen: Die Nazizeit war so schlimm, so singulär, dass vor dieser Geschichte alles andere im Schatten steht. Ich würde sagen, es ist völlig unmöglich, sich auf eine Facette zu konzentrieren. Alle drei Zeitepochen sind in ihrer Unterschiedlichkeit wichtig. Die DDR-Zeit hat 40 Jahre gedauert, und in dieser Zeit sind sehr viele Menschen in den Gefängnissen gelandet, und ich finde es völlig unmöglich, daran nicht erinnern zu wollen, zumal es die Menschen sind, die heute noch in die Gedenkstätte kommen und erzählen, was sie damals am eigenen Leibe erfahren haben, und wo man merkt, wie stark sie sich bis heute damit auseinandersetzen.

Was macht das mit Ihnen, all diese gewaltvollen Geschichten zu hören?
Die Profis erzählen mir, dass das nicht spurlos an einem vorübergeht. Ich muss schon auch dran knabbern. Andererseits sage ich mir, dass ich die Kraft dazu habe und gern für diese Menschen da sein möchte.

Welche Geschichte hat sie besonders bewegt?
Was mich sehr berührt, sind die Geschichten der Sibirien-Deportierten, über sie würde ich gern noch mehr lernen. Was mir auch nahegeht, ist, wenn Menschen aus Syrien oder Afghanistan herkommen und Tränen in den Augen haben. Wenn selbst Leute, die gar nicht wissen können, was hier im Einzelnen passiert ist, trotzdem verstehen, an was für einem Ort sie sind, weil sie selbst oder ihre Verwandten Ähnliches erlebt haben. Es gab hier schon mal Flüchtlinge – wir erinnern etwa an eine jüdische Familie aus der Ukraine, die nach der Russischen Revolution in den Zwischenkriegsjahren hier Zuflucht gesucht hat. Sie dachten, sie kommen in die Zivilisation, und letztlich war es die Hölle, und sie haben ihr Leben verloren. Wenn jetzt Migranten kommen und hören, was in der Geschichte Deutschlands schon mal möglich war, sind das keine guten Nachrichten für sie.

Was haben Ihre Arbeit und die Geschichte von politisch Verfolgten mit uns heute zu tun?
Die meisten, die in der DDR aus politischen Gründen eingesperrt waren, waren Menschen, die versucht haben, das Land zu verlassen. Also Menschen, denen man den Versuch oder den illegalen Grenzübertritt vorgeworfen hat. Die Frage, warum Menschen versuchen, ihr Land zu verlassen, ist auch heute wichtig. Die Leute sagen eben nicht: Wir suchen die Bananen. Sondern sie sagen: Wir wollen Freiheit, wir wollen Mündigkeit, wir wollen frei unsere Meinung sagen. In der heutigen Diskussion wird ja häufig gesagt, das seien Menschen, die aus wirtschaftlichen Gründen Kopf und Kragen riskieren. Aber Menschen versuchen auch deshalb ihr Land zu verlassen, weil ihre Würde verletzt wird. Und hier an diesem Ort kann man das wunderbar begreifen. Wenn man möchte.

berliner szenen

Wieder in der Klinik

So ging die Geschichte weiter und der Sommer dahin. An dem einen Samstag war M. nicht da und ich bin noch einmal zum Pflegehauptquartier gegangen. Er sei wieder im Krankenhaus, hatte der Diensthabende gesagt, aber er wusste nicht, in welchem. Am nächsten Tag hatte M. sich dann gemeldet, den nächsten Samstag war ich wieder bei ihm angetanzt und er erzählte, wie es im Koma auf der Intensivstation gewesen war. Am Hals, wo die Schläuche drin gewesen waren, hatte er noch einen Verband, ansonsten wirkte er aber wie immer und schimpfte mit der Hochnäsigkeit des gelernten Linksradikalen über das Krankenhaus, in dem er wegen der Keime allein im Zimmer gelegen hatte. „Aber über den Blick, da kann man nicht meckern."

Ich hatte meine Schwester, die als Krankenschwester auf Diabetes spezialisiert ist, M.s Fall dargestellt und gefragt, was sie empfehlen würde. Regelmäßig essen, hatte sie geantwortet, denn M. ließ oft sein Mittagessen stehen. Er hörte sich die einfachen Ratschläge meiner Schwester an, als wären es ganz neue Ideen, und dann redeten wir wieder über anderes. Das Gras, das ihm B. vor ein paar Tagen gebracht hatte, hatte er schon wieder weggeraucht. Wie immer, wenn ich ihn besuche, möchte ich sofort ein bisschen saubermachen, obgleich es bei ihm nicht dreckiger ist als bei mir. Ich gehe in die Küche, wasche irgendwas ab, mache grünen Ingwer-Orange-Tee und komme mit einem Lappen zurück. Er protestiert, als ich voller Tatendrang den Tisch wischen will. In den Krümeln könnten ja noch Reste rumliegen.

Als die Bundesligasendung zu Ende ist, kommt K. mit ihrem Schläger vorbei. M. hat keine Lust, mit nach draußen zu kommen. Im warmen Licht der Gehweglampe spielen wir noch ein bisschen Tischtennis. Eine Woche später ist M. wieder im Krankenhaus. *Detlef Kuhlbrodt*

Foto: Soundwatch

Soundwatch

Das Fest mit den Filmen zur Musik

Französischer HipHop ist hier ein Thema, den Krautrockpionieren Neu! wird gehuldigt und gleich mehrere Filme zeigen die Vielfalt der unabhängigen Musikszene Berlins: beim Musikfilmfestival Soundwatch. Das findet bis 21. November an verschiedenen Spielorten statt, zur Eröffnung am Mittwoch um 20 Uhr gibt es im Silent Green in Wedding mit „New Order: Decade" ein Porträt der Waveband aus Manchester.

Ein Blick in die „Hydra"-Schau des Goldrausch-Künstlerinnenprojekts im Haus am Kleistpark mit Arbeiten von Eva Funk und Millie Schwier Foto: Lina Mannherz

Solidarische Verbindungen

Ein Symbol von Hoffnung und Durchhaltevermögen: Die Schau des Künstlerinnenprojekts Goldrausch im Haus am Kleistpark steht in diesem Jahr unter dem Motto „Hydra"

Von **Annina Bachmeier**

Die mythologische Figur der Hydra ist eine ambivalente: Als weiblich gedeutete vielköpfige Wasserschlange hinterlässt sie Chaos und Zerstörung, wohin sie auch geht. Der Kopf in ihrer Mitte ist unsterblich, schlägt man einen ihrer vielen anderen Köpfe ab, wachsen an seiner statt gleich zwei neue nach – die Hydra wird mit jedem Versuch, sie zu vernichten, nur immer stärker. So kann sie einerseits als unbezwingbares Übel, andererseits aber als ein Symbol von Hoffnung, Solidarität und Durchhaltevermögen gedeutet werden.

Die Ausstellung des Künstlerinnenprojekts Goldrausch im Haus am Kleistpark findet in diesem Jahr unter dem Motto „Hydra" statt und will damit die negativ besetzten klassisch patriarchalischen Deutungsmuster um den Hydra-Mythos hinterfragen. Die Hydra mit ihren vielen immer weiter nachwachsenden Köpfen wird zum Symbol für Künstlerinnen, die in der Kunstwelt immer noch wenig Repräsentation finden, aber allen patriarchalen Widrigkeiten zum Trotz von Generation zu Generation immer weiter Kunst machen.

Und wie die Hydra, die hier neu interpretiert zum antipatriarchalen Symbol gemacht wird, widmen sich auch viele der Künstlerinnen des 29. Goldrausch-Jahrgangs in ihren Arbeiten dem Feminismus, dem Hinterfragen klassischer Geschlechterrollen und neuen Perspektiven auf Kulturen und Geschichten.

Trotz der Verschiedenartigkeit der einzelnen Arbeiten zieht sich durch die ganze Ausstellung eine subtile, aber dennoch sehr spürbare Verbindung – so als hätte sich ein Faden von einer Künstlerin zur anderen immer weiter gesponnen und dabei jeweils eine neue Form angenommen. Diese Solidarisierung zwischen Künstlerinnen ist seit der Entstehung des Goldrauschprojekts 1989 gegen den Gender-Gap im Kunstbetrieb ein Fixpunkt aller Jahrgänge. So schrieb Lorina Speder in der taz über die Ausstellung im vergangenen Jahr: „Das Archipel als Region, die aus einer Inselgruppe und den umliegenden Gewässern besteht, gab der Ausstellung Archipelago ihren Titel – und den kann man auch als Metapher deuten: Die Teilnehmerinnen kämpfen nicht mehr isoliert, sondern arbeiten zusammen."

Gleich im Eingangsbereich der Ausstellungsräume erwartet Besucher*innen ein solches Verbundenheitssymbol: Marie-Louise Anderssons Skulptur „3 4 5 6 7 8 9 10_un-Knot", ein rundes Tablett mit Knoten aus Ton in unterschiedlichen Formen und Größen, mit denen Andersson einen Raum für Verbindungen unterschiedlichster Arten erschafft.

Betritt man den rechten Raum der Ausstellung, so fällt Melo Börners Installation „Monsters, Flesh, Holes and Mud" auf: Ein Netz aus ineinander verklebten und verschlungenen Tesafilmstreifen, an den Seiten von farbigen Plasikflaschen und kleinen Steinen gehalten, spannt sich über drei große Gemälde in grellen Plastikfarben. Darauf zu sehen sind rechts und links zwei Frauen und mittig zwei Brüste mit behaarten orangenen Nippeln. Steht man vor dem Tesafilm-Netz und den Bildern, fühlt man sich ein bisschen wie in einem dramenreichen Teenagerleben aus Unsicherheiten über Körper und Selbst, Sexualität und Welt, gefärbten Haaren und Softdrinks, vermischt mit Wodka aus Plastikflaschen mit Saugverschluss.

Im kleinen hinteren Raum des rechten Ausstellungsflügels erschafft die Brasilianerin Ana Hupe

> Trotz der Verschiedenartigkeit der Arbeiten zieht sich durch die Ausstellung eine subtile, dennoch spürbare Verbindung

einen neuen Blick auf Geschichte und Dekolonisierung: Mit ihrer Arbeit „Footnotes for a triangular cartography" zeigt sie, wie die aus Nigeria stammende Religion der Yoruba Religionen in Kuba und Brasilien geprägt hat. Auf Holzplatten stellt Hupe Symbole der Religionen nach und bildet daraus eine Art Karte von Einflüssen und Gemeinsamkeiten zwischen den Kontinenten. Das Thema Kolonialismus wird auch im linken Flügel der Ausstellungsräume durch die Video-Installation „Dresscode Uniform" von Marlene Denningmann aufgegriffen. Zwei Freundinnen, ein Schwarzes und ein weißes Mädchen, schlendern in Schuluniform durch die Straßen von Kapstadt, sie bekleben ihre Gesichter mit Glitzer und führen einen Dialog mit der Kamera. Denningmann möchte über die Schuluniform als Dresscode und Erkennungsmerkmal für eine bestimmte Zugehörigkeit die koloniale Vergangenheit Südafrikas erforschen.

Im letzten Raum der Ausstellung läuft der Film „Tante aus Deutschland". Darin spricht die bosnische Künstlerin Mila Panic mit ihren beiden Tanten, die vor 26 Jahren nach Deutschland ausgewandert sind, über Heimatgefühle, Mitbringsel und warum die Tage in Bosnien so viel länger erscheinen. In Panics Arbeit wird eine neue Dimension eröffnet, die in der Goldrauschausstellung ansonsten thematisch kaum Beachtung findet: die doppelt schwierige Situation, mit der Künstlerinnen ohne EU-Staatsbürgerschaft in Deutschland konfrontiert sind. Panic beschreibt den permanenten Druck und die passive Diskriminierung, der sie ausgesetzt ist, weil sie jedes Jahr eine bestimmte Anzahl an Arbeiten und Ausstellungen vorweisen muss, damit ihr Visum verlängert wird.

Hydra – Goldrausch 2019: Haus am Kleistpark, Grunewaldstr. 6/7, Di.–So. 11–18 Uhr, bis 8. Dezember.
Am Sonntag, 3. November, um 16 Uhr Gespräche zur Ausstellung n Anwesenheit der Künstlerinnen

Anzeige

was tun?

Fest für Clara

Clara Schumann (die von dem nachwendischen Hundertmarkschein) war die berühmteste Pianistin ihrer Zeit, in diesem Jahr wird der 200. Geburtstag der Komponistin gefeiert. Die Hochschule für Musik Hanns Eisler macht das mit dem „Fest für Clara" – mit Veranstaltungen und Konzerten am Samstag ab 11 Uhr, meist bei freiem Eintritt. Zum Festkonzert um 20 Uhr hält der frühere Bundespräsident Gauck die Rede.
2. 11., Krönungskutschen-Saal, Neuer Marstall

Sonntage für Hongkong

Hongkong ist derzeit Thema, natürlich wegen der Proteste dort. Das ist auch der Resonanzraum für die Kino-Aktion „Sundays for Hong Kong" mit Filmen aus und über Hongkong, bei der man die nächsten Wochen nachmittags im Gropius Bau noch mehr über die frühere britische Kronkolonie erfahren kann. An diesem Sonntag ist der Dokumentarfilm „Ballad on the Shore" zu sehen. 17 Uhr, der Eintritt ist frei.
3. 11., Gropius Bau, Niederkirchnerstr. 7

Anstacheln zur Empfindlichkeit

Mit der Ausstellung „Liebe und Ethnologie“ wird die Arbeit des Schriftstellers und Ethnografen Hubert Fichte im Haus der Kulturen der Welt umfänglich gewürdigt

Von **Annika Glunz**

Sehen, hören, fühlen … alles möglich in der „Liebe und Ethnologie“-Schau Foto: Silke Briel/HKW

Wer war Hubert Fichte? Hamburger Schriftsteller und Ethnograf, geboren 1935, gestorben 1986. „Jüdisch und schwul“, wie er sich selbst stilisierte. Bereiste mehr als 15 Länder, auf der Suche nach wahrhaftiger Menschlichkeit. Die Art und Weise, wie er sich zu Lebzeiten mit Themen vorrangig der (Homo-)Sexualität und dem Erforschen verschiedener Kulturen und deren Praktiken auseinandersetzte, kann als wegweisend angesehen werden für die heutigen Queer und Postcolonial Studies.

Die aktuelle Ausstellung „Liebe und Ethnologie – die koloniale Dialektik der Empfindlichkeit“ im Haus der Kulturen der Welt bildet den Abschluss eines Ausstellungsprojekts, das seit 2017 in Zusammenarbeit mit den Goethe-Instituten in Lissabon, Salvador da Bahia, Rio de Janeiro, Santiago de Chile, Dakar und New York entstand. Orte, die Fichte gemeinsam mit seiner Frau, der Fotografin Leonore Mau, selbst besucht hat und die Eingang gefunden haben in seine Schriften – allen voran in seinen unfertig gebliebenen, posthum veröffentlichten Romanzyklus „Die Geschichte der Empfindlichkeit“. „Es bleibt unfasslich, dass ein so unneugieriges Europa entstand, für das Wissen selten etwas Anderes war als Macht. Die Kolonialgeschichte Europas bleibt die Geschichte der Unempfindlichkeit“, schrieb Fichte. Seine Arbeit lässt sich also als Gegenentwurf verstehen zu eben dieser Unempfindlichkeit. Seine „teilnehmenden Beobachtungen“ insbesondere afrodiasporischer kultureller Praktiken wie des Candomblé oder des Vodoo beinhalteten auch (schwule) Sexualität.

Ausgewählte Texte Fichtes wurden 2017 auch ins Portugiesische, Englische, Französische, Spanische und Wolof übersetzt, sodass sein Werk auch an den Orten der Entstehung rezipiert werden und neue künstlerische Arbeiten entstehen konnten, welche nun in Berlin, kuratiert von Diedrich Diederichsen und Anselm Franke, zusammengeführt werden.

Was gibt es nun also zu sehen in der Ausstellung? Die Fülle von Material reicht von zeitgenössischen Video- und Toninstallationen über Skulpturen, Gemälden und Arbeiten von Künstler*innen, die in Fichtes Büchern auftauchen, bis zu Performances und Archivalien, die Fichtes Auseinandersetzungen mit für ihn bedeutsamen Persönlichkeiten dokumentieren. All dies findet immer wieder im Rückbezug auf die Protagonisten der „Geschichte der Empfindlichkeit“, Jäcki und Irma, statt, welche gleichzusetzen sind mit Fichte und Mau selbst. Zahlreiche Interviews dokumentieren das Zusammenspiel ritueller Praktiken, traditioneller Medizin, Psychoanalyse und Kunst in der Psychiatrie Afrikas, und es werden Wandmalereien des senegalesischen Künstlers Papisto Boy gezeigt, in denen Fichte den „ultimativen schöpferischen Ausdruck eines Palimpsests der Intertextualität“ sah. Was er damit meinte? Beim Palimpsest wird keine eliminatorische Fortschrittsgeschichte festgesetzt, sondern frühere Stadien scheinen immer unter dem neuesten durch: „Die Geschichte der surrealistischen Revolution ist die Geschichte der Verschleppung von 12 Millionen Afrikanern in die Neue Welt“, schrieb Fichte dazu.

Die Ausstellung zeigt auch die lange Geschichte von „Murals“ in den USA. Direkt nebenan hängt ein großformatiges Gemälde des Malers Daniel Richter, der sich in seiner Arbeit wiederholt auf Fichte bezogen hat. In dem Teil der Ausstellung, der sich mit Brasilien befasst, wird das Projekt „From the Archive Irma/Jäcki“ vorgestellt, das seit 2015 die dokumentarische Arbeit Fichtes und Maus in Brasilien fortsetzt: Während Fichte seinerzeit durch eine „Poesie des Faktischen“ die Politik der brasilianischen Militärdiktatur sichtbar machen wollte, wird heute mithilfe von Videoinstallationen die homophobe, misogyne und rassistische Tagespolitik von Präsident Bolsonaro vorgeführt.

Ein paar Meter weiter können Besucher*innen an einer der Hörstationen einem lustigen Telefonat lauschen, in dem Lil Picard, jüdisch-deutsche feministische Fotografin und eine Freundin Fichtes, ein Treffen zwischen Andy Warhol und ihm einfädelt. In Chile führte Fichte ein Interview mit dem Präsidenten Salvador Allende, dessen Politik er allerdings für schwulenfeindlich hielt.

Eine Fülle von Material: Video- und Toninstallationen, Skulpturen, Gemälde …

Ob der Materialfülle ist man beim Durchlaufen der Ausstellung wie erschlagen: Man sollte unbedingt Zeit einplanen für den Besuch der Schau, viel Zeit. Nicht ohne Grund wird sie auch begleitet von einem umfangreichen Webjournal, einem Katalog und einer zweitägigen Konferenz.

Auch wenn diesen Rahmenbedingungen ein exklusiver Charakter anhaftet: Was die Schau neben vielen, auch erstaunlichen Rückbezügen vor allem zeigt, ist das Maß des Visionären in Fichtes Arbeit. Ende der 60er, Anfang der 70er, als (Kultur-)Gremien und Botschafterposten noch von ehemaligen Nazis besetzt waren, das Thema Rassismus nicht aufgearbeitet war, hat Fichte Pionierarbeit auf dem Gebiet getan, das heute als „Postcolonial Studies“ bezeichnet wird. Und das, aber auch der Versuch, diese Arbeit in ihrem Umfang und ihrer Komplexität einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, verdient Respekt.

Liebe und Ethnologie: Haus der Kulturen der Welt, John-Foster-Dulles-Allee 10, tgl. außer Di. 12-19 Uhr, Do. 12-22 Uhr, bis 6. Januar 2020

Blick in die Ausstellung „Liebe und Ethnologie“ Foto: Silke Briel/HKW

Entkolonisierung mit Musik

A Tribe Called Red, eine kanadische Aktivistencrew, im Musik & Frieden

Von **Valerie Gruson**

Sie bezeichnen sich als DJ-Kollektiv, doch eigentlich sind sie Aktivisten: A Tribe Called Red, ein Duo aus der kanadischen Hauptstadt Ottawa. Aktuell bestehend aus Ehren „Bear Witness“ Thomas vom Cayugastamm und Tim „2oolman“ Hill vom Mohawkstamm, kombinieren A Tribe Called Red in ihrer Musik amtlichen HipHop und Elektro mit traditionellen Chants und Trommeln. Das funktioniert erstaunlich gut. Das Kollektiv tourt gerade durch Europa.

A Tribe Called Red entstanden 2008 aus der Partyreihe „Electric Pow Wow Nights“, die monatlich in Ottawa stattfand. Gründungsmitglied Ian Campeau war zuvor aufgefallen, dass in der Clubszene indigene Künstler fehlten, er füllte diese Lücke, indem er als DJ Aufnahmen von traditioneller Pow-Wow-Musik mit elektronischen Sounds unterlegte. Obwohl sich A Tribe Called Red tatsächlich formierten, um Dancefloorsound zu machen, ist das erklärte Ziel auch, gegen die Marginalisierung der indigenen Völker Kanadas vorzugehen und Aufklärungsarbeit zu leisten. Sie nennen ihre Tätigkeit pointiert „aktive Entkolonisierung“.

Während in Deutschland wenig über die kanadische Kolonialgeschichte bekannt ist und „Indianer“ immer noch für ein Karnevalskostüm gehalten wird, sind A Tribe Called Red in Kanada Teil einer neuen Generation von First Nations, die ihre Kultur selbstbewusst zelebrieren und Vorbilder sein wollen. Dabei wird mit Klischees und historischer Romantik aufgeräumt. In den teilweise gerappten Texten wird immer wieder explizit auf die dramatischen Folgen der Besiedlung des Landes für die indigene Bevölkerung eingegangen.

Versuche der Siedler, indigene Kultur auszulöschen, indem Kinder in Umerziehungsinternate geschickt und Sprachen sowie kulturelle Praktiken verboten wurden, wirken sich bis heute aus. Auf dem dritten Studioalbum „We Are the Halluci Nation“ (2016) schildern A Tribe Called Red die Geschichte von Chanie Wenjack, einem Jungen des Anishinaabestamms, der aus einem solchen Lager floh und dabei an Entkräftung starb. Außerdem kommt mit dem Dichter John Trudell ein bedeutender Intellektueller der neueren indigenen Kultur zu Wort. Die Musik von A Tribe Called Red liefert auch den Soundtrack für Idle No More, eine Protestbewegung, die sich um die Rechte indigener Nationen in Kanada kümmert.

In Kanada zieren immer noch Konterfeis von „Indianerhäuptlingen“ als Maskottchen Sporttrikots. Indigene Frauen werden häufig Opfer von Gewaltstraftaten. Die wechselnden Mitglieder des Kollektivs nutzen ihre Plattform deshalb immer wieder für politische Botschaften für mehr Respekt und gegen Stereotype und Rassismus. So baten die Musiker 2013 ihre nichtindigenen Fans darum, bei Konzerten auf das Tragen von Federkopfschmuck und Kriegsbemalung als Praktiken kultureller Aneignung zu verzichten. Dies zog eine Debatte nach sich und führte schließlich dazu, dass auch bei anderen Musikveranstaltungen sogenanntes Redfacing für unerwünscht erklärt wurde. Wie Ian Campeau einmal treffend feststellte: „Als First Nations ist alles, was wir tun, politisch.“

A Tribe Called Red: Konzert am 4. 11. verlegt ins Musik & Frieden, Falckensteinstr, 48. 20 Uhr

Anzeige

Sonntag 3. Nov. 11 Uhr BERLINER ENSEMBLE

Berliner Manuskripte | Berliner Autor*innenstipendium

Arna Aley Fatma Aydemir Tamara Bach
Larissa Boehning Bernadette Conrad
Theres Grau Olga Grjasnowa Sandra Gugic
Kerstin Kempker Christina Maria Landerl
Martin Lechner Josefine Rieks Katharina Schultens
Boris Schumatsky Ulf Stolterfoht
Ralph Tharayil Senthuran Varatharajah
Saskia Warzecha Olivia Wenzel

19 Autor*innen, Lesungen, Musik, Gespräche, Bücher, Begegnungen.

Der beste Wegweiser in die Berliner Literaturszene!

Tickets: 030 284 08 155 Infos: www.lfbrecht.de

stellenmarkt

stellenangebote

Ich, Christian Specht (50 J.) suche eine Person, die mich für ca. 12 Std./Wo im Alltag unterstützt, z.B. beim Organisieren von Terminen, Papierkram und mich zu Freizeitangeboten begleitet. Ich interessiere mich für Politik, Musik, gehe gerne ins Cafe, Kino und Theater. Ich wohne in der Friedelstr. in Neukölln.Sie sollten sich mit Beeinträchtigten auskennen, ein sonderpädagogischer Hintergrund wäre wünschenswert. Die Entlohnung läuft über das BA Neukölln. Ich freue mich, wenn Sie mich kennenlernen wollen. **Bitte geben Sie in Ihrer Bewerbung ein Foto und Telefonnr. mit an und schicken Sie diese an: bewerbung.specht@posteo.de**

Kleinanzeigen online aufgeben?
www.taz.de

DER KUCHENLADEN

DER KUCHENLADEN sucht versierte und kreative Tortendesigner*in, Konditor*in und engagierte Servicekräfte für unser Café.

Kantstraße 138
10623 Berlin-Charlottenburg
www.DerKuchenladen.de
Wir bieten Dir ein super Team, selbstständiges Arbeiten, angenehme Arbeitszeiten und gute Bezahlung an.
Deine Bewerbung geht an:
post@derkuchenladen.de oder
Tel.: 030-31018424

wohnungsmarkt

wohnen biete

Da wo die Nachtigall singt: **wunderschönes Landhaus,** in Wallmow, gerne Sozialprojekt, Künstleratelier, nahe Berlin, ☎**0174-4591243**

wohnen kurz

Vermiete in Charlottenburg- Wilmersdorf von Innenarchitekt möblierte, lichtdurchflutete 2 1/2-Zi Wohnung (70 qm), Ruhelage, 18 qm Terrasse, Gartenblick, Architektenhaus. U3- Nähe, 980 Euro nettokalt. **chartnac@gmail.com**

wohnen suche

3+Zimmerwohnung gesucht! Lisa und Leo suchen neuen Lebensraum. Min. 2 ZKB, max 850€ +NK, zentrale Lage.☎**0151- 26979492**

sonstiges

bücher

H E N N W A C K - Das größte Buchantiquariat Berlins; über 500.000 Bände. In Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 111, (nahe Rathaus Steglitz) Di-Fr. 10-18 Uhr, Sa 10-14 Uhr ☎ **030 / 51 65 51 09**

projekte

Vorstand gesucht: Wirtschaftlich gesunder, gemeinnütziger Verein der Beratungs- und Bildungsarbeit sucht Nachfolge seines ehren- amtlichen Vorstandes. Erfahrungen in der sozialen Arbeit und beruflichen Bildung sind von Vorteil. **Interessenbekundungen bitte unter ✉ Vorstand, taz Kleinanz., Friedrichstr. 21, 10969 Berlin**

TAZ-CHOR
sucht neue MitsängerInnen
außer im Sopran
möglichst mit Chorerfahrung
E-Mail an: db@taz.de
Probentag Dienstags 19³⁰-21³⁰

veranstaltungen

taz newsletter
Abonnieren Sie jetzt den täglichen Newsletter
www.taz.de/heute

FH;P Fachhochschule Potsdam University of Applied Sciences

DIGITALES DATENMANAGEMENT
Weiterbildender Masterstudiengang der Fachhochschule Potsdam und Humboldt-Universität zu Berlin
Infoabend am **04.11.2019**, 16.00 – 18.00 Uhr
FH Potsdam, Haus 3, Raum 008, Kiepenheuerallee 5, 14469 Potsdam
scheller@fh-potsdam.de — 0331 580-2432 — www.ddm-master.de

HAUSCHKA & EDIVALDO ERNESTO:
AN ENCOUNTER OF IMPROVISED MUSIC & DANCE
UM:LAUT
1. & 2.11.19 • RADIALSYSTEM

Burning Futures
On Ecologies of Existence.
#1 Facing Extinction!
Mit Marcela Vecchione, Franco Berardi Bifo und Antonia Majaca / Moderation: Maximilian Haas und Margarita Tsomou
HAU 4.11., 19:00 / HAU1
→ www.hebbel-am-ufer.de

aus- und fortbildung

veranstaltungen

8.–17.11 KLANGWERKSTATT
Klangwerkstatt Berlin
Festival für Neue Musik
8. bis 17. November 2019
12 Konzerte
6 Tafelmusiken
1 Ornament
Kunstquartier Bethanien
Villa Elizabeth
www.klangwerkstatt-berlin.de

PAULS JETS
08.11.2019
KANTINE AM BERGHAIN
TICKETS UNTER WWW.LISTEN.BERLIN & KOKA36
taz DIFFUS Byte FM KORALLE BLAU LISTEN

KANTINE AM BERGHAIN
03.11.2019

Diskussion

Vier Jahre Agenda 2030: Die Politik ist am Zug – Impulse für die Deutsche Nachhaltigkeitsstrategie

Im Jahr 2015 wurde die Agenda 2030 mit ihren 17 nachhaltigen Entwicklungszielen (SDG) verabschiedet. Die Bilanz der bisherigen Umsetzung ist ernüchternd.

Wir diskutieren mit Gästen aus Politik und Zivilgesellschaft Herausforderungen und Lösungsansätze.

Die Veranstalter sind:
VENRO, CorA-Netzwerk für Unternehmensverantwortung, Der Paritätische Gesamtverband, Deutscher Kulturrat, Deutscher Naturschutzring, Forum Menschenrechte, Forum Umwelt und Entwicklung, Global Policy Forum Europe, Klima-Allianz Deutschland, Plattform zivile Konfliktbearbeitung, Verbraucherzentrale Bundesverband

Montag, 4. November 2019 um 18 Uhr, Eintritt frei
taz Kantine, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin-Kreuzberg

Buchvorstellung und Diskussion

Wendejugend: 14 Interviews

Der Wendejugend kommt eine besondere Rolle zu: Ein Teil dieser Generation hat die Radikalität ihrer Jugend mit ins Erwachsenenalter genommen. Klaus Farin und Eberhard Seidel haben in den Jahren der Wende Jugendliche in Ostdeutschland und in den Einwanderer*innenvierteln des Westens interviewt: Was sind ihre Ängste, was ihre Hoffnungen? Die Antworten der Jugendlichen sind von verblüffender Aktualität.

Buchvorstellung mit **Klaus Farin** und **Eberhard Seidel** und einem Kommentar von **Dr. Patrice G. Poutrus** (Historiker), anschließend Diskussion mit **Elvira Berndt** (Gangway e. V.), **Sanem Kleff** (Vorsitzende von Aktion Courage e. V.) und **Dr. Patrice G. Poutrus,** moderiert von **Anja Maier** (taz-Redakteurin).

Dienstag, 5. November 2019, um 18.30 Uhr, Eintritt frei
taz Kantine, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin-Kreuzberg

taz veranstaltung

Filmvorführung

Die Gärten der Wahrheit

Nach den Militäroperationen in kurdischen Städten im Jahr 2015 haben mehr als 2000 Akademiker*innen in der Türkei eine Friedenspetition unterzeichnet. Nach der Veröffentlichung dieser Deklaration begann eine Welle der Verfolgung von Akademiker*innen. Viele der Unterzeichner*innen wurden verurteilt. Wie haben die Wissenschaftler*innen ihren Kampf weitergeführt, als von der kritischen Wissenschaft in der Türkei kaum etwas übrig blieb?

Der Dokumentarfilm „Der Ort des Zusammenkommens: Die Gärten der Wahrheit“ von Eylem Şen zeigt ihre Geschichten.

Im Anschluss Interview mit der Redakteurin

Donnerstag, 7. November 2019, um 18.30 Uhr, Eintritt frei
taz Kantine, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin-Kreuzberg

… und dann war auch mal Schluss mit der Mauer: So ist das derzeit im Forum Willy Brandt zu sehen Foto: Miniatur Wunderland Hamburg

Geschichte wird gemacht

Jubiläum: Vor 30 Jahren ist die Berliner Mauer gefallen. Eine unbedingt erinnerungswürdige Angelegenheit, Anregungen gibt es dazu derzeit massenhaft in der Stadt. Ein ausgewählter Countdown zum 9. November

7 Es soll ans Eingemachte gehen, um 30 Jahre „Ost-Erfahrung" – wohl deshalb werben die Sophiensaele mit einem Einmachglas voller eingeweckter Bananen für ihr noch bis zum 10. November laufendes Festival „Das Ost-West-Ding" mit Performance, Tanz, Theater und Diskurs. Dabei stehen die Auswirkungen der Wende auf migrantische, queere und feministische Communities ebenso im Zentrum wie der Status quo der Zivilgesellschaft im Osten. Unter dem Motto „Aufbruch, Abbruch, Umbruch" laden Tucké Royale und Kaey am Samstag, 2. November, zu einem Salon- und Liederabend ein. Es handelt sich dabei um ihre erste Zusammenarbeit, beide sind zwei Größen der queeren Szene, sie verbindet einiges: Beide wurden in der DDR – in Quedlinburg und Halle (Saale) – geboren, wuchsen in Sachsen-Anhalt auf und landeten in Berlin. Nun also ein launiger musikalisch-literarischer Abend zum Migrationshintergrund Ost. Und über Anpassung und Politisierung, über Coming-of-Age und Coming-of-Gender ins Gespräch zu kommen. Um Jammer-Ossis und Besser-Wessis dürfte es dabei aber auch gehen. *(heg)*

2. 11., Sophiensaele, Sophienstr. 18, 21 Uhr, 10/7 Euro

6 Dass es sie nicht mehr gibt, wird ja in diesen Tagen gefeiert. Aber es kann überhaupt nicht schaden, sie sich noch einmal anzuschauen, die Mauer, und wie sie die Stadt zerschnitt. Eine „Heimatkunde". So nennt sich die Ausstellung mit Fotos von Robert Conrad, ausgewählt aus einem Zyklus von 5.000 Bildern, die von November 1989 bis Januar 1991 entstanden sind: als eine systematische fotografische Bestandsaufnahme der 155 Kilometer langen Grenzbefestigung um Westberlin. Einige wenige Fotografien wurden bereits 1987 und 1988 illegal in Ostberlin aufgenommen. Eröffnung der Schau ist am Sonntag, 3. November, kurz nach Mittag in der Friedrichshainer Auferstehungskirche. Und die ist wiederum ja selbst ein Ort, an dem damals die offizielle DDR wenigstens versuchsweise abgewickelt wurde. Denn auch in der Auferstehungskirche fand mal eine der Bluesmessen statt, diese Mischung aus Musik, Systemkritik und Gebet, mit der Jugendliche eben auf (etwas sichererem) kirchlichem Grund zum Ausdruck brachten, dass sie sich durchaus eine ganz andere DDR vorstellen könnten. Die „Heimatkunde"-Ausstellung mit der aufgebauten Mauer läuft dann bis 30. November. *(tm)*

3. 11., Auferstehungskirche, Friedenstr. 83, 12.15 Uhr

5 Nur um das noch einmal in ganz nüchternem Wikipedia-Sprech festzuhalten: „Die Alexanderplatz-Demonstration war die größte nicht staatlich gelenkte Demonstration in der Geschichte der DDR. Die Demonstration fand am 4. November 1989 in Ost-Berlin statt und war die erste offiziell genehmigte Demonstration in der DDR, die nicht vom Machtapparat ausgerichtet wurde." Und präzise 30 Jahre danach will man in der Volksbühne eine Art Heimholung des Ereignisses, das ja eben auch dort am Rosa-Luxemburg-Platz einen Anfang hatte. Gemeinsam mit anderen Theatern hatte das Haus die Alexanderplatz-Demonstration initiiert. Bei der „Wiederaufnahme" am Montag, 4. November, darf man nun in der Volksbühne einen „post- und prärevolutionären Kessel Buntes" erwarten mit Szenen, Musik, Film, unter anderem mit Georg Katzer, Margarita Breitkreiz, Annekathrin Bürger, Funny van Dannen, Knorkator, der Bolschewistischen Kurkapelle Schwarz-Rot, Jürgen Kuttner … alle haben ihren Auftritt bei „Ost-Berlin. Revue einer verpassten Gelegenheit". Die wird auch aus dem Großen Haus ins Sternfoyer übertragen, wofür es an der Abendkasse gegebenenfalls noch Restkarten gibt. *(tm)*

4. 11., Volksbühne, Rosa-Luxemburg-Platz, 20 Uhr

4 Jahrestage sind ja die beliebten Kerben im Kalender, um – rückblickend – eine Bilanz zu ziehen. Wie eigentlich so die Sache gelaufen ist zum Beispiel in den letzten 30 Jahren, mit besonderer Berücksichtigung der nachwendischen Anfangszeit. Der aus dem Osten stammende Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk hat das in seinem frischen Buch „Die Übernahme" gemacht. Untertitel: „Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde". „Eine sehr lesenswerte Bilanz, was in diesen Wendewirren tatsächlich passiert ist", lobte Anja Maier in der taz das Buch, der Autor „schmeichelt niemandem, leistet sich widersprüchliche Haltungen und Gefühle und unterlegt das Behauptete mit unzähligen Fakten". Am Dienstag, 5. November, stellt Kowalczuk „Die Übernahme" in den Museen Dahlem vor. *(tm)*

5. 11., Museen Dahlem, Lansstr. 8, 19.30 Uhr, 3–12 Euro

3 Punk gab es auch in der DDR. Und Punkbands durften sich sicher sein, dass der Staat mit seinen Organen schon recht genau schaute, was da so passiert. Was in Westdeutschland doch anders war. Da rümpfte bestenfalls das Feuilleton die Nase über diese anrüchige Rotzlöffelmusik. Am Mittwoch, 6. November, darf man sich auf dem Alexanderplatz ost-west daran erinnern. Da spielt die Ostberliner Punkband Zerfall, die sich 1983 bei einem Weihnachtskonzert in der Galiläa-Kirche in Friedrichshain gegründet hat. Danach kommen die Fehlfarben auf die Bühne, die von Düsseldorf aus allein schon mit ein paar Stummelsätzen Geschichte geschrieben haben: „Keine Atempause. Geschichte wird gemacht. Es geht voran." *(tm)*

6. 11. Alexanderplatz, 19.30 Uhr. Eintritt frei

2 Mal durchschnaufen, das Thema im Kleinformat betrachten. Im Forum Willy Brandt finden sich in der Ausstellung „Geteilte Stadt. 1945–1990" sieben Dioramen, die am Beispiel einer fiktiven Berliner Straßenkreuzung *(siehe das Bild oben)* das Leben mit und gegen die Mauer zeigen. Die Miniaturschau ist bis 30. April 2020 täglich zu sehen. *(tm)*

Forum Willy Brandt, Behrenstr. 15, 11–17 Uhr. Eintritt frei

1 Klar, kein Mauerfalljubiläum ohne David Hasselhoff, von dem alle Jahre wieder die Mär erzählt wird, er würde glauben, mit seinem Gassenhauer „Looking for Freedom" zumindest zum Fall der Berliner Mauer beigetragen zu haben. Stimmt ja gar nicht, und er weiß das am besten: Die Mauer war längst gefallen, als Hasselhoff seinen Song, der 1989 die Charts stürmte, zur ersten großen Silvestersause am Brandenburger Tor sang. Schon zwei Tage später war Hasselhoff zurück in Amerika am Set von „Baywatch" und verteilte Mauerstücke an seine ungläubigen Kollegen … Hasselhoff ist übrigens, man glaubt es kaum, ein selbstironischer Typ, der sich nicht scheut, sich selbst zu parodieren. Das ist in der Dokumentation „Beeing David Hasselhoff" von Oliver Schwabe am Freitag, 8. November, zu sehen, in der Hasselhoff seine Geschichte humorvoll erzählt. Das ist allemal besser als die vielen Dokus zur Wendezeit, die in diesen Tagen und Wochen nicht nur beim RBB laufen (und in Mediatheken auf Abruf warten) – mit den immer gleichen Bildern aus den unerschöpflichen Archiven. *(heg)*

8. 11., RBB, 23.30 Uhr

0 An dem Tag trifft man sich natürlich, dem Anlass angemessen, am Brandenburger Tor. Und natürlich wird man da an diesem Samstag, 9. November, nicht alleine herumstehen, bei der Feier von 30 Jahren Mauerfall mit der großen Bühnenshow am Brandenburger Tor. Der Bundespräsident darf eröffnen. (tm)

9. 11., Brandenburger Tor, 17.30 Uhr, Einritt frei

Anzeige

b

transformation 1

Neubauten kreisen den ehemaligen Führungswachturm in der Kieler Straße ein. Der Wachturm dient heute als Gedenkstätte an Günter Litfin. Er war das erste Todesopfer, das durch Schüsse an der Berliner Mauer starb.

Foto und Text Ole Spata

Bezirke kaufen ein

Fast 1.800 Wohnungen erwarben die Bezirke dank Vorkaufsrecht – vor allem in Kreuzberg und Neukölln

Um sozial verträgliche Mieten zu sichern, haben die Bezirke inzwischen 1.780 Wohnungen in 64 Häusern mit Hilfe eines Vorkaufsrechtes erworben. Das geht aus einer Antwort der Senatsverwaltung für Wohnen auf eine parlamentarische Anfrage der FDP hervor, über die am Freitag zuerst der RBB berichtete. In einem Drittel der Fälle laufen noch rechtliche Auseinandersetzungen.

Seit 2015 haben Bezirke in sogenannten Milieuschutzgebieten zum Erhalt der Sozialstruktur ein Vorkaufsrecht, wenn sich Eigentümer von Wohngebäuden trennen wollen. Sieben der zwölf Bezirke machten den Angaben zufolge bisher von dieser Möglichkeit Gebrauch, wobei Friedrichshain-Kreuzberg mit 700 und Neukölln mit gut 500 die meisten Wohnungen ankauften. Für die Ausübung des Vorkaufsrechtes gaben die Bezirke bislang rund 338,5 Millionen Euro aus, wie die Sprecherin der Senatsverwaltung für Wohnen, Katrin Dietl, dem RBB sagte. Bezogen auf alle 1.780 Wohnungen liegt der Durchschnittspreis damit bei rund 190.000 Euro pro Einheit.

Hausbesitzer können eine Ausübung des Vorkaufsrechtes durch den Staat verhindern, wenn sie sich in einer sogenannten Abwendungsvereinbarung verpflichten, bestimmte Sozialstandards einzuhalten. Dies geschah laut Wohnungsverwaltung bisher bei 132 Häusern mit 3.456 Wohnungen.

Aktuell gibt es in Berlin 58 Milieuschutzgebiete in neun Bezirken. Der Senat ermutigt die Bezirke seit geraumer Zeit, mehr solcher Gebiete auszuweisen und stärker auf die Ausübung von Vorkaufsrechten zu setzen. Neben den kommunalen Gesellschaften können neuerdings auch Genossenschaften an solche Wohnungsbestände kommen. *(dpa)*

Stabi saniert und dicht

Die Sanierung der Staatsbibliothek Unter den Linden ist abgeschlossen: Viele Räume des monumentalen Gebäudes sind kaum wiederzuerkennen. Geöffnet wird erst im Mai 2020

Von **Claudius Prößer**

Das Buch ist ein langsames Medium. Gut dazu passt die gemächliche Dramaturgie bei der Sanierung der Staatsbibliothek Unter den Linden. Seit 2005 wird der Koloss – letzter Repräsentationsbau des Kaiserreichs – bei laufendem Betrieb erneuert, der neue Allgemeine Lesesaal öffnete 2012. Am Montag übergibt nun das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) feierlich den Schlüssel für das komplette Gebäude an die Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

Bereits am Freitag konnte die Presse einen Blick auf das Ergebnis werfen. Neu ist vor allem die wiederhergestellte Inszenierung der „zentralen Erschließungsachse". Die führt von den Linden aus durch eine offene Eingangshalle und den bald wieder mit Weinlaub bewachsenen Brunnenhof ins monumentale Tonnengewölbe der großen Treppenhalle. Von dort geht es nach oben ins Vestibül und über eine weitere Treppe in den Allgemeinen Lesesaal. Beeindruckend: der Übergang von den historischen Hallen mit ihrer neoklassischen Formensprache in einen radikal zeitgenössischen Glaskubus.

Wirklich eröffnet wird übrigens erst im Mai 2020. Bis dahin wird das gesamte Haus geschlossen, werden die vielen neu gestalteten Bürotrakte und Sonderlesesäle eingeräumt und Provisorien zurückgebaut.

BBR-Projektleiter Jens Andreae erläuterte beim Rundgang einige Herausforderungen, die in der langen Bauzeit auftraten. Unter anderem war eine neue Tragekonstruktion für die Decke des Vestibüls zu schaffen: Die von Architekt Ernst von Ihne verwendeten, damals sehr modernen Betonbögen waren aus Denkmalschutzgründen unbedingt zu erhalten, ihre Statik jedoch zweifelhaft.

„Wir mussten 22 Meter lange Rohre senkrecht in die Mauern bohren, um darauf die neue Decke zu lagern", so Andreae. Verrutschten die Bohrer nur leicht, musste das Loch penibel verfüllt und neu angesetzt werden. Vor Probleme stellten die Projektleitung auch die Innenhöfe mit ihren weiß glasierten Klinkern. Nach der Instandsetzung und Reinigung der Oberflächen stellte sich heraus, dass diese die Sonne viel zu grell in die gegenüberliegenden Räume reflektierten – Lichtschutz musste her.

> Die Sonderlesesäle wurden von allen DDR-Einbauten befreit

Für ältere NutzerInnen kaum wiederzuerkennen sind die von allen DDR-Einbauten radikal befreiten Sonderlesesäle. Der Musiklesesaal etwa, wo unter anderem gut 80 Prozent der originalen Notenmanuskripte von Johann Sebastian Bach eingesehen werden können, hat keine Zwischendecke mehr, die zugemauerten Rundbögenfenster wurden geöffnet. Nichtsdestotrotz hat das gesamte Gebäude – eines der größten Berlins – noch 50.000 Quadratmeter Nutzfläche und 650 BenutzerInnen-Arbeitsplätze.

Ein Detail, das beim Betreten der Treppenhalle ins Auge sticht, sind zwei abgeschlagene Steinskulpturen auf den Schlusssteinen der Bögen. Dass ausgerechnet sie im Rahmen des 470-Millionen-Projekts nicht wiederhergestellt wurden, muss einen Grund haben – von den anwesenden Verantwortlichen wusste jedoch niemand, was sich dort einmal befand und warum es nun fehlt. Googeln hilft: Historische Fotos zeigen zwei Reichsadler, die mit ihren langen Hälsen ein bisschen wie Geier aussehen.

Anzeige

Luise Land sinniert über die vergebliche Nachtruhe in Berlin

Eine Stadt, in der viele nicht schlafen (obwohl sie wollen)

Menschen auf dem Land schlafen besser als Menschen in der Stadt, hat die Krankenkasse Barmer herausgefunden. Kein Wunder, dass ich so schlecht schlafe, seit ich in Berlin wohne. Auf der breiten Straße vor meinem Fenster brettert der Verkehr vorbei, Krankenwagen mit Blaulicht, Feuerwehr, Lastwagen.

Nachts nachdenken, wach liegen, sich wälzen: Das machen viele Menschen in Berlin. Genau genommen brauchen 85.000 Berliner*innen über mehrere Wochen am Stück länger als eine Stunde zum Einschlafen. Oder sie wachen morgens zu früh auf und liegen dann wach. Das geht aus dem aktuellen Gesundheitsreport der Barmer Krankenkasse hervor. Und auch, dass nirgendwo in Deutschland so oft Schlafstörungen diagnostiziert werden wie in Berlin. Frauen leiden häufiger darunter als Männer.

Im Café Benedict in Charlottenburg zum Beispiel gibt es 24 Stunden am Tag Frühstück. Um vier Uhr morgens nach der zweiten Nacht im Club kann die Berliner*in dort groß frühstücken gehen. Und trifft dann auf die Charlottenburger*in, die unter Schlafstörungen leidet und sich denkt: Geh ich halt frühstücken! Solche Angebote zeugen davon, dass in Berlin immer was los ist. Und es deshalb auch immer laut ist.

Lärm ist der Barmer-Studie zufolge einer der größten Einflussfaktoren bei Schlafstörungen. Und Verkehr und jobbedingter Zeitdruck. Das alles gibt es in Berlin. Und Drogen nehmen, legale und illegale. Das machen die Menschen in Berlin auch. So ist auch zu erklären, warum Landbewohner*innen im Schnitt deutlich besser schlafen: Auf dem Land gibt es das oft nicht. Oder zumindest weniger.

Viele Menschen in Berlin heißt viele Krankenwageneinsätze, viele Clubs und viel Verkehr. Wer morgens früh auf die Arbeit soll, denkt oft zwanghaft: Ich muss jetzt einschlafen. Damit beginnt der Barmer zufolge ein Teufelskreis: Je mehr Druck, desto weniger erholsamer Schlaf. Liegt dann noch eine sich bewegende Person neben einem im Bett, wird es noch schlimmer.

85.000 Berliner*innen bedeutet, 4,4 Prozent der Beschäftigten leiden unter Schlafstörungen. Das sind 44 von 1.000 Menschen – fast doppelt so viele wie im Jahr 2005. Damit liegt Berlin über dem Bundesdurchschnitt. Deutschlandweit haben im Schnitt 3,8 Prozent Schlafprobleme. Umfragen zufolge geht allerdings nicht mal jede zweite Person zum Arzt, wenn sie nicht schlafen kann. Die Dunkelziffer dürfte also noch deutlich höher sein.

taz nord

www.taz.de, redaktion@taz-nord.de

sonnabend/sonntag, 2./3. november 2019 taz am wochenende

Der Sozialismus wacht: innerdeutsche Grenze an der Ostsee in Travemünde-Priwall, 1985 Foto: imagebroker/Carsten Milbret/imago

Im Randgebiet

Die ehemalige deutsch-deutsche Grenze war von beiden Seiten aus betrachtet das Ende der Welt: Es ging da nicht weiter, man kam auf normalem Wege nicht durch. Im Westen nannte man die Gegend „Zonenrandgebiet“. Im Osten hieß sie nicht so, denn eine Zone gab es dort nicht **43–45**

Von **Katrin Seddig**

Den Begriff *Zonenrandgebiet* kannte ich nicht, als ich selbst noch in der *Zone* lebte. Ich wusste ja nicht einmal, dass ich in der *Zone* wohnte, weil ich auch den Begriff *Zone* nicht kannte. Hätten wir in unserer Familie Verwandte in der BRD gehabt, hätten die mir das vielleicht sagen können, dass ich in einer *Zone* lebe. Und nicht in einem Land. Damals hätte mich das übrigens empört, denn ich war ziemlich überzeugt davon, in einem Land zu leben, ich habe dieses Land durchaus für voll genommen.

Das *Zonenrandgebiet* gab es ausschließlich westlich der Grenze, zwischen dem Osten und dem Westen. Auf östlicher Seite hieß es gar nicht, beziehungsweise es gab ein Sperrgebiet, das man nur mit Passierschein betreten durfte, aber es hieß eben nicht.

Unsere Familie wohnte in der Nähe einer Grenze zu einem *sozialistischen Bruderland*, der Volksrepublik Polen. Diese Grenze war in vielerlei Hinsicht eine natürlichere Grenze als die zur BRD. Sie war zu einem anderen Land, sie ließ sich von uns, als DDR-BürgerInnen, überqueren, sie war ein Fluss. Ein Fluss ist auf eine sehr natürliche Weise eine Grenze. Man kann nicht einfach so über einen Fluss gehen. Die meisten Menschen akzeptieren Flüsse als Grenzen.

Die Grenze zwischen der DDR und der BRD bedeutete, dass es einen Weg gab, und der Weg war abgeschnitten. Man konnte einen Weg zwischen zwei Orten nicht mehr begehen. Man konnte einfach nicht mehr in den Nachbarort gehen, zu seinen Nachbarn, zu seinen Verwandten. Man konnte es nicht. Das ist für Menschen, egal welche politischen Notwendigkeiten man ihnen auftischt, schwer zu begreifen, denn es ist, in jeder Hinsicht, unnatürlich.

Im Westen hat man dann, mittels Gesetz, versucht, die *Zonenrandgebiete* ein wenig zu unterstützen, denn die *Zonenrandgebiete* litten offenbar unter dem Abbruch der Beziehungen zu einer Seite auch wirtschaftlich. Im Osten tat man nichts dergleichen. Es lag irgendwie auch im Interesse des Ostens, denke ich, dass die Dörfer entlang der Grenze schrumpften, so ließ sich diese Grenze leichter überwachen. Menschen stören beim Überwachen, am besten lässt sich ein leeres Nichts überwachen, und auf dieses NICHTS komme ich noch zurück.

Dreißig Jahre später sind die Grenzen weg und wie ein Geist doch immer noch da. Die Grenzstreifen sind in einigen Teilen zu Naturschutzgebieten geworden. Wenn man dem Ganzen etwas Gutes abgewinnen möchte, dann vielleicht das.

Die Grenze zwischen der DDR und der BRD bedeutete, dass es einen Weg gab, und der Weg war abgeschnitten

Und dann sind die Grenzen auf andere Art noch da.

Vor drei oder vier Jahren wollten wir um den Ratzeburger See wandern, an dessen Ostufer die Grenze entlanging. Freunde hatten das getan, und wir wollten es ihnen nachtun. An der nördlichen Stelle, in Rothenhusen, an der Schiffsanlegestelle, kamen wir mit einem älteren Wanderpaar ins Gespräch. Wo der Weg denn weiterginge, fragten wir sie. „Hier is’ Schluss“, sagte der Mann. „Aber wir wollten auf der anderen Seite wieder zurücklaufen“, sagte ich. „Warum denn das?“, sagte der Mann „Da ist doch nichts“, sagte die Frau (das NICHTS entpuppte sich dann als Naturschutzgebiet im ehemaligen Grenzgebiet, während das Gegenteil, das nicht das NICHTS sein muss, die Ruderklubs, Gartenanlagen und Wohnhäuser auf der Westseite des Sees sein müssen). „Waren sie denn noch nie drüben auf der anderen Seite?“, fragte ich die beiden. Sie schüttelten den Kopf. „Nie?“

Ich konnte es nicht glauben. Seit so vielen Jahren wanderten sie genau bis hierhin, bis an die Grenze, um dann stets von diesem Punkt aus wieder nach Hause zu gehen. Wenn es ein Problem gibt zwischen diesen beiden Ländern, die schon so lange wieder eines sind, dann ist es diese Grenze. Sie hat auf eine nachhaltige Art die Menschen voneinander getrennt. Wo man wohnt, wer man ist. Es ist so merkwürdig, dass ich jetzt, da ich fünfundzwanzig Jahre auf dieser Seite der Grenze wohne, dies tatsächlich auch noch so empfinde, auf *dieser* Seite der Grenze. Welcher Grenze? Wie können sie – dort drüben – so wählen? Frage ich mich nach den letzten Landtagswahlen. Als wären sie, immer noch, auf der anderen Seite der Grenze, nur dass ich jetzt nicht mehr *wir* bin sondern *die*, oder nicht mehr *die*, sondern *wir*.

Das Ratzeburger Paar wird vielleicht den Osten niemals betreten, weil dort nichts ist. Weil sie es ganz sicher wissen, dass dort NICHTS ist. Für sie, die im *Zonenrandgebiet* gelebt haben, hat sich sicherlich einiges geändert, aber sie wohnen immer noch im *Zonenrandgebiet*, weil die *Zone* noch da ist. Allen anderen sei gesagt, dass man sehr wohl um den ganzen Ratzeburger See wandern kann, und dass da mehr als ein NICHTS ist. Zum Beispiel das *Grenzhus Schlagsdorf*. Falls man ein Interesse an diesen Dingen hat.

Das war

Gefährlicher Pfleger

Das am Dienstag eröffnete Verfahren gegen einen 39-jährigen Pflegehelfer vor dem Landgericht Bremen endete bereits nach einer knappen Stunde. Denn die Staatsanwaltschaft wirft dem Mann gefährliche Körperverletzung in zwei Fällen vor – aber die Polizei ermittelt gegen ihn noch in drei weiteren Fällen. Die Ermittlungsakten solle die Staatsanwaltschaft jetzt allen Beteiligten zur Verfügung stellen, begründete der Vorsitzende Richter das vorzeitige Ende der Hauptverhandlung.

Der Mann soll zwei Bewohnerinnen eines Bremer Pflegezentrums ohne medizinische Indikation Insulin gespritzt haben. Eine 75-jährige Frau sei dadurch in Lebensgefahr geraten. Sie war durch zwei Schlaganfälle bereits geschwächt und durch das Insulin sank ihr Blutzuckerwert so stark, dass sie zwei Tage auf der Intensivstation eines Krankenhauses behandelt werden musste. Die Falschvergabe von Insulin kann im schlimmsten Fall zu Hirnschäden oder dem Tod führen.

Der Pflegehelfer hat bereits gestanden, dass er das Insulin absichtlich falsch verabreicht hatte. Es wird vermutet, dass er sich durch gezielt herbeigeführte Notfälle als Retter inszenieren wollte – ähnlich wie der Krankenpfleger Niels Högel, der im Juni vom Oldenburger Landgericht wegen 85-fachen Mordes zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt worden war.

Ursprünglich hatte die Bremer Staatsanwaltschaft dem Angeklagten zunächst ebenfalls versuchten Mord an der 75-Jährigen vorgeworfen. Das Landgericht hat diesen Anklagepunkt aber nicht zur Verhandlung zugelassen, weil der Pfleger nach der Tat selbst die Rettungskräfte gerufen und einen Zuckertest durchgeführt hatte.

Der Mann hatte zuletzt in einem diakonischen Pflegezentrum gearbeitet. Zuvor war er als Mitarbeiter einer Zeitarbeitsfirma in bis zu 35 Einrichtungen tätig. Das ist nicht ungewöhnlich: Immer mehr Pflegende arbeiten für Leiharbeitsfirmen, weil sie dort Vorteile genießen, die sie aufgrund des dramatischen Fachkräftemangels in den meisten Pflegeeinrichtungen nicht haben. Sie werden mindestens gleichwertig bezahlt, sie haben die Wahl, Überstunden abzufeiern oder ausgezahlt zu bekommen und flexiblere Möglichkeiten, Urlaub zu nehmen.

Die Kehrseite ist: Sie können schlechter kontrolliert werden, weil sie nur sehr kurz in einer Einrichtung arbeiten und sie bauen keine engeren Beziehungen zu ihren KlientInnen auf – Faktoren, die Machtmissbrauch zumindest begünstigen können. Der Prozess wird voraussichtlich Mitte November fortgesetzt. Laut seinem Anwalt will sich der Angeklagte dann auch selbst äußern. *Simone Schnase*

Das war auch

Hier gibt's nix zu feiern

Staatskirchliche Feiertage lehne ich ab. Wohlgemerkt, es ist völlig okay, traditionelle religiöse Feste arbeitsfrei zu halten. Sie sollten uns allein deshalb teuer sein, weil, Seit an Seit mit dem Unternehmertum, die protestantischen Kirchen diese Praxis des schönen Lebens in ihrer inhärenten Menschenfeindlichkeit jahrhundertelang bekämpft haben. Rund 50 Feiertage haben die Protestanten seit Gründung gekillt! Sie bieten Gelegenheit, rumzuschlemmen, Party zu machen, zu spielen, oder, wem's Spaß macht, rumzubeten.

Martin Luther zu feiern, scheint dagegen eine Unsitte.

Martin Luther war ein widerwärtiger Hassprediger

Sie ist durch nichts zu rechtfertigen. Denn ja, der Mann war ein sehr guter Lyriker und eindrucksvoller Übersetzer, aber eben auch eher eifernder Fundamentalist als ernstzunehmender Theologe und ein widerwärtiger Hassprediger. Dass sein Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Sprache groß war, erleben wir tagtäglich über die Social-Media-Kanäle.

Leicht zu glauben ist, was Oldenburgs Bischof Thomas Adomeit in Jever kontrafaktisch gepredigt hat: nämlich, dass Proto-Troll Luther „auf die heutigen Möglichkeiten neidisch" gewesen wäre, „auch digital zu kommunizieren". Dennoch wurde nun der Reformationstag als Feiertag im Norden eingeführt.

Bloß: Was damit anfangen? In Bremen ist diese Frage leicht zu beantworten, denn dem dortigen Leitenden Theologen ist der Reformationstag eine Anti-Konsumveranstaltung. Wer in Südniedersachsen wohnt, kann ja überlegen, nach Nordrhein-Westfalen oder Hessen zum Shoppen zu fahren. Das ist von Bremen aus alles zu weit. Anti-Anti-Konsum gibt's dort am Reformationstag nur auf dem Freimarkt. Das passt, weil es ja auch darum geht, antiklerikalen Ärger wach zu halten. Und Kirmes nervt.

Es ist Quatsch, dafür, schnell oder sehr schnell im Kreis herumgefahren zu werden, wahlweise viel oder sehr viel Geld auszugeben und dazu schlechte Musik zu hören. Es ist Quatsch, mit Aussicht auf den Gewinn hässlicher, jedoch nicht schadstoffgeprüfter und in Kinderarbeit zusammengefrickelter Stofftiere, Lose zu erwerben. Es ist völlig bescheuert, ekeliges Fettgebackenes zu verzehren.

All das ist aber immer noch sinnvoller, als sich in einer Kirche abgestandene Gedanken über Texte anzuhören, die in der Geschichte allzu oft fatale Wirksamkeit bewiesen haben: Sie zementieren Sittlichkeitsvorstellungen, die bereits vor 2.000 Jahren reaktionär waren und blockieren moralisch relevante Fragestellungen durch – im Protestantismus informelle – Dogmen. Davon wird einem speiübel. *Benno Schirrmeister*

zitat der woche

„Außer Ihnen kommt kein anderes Leck in Betracht"

Ralf Höcker, Pressesprecher der ultrakonservativen CDU/CSU-Splittergruppe „Werteunion", warf dem *Buxtehuder Tageblatt* vor, den aus Sicherheitsgründen geheim gehaltenen Ort des Treffens der Werteunion in Buxtehude an Die Partei ausgeplaudert zu haben, die gegen das Treffen demonstrierte. Er erteilte der gesamten Redaktion Hausverbot.

Gegendemo-Foto: Die Partei, Ortssektion Buxtehude

die gegenrede

„Der Vorwurf ist hirnrissig. Den Ort kannte jeder. Es gibt in Buxtehude keinen anderen, um mit 150 Leuten zu tagen"

Tageblatt-Chefredakteur Wolfgang Stephan erklärte, dass man sich intern an die Bitte der Werteunion gehalten habe, den Veranstaltungsort nicht öffentlich zu nennen. Dass dieser aber nur das „Deck 1" am Buxtehuder Hafen sein konnte, habe man sich gedacht.

taz salon hannover

Deutschland, ein Wirtschaftsmärchen

Deutschland ist reich, aber die gängigen Erklärungen sind falsch. Ludwig Erhard war nicht der „Vater" des Wirtschaftswunders, sondern ein naiver Ökonom und Lügner. Die „soziale Marktwirtschaft" war nie besonders sozial, und die Bundesbank war nicht die unbestechliche „Hüterin der D-Mark", sondern hat Millionen in die Arbeitslosigkeit geschickt.

Ulrike Herrmann, taz-Wirtschaftskorrespondentin, Otto-Brenner-Preisträgerin 2019, stellt ihr neues Buch „Deutschland, ein Wirtschaftsmärchen: Warum es kein Wunder ist, dass wir reich geworden sind" vor.

Achim Truger, einer der fünf Wirtschaftsweisen, Professor für Sozioökonomie der Universität Duisburg-Essen, ist als Podiumsgast dabei.

Moderation: **Stefan Reinecke**, parlamentarischer Korrespondent der taz

Donnerstag, 07. November, 19 Uhr, Eintritt frei
Kulturzentrum Faust, Warenannahme
Zur Bettfedernfabrik 3, 30451 Hannover

Das kommt

Der Erhardt ist wieder da

Göttingen atmet auf, Erleichterung macht sich breit, denn Heinz Erhardt kehrt zurück. Nein, nein, nicht leibhaftig. Lediglich ein Mitte September von Unbekannten entwendetes und drei Wochen später wiedergefundenes Denkmal, das den Dichter, Schauspieler und Komiker als Verkehrspolizisten zeigt, wird am Dienstag auf seinem angestammten Platz auf dem kleinen Heinz-Erhardt-Platz nahe der Weender-Tor-Kreuzung wiedererrichtet. Der Raub und die zunächst ergebnislose Suche nach dem Denkmal, über die auch überregionale Medien berichtet hatten, waren in der Stadt mit großer Spannung verfolgt worden.

Die erstmals im Jahr 2003 aufgestellte Figur gilt als einziges Heinz-Erhardt-Denkmal Deutschlands. Sie zeigt, wie Erhardt, der von 1909 bis 1979 lebte, in seiner Rolle als Verkehrspolizist Eberhard Dobermann im Film „Natürlich die Autofahrer" den Verkehr regelt. Erhardt hat zwischen 1956 und 1960 insgesamt acht Filme in Göttingen gedreht. Göttingen war damals eine bedeutende Filmstadt und eines von fünf Filmzentren in Westdeutschland. An die 100 Spielfilme wurden hier produziert, darunter auch Frank Wisbars Antikriegsfilme „Nacht fiel über Gotenhafen" und „Hunde, wollt Ihr ewig leben?"

Eigentlich macht das Heinz-Erhardt-Denkmal gar nicht so viel her. Die mit Untersatz gerade mal zwei Meter hohe Standfigur ist aus gedampften Acrylglas – klingt klasse, ist aber nichts weiter als Plexiglas – gefertigt und wiegt schlappe 20 Kilogramm. Gleichwohl war die Aufregung groß, als das Denkmal plötzlich nicht mehr da war. Der Polizei zufolge hatten die unbekannten Täter den Erhardt gewaltsam vom Sockel entfernt und mitgenommen.

Auf der Suche nach Erhardt alias Dobermann tappten die Ermittler zunächst im Dunkeln. Zwar sollte die Figur zwischenzeitlich an allen möglichen Orten der Stadt gesichtet worden sein, eine richtig heiße Spur war aber nicht darunter.

Am 7. Oktober entdeckten Spaziergänger das Denkmal schließlich auf dem Göttinger Stadtwall nahe des Botanischen Gartens, an einen Baum gelehnt und ganz leicht an einem Fuß beschädigt. Inzwischen haben Fachleute das Denkmal repariert und nach eigenen Angaben so optimiert, dass weitere Diebstähle zumindest deutlich erschwert würden. Eine Druckerei hat die Sanierung gesponsert, das Polizeikommissariat Göttingen übernahm die Patenschaft für das Denkmal. Gleichzeitig sind die Ermittlungen in dem Kriminalfall noch nicht abgeschlossen. *Reimar Paul*

Das kommt auch

Holsten braut los

Was hätte er auch sagen sollen? Sie „gehören zu Hamburg wie HSV und St. Pauli" – diesen Vergleich fand Olaf Scholz im Juni 2016 in seinem Redemanuskript vor und gemünzt war er auf die Biersorten Holsten und Astra. Scholz war da noch Erster Bürgermeister am nämlichen Pils- und – inzwischen – Zweitligafußballstandort, und der Anlass für das Statement war ein für ihn freudiger. Der Stadt war es gelungen, den mit Abwanderung liebäugelnden Bierbrauer zu halten. Und dazu hatte man auch gleich noch einen Investor gefunden für die Entwicklung des Geländes, auf dem seit 1879 die Holsten-Kessel standen.

Natürlich gibt's zu dieser schönen Geschichte das eine oder andere anzumerken: Dass ein paar Jobs eben doch verloren gehen würden, das zeichnete sich ab; auf Zahlen festlegen mochte sich Carlsberg eher nicht. Und was den Stolz angeht: Holsten ist seit 2004 Teil des internationalen Carlsberg-Konzerns, also Hamburger*in nur noch irgendwie. Zuvor bereits wurde das konkurrierende Astra-Pils, das seit 1897 ein paar Kilometer weiter südöstlich im Stadtteil St. Pauli produziert wurde, zusammengeschnurrt zur bloßen Holsten-Marke. Das war für manche*n

Olaf Scholz zischte ein Bier mit Gerd Schröder

in der Stadt, um im Bild zu bleiben, als hätte der Fußballverein mit der Raute den mit dem Totenkopf geschluckt.

Und wer konnte vor inzwischen über drei Jahren wirklich garantieren, dass alles klappt, wie man es sich vorgenommen hatte? Der Produktionsbeginn am neuen Standort verschob sich – allerdings nur um ein halbes Jahr. Das ist in der Stadt mit der ewigen Elbphilharmonie-Zitterpartie kaum der Rede wert. Und dass auch Filetgrundstück-Großinvestoren wieder von Bord gehen können: Auch dafür gibt es in Hamburg Beispiele, ein prominentes gar nicht weit weg vom Konzerthaus, im sogenannten Überseequartier.

Am Montag nun wird der neue Holsten-Standort in Hamburg-Hausbruch feierlich eröffnet, und dabei ist neben allerlei Carlsberg-Granden auch Scholz' Amtsnachfolger Peter Tschentscher, ein Sozialdemokrat freilich von ganz anderem Schlag als es einst Gerd Schröder war, der sich 2005 beim Brauereibesuch demonstrativ allen kleinen, Bier trinkenden Männern verbunden gab; ein Pils zischte damals für die Kameras auch – Olaf Scholz.

Am Montag und Mittwoch können sich auch die Bald-Ex-Nachbar*innen informieren, was werden soll, wo nun nicht mehr gebraut wird: Der Bezirk Altona planungsdialogt öffentlich über den Stand der Dinge bei all den neuen Büros und Wohnungen auf dem „Holstenareal". *Alexander Diehl*

Entsorgung im Grenzgebiet

Atom- und Giftmülllager reihen sich an der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze

Da muss es hin: Der niedersächsische Ministerpräsident Ernst Albrecht zeigt auf den Standort Gorleben (1977) Foto: dpa

Grafik: taz

Von **Reimar Paul**

Das grüne Band ist ein Versprechen. Der Geländestreifen entlang der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze soll zum ökologischen Vorzeigeprojekt werden, der Grüngürtel ist ein Rückzugsgebiet für viele Tier- und Pflanzenarten. In Norddeutschland reicht das grüne Band von Travemünde in Schleswig-Holstein bis zum Eichsfeld im südlichen Niedersachsen, auf östlicher Seite sind die Länder Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt und Thüringen sowie ein ganz kleiner Zipfel Brandenburgs einbezogen.

Wenige Kilometer weiter weg, aber immer noch nah an der früheren Grenze, hat es sich dann mit intakter Umwelt. Dort erstreckt sich ein ganz anderes Band – ein Band von Gift- oder Atommülldeponien. Zum Teil schon stillgelegt, zum Teil noch im Betrieb, zum Teil erst im Bau, ist ihnen gemeinsam, dass sie geplant wurden, als Bundesrepublik und DDR noch als eigenständige Staaten existierten. Auch wenn bei den Standortentscheidungen geologische Gegebenheiten mit eine Rolle gespielt haben mögen: Die Nähe zum Territorium des jeweiligen Klassenfeindes hat es auch.

Schönberg, Mecklenburg-Vorpommern

Es waren extreme Zahlen: 2017 wurde bekannt, dass auf der Abfalldeponie Ihlenberg – nach der früheren Bezeichnung VEB Deponie Schönberg heute noch oft Deponie Schönberg genannt – der erlaubte Grenzwert für Cadmium um mehr als 3.000 Prozent übertroffen wurde. Bei Zink waren es sogar 9.500 Prozent. In einer Charge sollen die Grenzwerte für Quecksilber sogar um 17.900 Prozent überschritten worden sein. Die Deponie liegt im westlichen Mecklenburg, die Großstadt Lübeck ist nur 14 Kilometer entfernt, die nächste Wohnbebauung gerade mal 200 Meter.

1979 hatte das SED-Politbüro den Beschluss zur Errichtung der Deponie gefasst. Den Kreistagsabgeordneten in Grevesmühlen wurde mitgeteilt, dass Bauschutt, Schlacke und Flugasche abgekippt werden sollten. Ein Jahr später begann die Verklappung auch von Sondermüll. Dumpingpreise und die unzulängliche Überwachung durch die DDR-Behörden machten Schönberg auch für die westeuropäische Abfallwirtschaft interessant. Müll konnte dort für 20 D-Mark pro Tonne entsorgt werden.

Zur Wendezeit 1989 lagerten etwa zehn Millionen Tonnen Müll auf der Deponie, seitdem ist der Müllberg jährlich um rund 600.000 Tonnen gewachsen. Er ist gegenwärtig etwa 110 Meter hoch, die Grundfläche umfasst ein Gebiet von 82 Hektar. Anlagen zur Müllbehandlung, insbesondere des Sondermülls, sind nicht vorhanden. Ein Konzept für die Schließung gibt es nicht.

2002 wurde erstmals bekannt, dass Mitarbeiter der Deponie an Krebs leiden. 2008 stellte die Uni Greifswald eine um 80 Prozent erhöhte Krebsgefahr für die Beschäftigten fest. Die Deponie gehört, über mehrere Gesellschaften, dem Land Mecklenburg-Vorpommern.

Morsleben, Sachsen-Anhalt

Der Salzstock Morsleben, ganz nah an der Grenze zu Niedersachsen, hat eine schillernde Geschichte. Um 1900 begann der Abbau von Kalisalz für die Landwirtschaft. Ab 1937 nutzte Görings Luftwaffe den Schacht zur Lagerung von Flugzeugmunition. Ab Februar 1944 diente das Bergwerk der Rüstungsproduktion und als Außenlager des KZ Neuengamme. 3.000 bis 5.000 Häftlinge und Zwangsarbeiter mussten Bauteile für Flugzeuge und Raketen zusammensetzen.

Während in einem Schacht nach Kriegsende wieder Steinsalz gefördert wird, diente der Nachbarschacht der Hühnermast. Zwischen 1959 und 1984 werden hier Zehntausende Broiler gezüchtet. 1971 wurde Morsleben das Atommüllendlager der DDR. Mit deren Ende ging es in den Besitz der Bundesrepublik über. Auf die rund 14.400 Kubikmeter schwach und mittel radioaktiven Abfälle werden zwischen 1994 und 1998 unter Verantwortung der damaligen Bundesumweltministerin Angela Merkel (CDU) noch einmal 22.000 Kubikmeter draufgepackt.

1992: Ein Atommüll-Container wird in Morsleben endgelagert Foto: dpa

Ähnlich wie in der Asse wurde Atommüll auch in Morsleben unter haarsträubenden Bedingungen eingelagert. Feste radioaktive Abfälle wurden zum Teil lose oder in Fässern in Einlagerungshohlräume gekippt oder gestapelt. Dabei wurden auch Fässer beschädigt. Zudem ist das ganze Grubengebäude instabil und vom Einsturz bedroht. Mehrmals schon krachten tonnenschwere Salzbrocken von Zwischendecken herab. Derzeit läuft das Verfahren zur Stilllegung von Morsleben. Sie soll, Stand heute, rund 2,5 Milliarden Euro kosten.

Gorleben, Niedersachsen

Rebecca Harms erinnert sich noch genau an den 22. Februar 1977. „Wir hörten entsetzt im Radio, dass Gorleben Standort werden sollte", erzählte die Grünen-Politikerin, die im Wendland wohnt und von Anfang an beim Anti-Atom-Protest mitmachte. Niedersachsens damaliger Ministerpräsident Ernst Albrecht (CDU) hatte überraschend ein Waldstück in dem kleinen Ort im Kreis Lüchow-Dannenberg als Standort für ein nukleares Entsorgungszentrum benannt. Auf 16 Quadratkilometern sollten eine Wiederaufarbeitungsanlage (WAA), eine Brennelementefabrik, ein Endlager und weitere Atomanlagen errichtet werden.

Neben Gorleben standen damals noch andere Salzstöcke in Niedersachsen zur Auswahl. Sie hätten sich nach Ansicht von Geologen viel besser als nukleare Lagerstätte geeignet.

Albrecht spekulierte aber, dass die Leute im strukturschwachen und konservativen Wendland nichts gegen das geplante Entsorgungszentrum haben würden und gegen die vielen versprochenen Arbeitsplätze erst recht nicht.

Doch es gab noch einen anderen Aspekt. Der – inzwischen gestorbene – Geologieprofessor Gerd Lüttig erinnerte sich in einem taz-Gespräch an eine Sitzung, in der Albrecht gesagt habe: „Jetzt haben wir dieses Morsleben direkt an der Zonengrenze. Wenn das mal absäuft, dann haben wir im Helmstedter Raum die verseuchten Wässer. Ich möchte jetzt die Ostzonalen mal richtig ärgern, nehmen wir Gorleben als Gegengewicht. Mal sehen, was herauskommt."

Eine Wiederaufarbeitungsanlage in Gorleben ließ sich nicht durchsetzen, doch im unterirdischen Salzstock wurde bis 2014 gebohrt und gebuddelt. Bei der Suche nach einem Endlager für den hoch radioaktiven Atommüll ist Gorleben noch immer ein Kandidat.

Schacht Konrad, Niedersachsen

Das ehemalige Eisenerzbergwerk Konrad in Salzgitter, darauf verweisen Betreiber und Behörden gern, sei das einzige bisher genehmigte Atom-Endlager Deutschlands. Klingt gut, ist aber eine Luftbuchung. Denn wann und ob die Lagerstätte in Betrieb geht, steht in den Sternen. Nach mehrmaliger Verzögerung wurde die Fertigstellung erst im vergangenen Jahr um fünf weitere Jahre verschoben, auf 2027. 1982 wurde Schacht Konrad als Standort ausgewählt, 2002 gab es einen Planfeststellungsbeschluss, der aber erst 2007 nach abgewiesenen Klagen rechtskräftig wurde.

Der Bau dauert nicht nur immer länger, er wird auch immer teurer: Er soll jetzt 4,2 Milliarden Euro kosten, 600 Millionen mehr als zuletzt kalkuliert. Ursprünglich waren die Baukosten mit 900 Millionen Euro beziffert worden. 2013 waren es schon 2,9 Milliarden.

Konrad soll insgesamt 303.000 Kubikmeter schwach und mittel radioaktiven Atommüll aufnehmen. Der Abfall stammt etwa aus Krankenhäusern und aus dem Abriss von Atomanlagen, er macht 90 Prozent des deutschen Atommülls, aber nur 0,1 Prozent der Strahlung aus.

Für weiteren anfallenden Müll wird der Platz in Schacht Konrad nicht ausreichen. Für die aus dem havarierten Atommülllager Asse zu bergenden Fässer sowie die Rückstände aus der Urananreicherung muss wahrscheinlich ein weiteres Endlager her. Für eine Erweiterung wäre ein neues Genehmigungsverfahren nötig. Gegen den breiten Widerstand vor Ort, der von CDU-Bürgermeistern über das Landvolk bis zur IG Metall reicht, ließe sich eine Vergrößerung des Endlagers kaum durchsetzen.

Asse, Niedersachsen

126.000 Fässer mit Atommüll und teils hoch giftigen Chemieabfällen, zwischen den Jahren 1967 und 1978 eingelagert, gammeln seit Jahrzehnten im ehemaligen Salzbergwerk Asse II vor sich hin. Weil die Grube instabil ist und voll Wasser zu laufen droht, sollen die teils wohl schon von Salz und Rost zerfressenen Fässer nach Möglichkeit an die Oberfläche geholt werden. Die Räumung eines unterirdischen Atomendlagers wäre ein weltweit einmaliges Unterfangen.

Am 4. April 1967 wurden die ersten 80 Fässer mit radioaktiven Abfällen aus dem Kernforschungszentrum Karlsruhe in der Asse versenkt. Zuletzt gelangen 1978 strahlende Abfälle unter die Erde. Die Abfälle, darunter rund 100 Tonnen radioaktives Uran, 87 Tonnen strahlendes Thorium, 28 Kilogramm Plutonium und 500 Kilogramm extrem giftiges Arsen, lagern in 13 unterirdischen Kammern.

Teilweise kippen Gabelstapler die Fässer einfach über Abhänge oder quetschen sie in bereits volle Hohlräume. Bis heute halten sich Gerüchte, dass dort auch Kadaver von Affen und anderen Säugetieren vermodern, mit denen radioaktive Versuche gemacht wurden. Unklar ist auch, ob entgegen offiziellen Beteuerungen nicht auch hoch radioaktiver Müll verklappt wird.

Marode: das Atommülllager Asse Foto: dpa

Seit 1988 läuft Wasser in das Bergwerk, täglich zwischen 12.000 und 14.000 Liter. Die Kammern mit dem Atommüll seien instabil, einige Zwischendecken bereits eingebrochen, sagen Experten. Sie befürchten auch unkontrollierte Grundwassereinbrüche. Obwohl die Räumung des Bergwerks noch gar nicht begonnen hat, sind schon jetzt 1,5 Milliarden Euro in das Vorhaben geflossen. Und es könne insgesamt viel teurer werden als bislang kalkuliert, warnt der Bundesrechnungshof in einem kürzlich bekannt gewordenen Bericht.

Biotop statt Minenfeld: das grüne Band

Von **Reimar Paul**

Die knapp 1.400 Kilometer lange Grenze zwischen der Bundesrepublik und der DDR war streng bewacht. Gleichzeitig wurde der Grenzstreifen zum Refugium für mehr als 1.200 seltene und gefährdete Pflanzen- und Tierarten. Besondere Lebensräume wie Moore, Feuchtwälder rund Heiden konnten sich ungestört entwickeln.

Allein 130 Vogelarten leben im grünen Band, knapp die Hälfte davon gilt als bedroht – darunter Schwarzstorch, Neuntöter und Raubwürger. 40 Libellenarten wurden im Grenzstreifen kartiert, mehr als 600 Pflanzenarten festgestellt.

Die Anrainer-Länder Thüringen und – Ende Oktober 2019 – Sachsen Anhalt haben das grüne Band als Nationales Naturmonument ausgewiesen und sind damit einem Wunsch des Bundes für Umwelt und Naturschutz (BUND) nachgekommen. „Wir fordern die noch fehlenden Anrainerländer auf, ihre Anteile am grünen Band endlich auch als nationales Naturmonument auszuweisen", sagt BUND-Chef Hubert Weiger. „Auch angesichts der Biodiversitätskrise brauchen wir einen lückenlosen Biotopverbund."

Etliche Flächen im grünen Band wurden bereits unter Naturschutz gestellt und der landwirtschaftlichen Nutzung entzogen. Während sich Umweltschützer über stillgelegte Felder, Feuchtwiesen und frei mäandernde Flussbetten freuen, kommt von Bauernverbänden Widerstand. In Südniedersachsen zum Beispiel machte das Landvolk mit Demonstrationen und Unterschriftenaktionen gegen eine „kalte" oder „schleichende Enteignung" im grünen Band mobil.

Lag lange im Windschatten des betriebsamen Travemünde: der Strand auf der Halbinsel Priwall. Links sind die vier Masten der „Passat“ zu erkennen, daneben lugen Teile des Waterfront-Projekts hervor

„Gucken Sie mal, wie schön der Blick ist!“

Bis vor ein paar Jahren lag der Priwall im Dornröschenschlaf. Dann kamen die Investoren auf die Halbinsel, die einst durch die DDR-Grenze vom Rest der Welt abgeschnitten war

Vom Priwall **Mahé Crüsemann** (Text) und **Felix König** (Fotos)

Es weht ein kalter Wind in Travemünde. Schneidend und eisig dringt er durch jede Jacke. Die kleine Autofähre, die gerade zurückkommt, schaukelt auf den Wellen. Das Meer ist tiefblau, der Himmel oben drüber hell, fast weiß. Kleine Schaumkronen wandern auf den Wellen Richtung Land. Ein Fährarbeiter in neongelber Arbeitsjacke verkauft Fährtickets durch die Autofenster. Vor seinem Bauch hängt eine Schaffnertasche mit Münzwechsler. Nordisch wortkarg lotst ein weiterer Neongelber die Autos Richtung Fähre, die gerade angelegt hat.

Travemünde, der östlichste Stadtteil von Lübeck, liegt direkt an der Ostsee. Das Seebad mit dem berühmten Maritim-Hotel, dem höchsten Leuchtfeuer Europas, ist ein beliebter Badeort. Bis zu seiner Schließung 2012 machte das berühmte Casino Travemünde auch weit über Lübecks Grenzen hinaus bekannt. Auf der Promenade drängen sich im Sommer viele Tausend Badegäste. Blickt man, Travemünde im Rücken, Richtung Osten über die Trave, liegt dort der Priwall, eine kleine Halbinsel in der Travemündung. Weil der Priwall zu Travemünde und damit zu Lübeck gehört, wurde er durch die Grenzschließung zwischen BRD und DDR nach dem zweiten Weltkrieg praktisch abgeschnitten. Im Osten war der Grenzzaun, im Westen die Trave.

Setzte man im Sommer mit dem Rad über, war man wie in einer anderen Welt. Zum wuseligen Travemünde war der Priwall ein Kontrast. Mit dem Rad fuhren wir mitten auf der Straße an verschlafenen, gemütlichen Kleingärten und Campingplätzen vorbei nach Osten. Überall war es grün, hohe Bäume verdeckten den direkten Blick aufs Wasser. Über Trampelpfade schoben wir unsere Räder irgendwann an den breiten Strand. Die Küste war hier wild und der Strand meist sehr viel leerer als auf der anderen Seite der Trave.

Keine fünf Minuten dauert die Überfahrt. Auf der anderen Seite angekommen führt die zwei Kilometer lange Mecklenburger Landstraße bis nach Pötenitz, einem kleinen Dorf auf Seite der damaligen DDR. Es ist noch die alte Straße, von Birken gesäumt. Einen Fahrradweg gibt es immer noch nicht. Kurz hinter dem Fähranleger preist ein Schild aber jetzt die „Beach Bay“ an. Links abbiegen, dann ist man schon da. Vor mir liegt eine große Baustelle. Die meisten Gebäude stehen schon.

Vor ein paar Jahren fing der Investor Sven Hollesen damit an, einen Ferienpark mit frei stehenden Häusern im dänischen Stil auf dem Priwall zu bauen. Hinter Bäumen geduckt liegen sie in den Dünen, etwa 400 Meter vom Jachthafen entfernt. Jetzt lässt Hollesen zusätzlich ein etwa 61.000 m² große Areal direkt an der Wasserkante zur Trave bebauen, für etwa 175 Millionen Euro. Der massive Komplex soll 2020 fertig sein und erstreckt sich bereits jetzt als dominante Front entlang der Marina auf dem Priwall. Es ist das gleiche Projekt, der zweite Teil. Im Vergleich zum skandinavischen Feriendorf in den Dünen wird hier aber ordentlich aufgestockt.

Noch schallt Baulärm durch die neuen Straßen, Kabel und Anschlüsse ragen aus dem Boden, Bagger und LKW rollen hin und her, Baumaterialien liegen verpackt am Straßenrand. Schon 2006 wurde das Projekt von dem Dänen Hollesen und seiner Ferienimmobilien-Gruppe Planet-Haus angekündigt. 2014 folgte die Baugenehmigung der Stadt für den Teil des Geländes, der direkt am Jachthafen liegt. Im September 2014 musste nach 55 Jahren der Campingplatz „Strandcamping Priwall“ schließen, auf dem viele Dauercamper ihren Sommer verbrachten, und Platz machen für das „Ferienresort Travemünde Waterfront“ mit 32 sogenannten Dünenvillen. Vor den Dünenvillen, direkt entlang des alten Jachthafens, bilden 16 weiße, viereckige „Promenadenvillen“

„Bei solchen Sachen gibt es immer zwei Meinungen, weil wir alle Demokraten sind. Und das ist auch gut so“

Sven Hollesen, Investor

Der Kritiker am heimischen Tisch: Günter Wosnitza wohnt seit 67 Jahren auf dem Priwall

Gute Aussicht: Blick aus einem Fenster des noch im Bau befindlichen „Slow Down"-Hotels auf den Yachthafen. Auf der anderen Seite liegt Travemünde mit dem „Maritim"-Hochhaus

eine Front zum Wasser hin. In allerbester Lage, direkt am Kai, stehen vier „Passatvillen". Diese roten Gebäude erinnern an Schiffscontainer und ragen teilweise auf Stelzen bis übers Wasser. Vor dieser ganzen Kulisse prangt, alt und stolz, ihr Namensgeber, das Wahrzeichen von Travemünde: die 1911 bei Blohm & Voss in Hamburg erbaute Viermastbark „Passat".

Die Promenadenvilla Nummer 10 ist schon fertig, zumindest fast. Im ersten Stock gibt es eine Musterwohnung: zwei Schlafzimmer, Bad mit Sauna, Terrasse mit Hafenblick. Die Türklinken sind niedriger als gewöhnlich, es gibt keine Türschwellen oder Stufen. Es ist eine rollstuhlgerechte Wohnung. Ein Großteil der neuen Ferienwohnungen soll rollstuhlgerecht oder zumindest barrierefrei werden.

Sven Hollesen, ein schlacksiger Mann, der blaue Wildlederschuhe trägt, schaut vom Balkon der Promenadenvilla 10 auf eine der Passatvillen. Das Gebäude ist noch komplett eingerüstet. Leise weht Radiomusik der Bauarbeiter herüber. „Ja, das ist noch nicht ganz fertig", lacht er. „Aber gucken Sie doch mal, wie schön der Blick ist." Der gebürtige Däne ist freundlich und gut gelaunt. Er ist zuversichtlich, dass das Projekt 2020 fertig wird. Die konkreten Pläne hätten sich immer mal wieder geändert. „Es gibt sehr unterschiedliche Wege, die ans Ziel führen, aber das Ziel ist immer gleich geblieben", sagt er.

Nicht alle Priwallaner sind überzeugt

Die Priwallaner, wie sich die Bewohner der etwa drei Kilometer langen Halbinsel nennen, seien nicht alle überzeugt, meint Hollesen. Immer wieder versuchten sie das Projekt in seiner jetzigen Gestalt zu verhindern, es gab Bürgerinitiativen und Klagen. „Bei solchen Sachen gibt es immer zwei Meinungen, weil wir alle Demokraten sind. Und das ist auch gut so", sagt Hollesen. Daran, dass das Projekt kommen würde, hätte es aber nie Zweifel gegeben. „Kommen Sie, wir gucken uns ein bisschen um."

Hollesen zieht eine gelbe Baujacke über sein Stoffsakko, verlässt die Musterwohnung und geht mit schnellen Schritten voran über die Promenade, vorbei an der „Passat", bis zur nördlichsten Spitze des Projekts. Direkt bei der Personenfähre, die noch kleiner ist als die Autofähre, steht ein eindrucksvolles Gebäude mit großer Fensterfront zum Strand und riesigen Türen. Der Boden besteht noch aus blankem Estrich, dicke Lüftungsrohre stehen mitten im Raum. Der Fernsehkoch Steffen Henssler macht hier ein „Ahoi"-Restaurant auf. „Am 26. November ist große Eröffnung", Hollesen steigt über Leitungen und Kabel und deutet in den Raum, der später einmal die Küche werden soll. „Hier wird dann bald fleißig gekocht." Die Küchengeräte aus Edelstahl stehen schon, noch in Plastik verpackt.

Etwa 300 Meter die Promenade runter entsteht ein großes Hotel. „Slow Down" soll eine Hotelkette werden und in Hollesens Privatbesitz bleiben. Das Tagungscenter im Hotel wird bereits fleißig beworben. Auch das Hotel soll 2020 fertig werden, aber im Inneren sind die Wände noch unverputzt, auf dem Boden liegen die Leitungen noch frei. „Hier kommt ein riesiger Screen hin", sagt Hollesen und zeigt auf eine zwei Stockwerke hohe Wand. Im Erdgeschoss hat das Gebäude noch keine Fenster. Es ist kalt. Auf einem Gerüst arbeiten zwei Männer an den Rohren an der Decke. „Da vorne steht dann eine Glaswand, die auf Knopfdruck zu Milchglas wird. Und dahinter kommt auch ein riesiger Screen an die Wand." Hollesen sagt: „Man wird hier unten einen Knopf drücken können und alle Screens gleichzeitig an machen und eine Rede halten oder so. Dann kann man das auch in den Zimmern sehen." Dabei strahlen seine Augen und seine Hände beschreiben einen großen, alles umschließenden Kreis.

2,5 Kilometer weiter Richtung Osten, kurz vor der ehemaligen Grenze fühlt man sich wie in einer anderen Welt. Zurück auf dem alten Priwall, wie er war, bevor Investoren wie Hollesen kamen. Hier ist die Halbinsel nur etwa 150 Meter breit. Niedrige Wohnhäuser bilden eine kleine Siedlung. Nach dem Krieg für Flüchtlinge gebaut, heute von vielen alteingesessenen Priwallanern bewohnt, thronen die Häuschen nur etwa drei Meter über Normalnull zwischen der Ostsee und der Trave-Ausbuchtung Pötenitzer Wiek, die den Priwall im Süden begrenzt. Hier wohnt Günter Wosnitza mit seiner Frau. Das kleine Haus mit dem schönen, wilden Garten ist umgeben von anderen kleinen Holzhäusern und Hütten, alle dicht beieinander, Garten an Garten. Man hat das Gefühl in einer Kleingartensiedlung zu stehen. Die Wege sind nur zu Fuß erreichbar. Parken muss man am Straßenrand an der Hauptstraße.

Der Investor und sein Werk: Sven Hollesen erklärt das „Waterfront"-Projekt

Gleich am Eingang des Gartens begrüßt mich ein großer getigerter Kater. Im Haus der Wosnitzas ist es warm und es riecht nach Kaffee. Betritt man die Hütte, steht man bereits in der Küche, die zugleich das Wohnzimmer ist. Viele Pflanzen hängen und stehen verteilt. Es stapeln sich Bücher und Zeitschriften neben dem Sofa.

Günter Wosnitza ist ein echter Priwallaner. Seit 1952 wohnt er hier. Das Haus ist sein Elternhaus. Er hat aus der Holzhütte nach und nach ein Haus gemacht. „Mein Mann hat damals Steine von den Nachbarn geschenkt bekommen. Da war das Haus noch komplett aus Holz. Baumaterialien gab es ja nicht so einfach nach dem Krieg", sagt seine Frau. „Ich habe noch mitgeholfen, das Dach zu decken".

Günter Wosnitza räumt den Esstisch frei. Er schiebt eine Zeitung zur Seite und findet darunter seine Lesebrille. Es gibt Wasser aus dem Wasserhahn. Wosnitza setzt sich an den Tisch. Er streckt seine Beine aus. Die Füße stecken in weißen Birkenstock-Schlappen. „Das hier war ja früher eine Flüchtlingssiedlung", sagt er und deutet aus dem Fenster. Die Einwohnerzahl habe sich damals verdoppelt und das mit katastrophalen Folgen. „Hier wurden dann Baracken bis an die Grenze gebaut, alles ganz eng zusammen."

Ein ganzer Stadtteil nur für Feriengäste

Wosnitza sieht das neue Projekt am Passathafen kritisch. „Die bauen da was hin, was hier nicht her passt", sagt er. Das erste Feriendorf von Hollesen findet Wosnitza in Ordnung. „Die sind im skandinavischen Stil, das ist ja auch Geschmackssache, aber mir gefällt das ganz gut." Er blättert in einer Ausgabe der *Travemünde Aktuell*, dem lokalen Nachrichtenmagazin für Travemünde und den Priwall. „Die fügen sich gut in die Dünen ein und sind nicht so eng an eng gebaut, das ist schon in Ordnung so." Das was Hollesen und seine Planet-Gruppe jetzt aber am Hafen vorn aus dem Boden stampfen würden, wäre das Ergebnis völlig verfehlter Politik. „Da wird ein ganzer Stadtteil neu gebaut, nur für Feriengäste."

Im Herbst 2015 schloss die „Arche Noah", der einzige Kindergarten auf dem Priwall. Es war ein Symptom dessen, was sich seit Jahren abzeichnet: Junge Leute, geschweige denn Familien leben auf dem Priwall so gut wie keine mehr. Das liegt auch daran, dass der Ort noch immer abgeschnitten ist, von Travemünde aus ist er nur mit einer der Fähren über die Trave erreichbar, eine Jahreskarte für einen PKW kostet 665 Euro. Oder man fährt einen riesigen Umweg vom Osten über Dassow in Mecklenburg. Beides ist vielen zu unbequem. Die Berufsschule am Hafen schließt jetzt auch bald, das Krankenhaus ist bereits zu und teilweise abgerissen, auf dem Gelände eröffnete jetzt ein neuer Edeka Lebensmittelmarkt. Am Fährhafen gibt es ein Seniorenheim, obere Preisklasse. Das bleibt.

„Man müsste doch mal über bezahlbares Wohnen nachdenken", sagt Günter Wosnitza. Für Familien sei es einfach zu teuer. „Hier dominieren die, ich sage jetzt mal besser gestellten Senioren. Das ist doch eine völlige Schieflage."

Veränderungen stünde er ja prinzipiell offen gegenüber, sagt Wosnitza. Dass der Priwall jetzt zum Freizeitresort wird, sei ihm aber zuwider. „Ich sehe das schon kommen, im Winter ist es hier wie ausgestorben."

das ding, das kommt

Ausgedrückt

Hamburgs rot-grüne Regierung hat sich gerade dazu durchgerungen, in Bremen gibt's ein Rauchverbot auf Spielplätzen schon seit 2013. Gut: Sind beides Stadtstaaten, da ist so was vergleichsweise einfach. In Schleswig-Holstein haben unter anderem Kiel und Norderstedt entsprechende Regelungen, und die Diskussion über eine landesweite ist im Gange. In Mecklenburg-Vorpommern scheint die Landesregierung ein offenbar als unpopulär erscheinendes Verbot eher den Kommunen überlassen zu wollen, und so steht es auch im niedersächsischen Nichtraucherschutzgesetz, geändert zuletzt im Jahr 2008: „Die Gemeinden sind für den Schutz der Benutzerinnen und Benutzer von öffentlichen Spielplätzen vor Passivrauchen und vor den Gefahren verantwortlich, die von beim Rauchen entstehenden Abfällen ausgehen."

So weit, so unübersichtlich. Man kann sich angesichts all dieses politischen oder auch Verwaltungshandelns aufgerufen fühlen, endlich mal loszuwerden, was einem immer schon auf den – wirklich nur möglicherweise nikotingelben – Nägeln brannte, also etwa Erörterungen über die Freiheit an sich. Oder meinetwegen hart am Passiv-Aggressiven entlang Schrammendes über gegängelte, ja: entrechtete Eltern. Man kann auch einfach gelassen bleiben, was Rauchende ja gern für sich beanspruchen, und bei Gelegenheit einen Ausflug machen: nach Jesteburg. Im dortigen Kunstverein nämlich stellt, seit gut zwei Wochen und noch für ungefähr sechs weitere, die Berlinerin Natalie Czech Fotografien aus – unter dem Titel „Cigarette Ends".

Dieser soll dabei ausdrücklich als offen verstanden werden: Geht's da ums Ende einer alten, auch gern verklärten Epoche, in der das Rauchen noch weniger marginalisiert war, sich vielmehr bei Tisch, im Flugzeug und sogar im Arztwartezimmer ausüben ließ? Geht's ums Ende jener mysteriösen Zeitspanne, die als „Zigarettenlänge" bezeichnet wurde (was dann ja auch demnächst niemand mehr versteht)? Oder geht's um die Kippe, diesen Giftstummel, dessen Verbleib in der Kinder-Sandkiste ja einen der Gründe liefert für alle Verbotsdiskussion?

Die **Kippe** – oder gleich das Ende des Rauchens an sich? Was „Cigarette Ends" bedeutet, lässt der Kunstverein Jesteburg hübsch in der Schwebe. Unter diesem Titel stellt dort Natalie Czech Fotografien aus Foto: Coco. Champion/ Wikimedia Commons

Das Material der gebürtigen Neusserin Czech, die in Düsseldorf studiert hat, sind in diesem Fall Assemblagen von gerauchten Zigaretten verschiedener, internationaler Marken der 1930er-Jahre bis heute: Schachteln unterschiedlicher Marken hat sie gesammelt und lässt auf ihren Bildern nun gerauchte Zigaretten aufeinandertreffen. Dabei ergeben die klangvollen, teils schon lange, Pardon, erloschenen Markennamen eine Art minimalistischer Poesie: „Free / Holiday", „Visa / Vis / Vision" oder „Mary Long / Life / So Long".

Alexander Diehl

Bis 13. 12., Jesteburg, Kunstverein
www.kunstverein-jesteburg.de

Gespensterseher

An den britischen Kulturtheoretiker Mark Fisher erinnert jetzt in Bremen sein letzter Übersetzer

Von **Alexander Diehl**

Es anders sehen? Mark Fisher brauchte man nicht zu kommen mit den Hits der Achtsamkeitsindustrie. Aus erster Hand kannte der britische Kulturtheoretiker die Depression, und für ihn war sie nur zu verstehen – ganz zu schweigen von irgendeiner Aussicht, sie zu besiegen – im Zusammenhang mit dem, was uns umgibt: der Gesellschaft, der Ökonomie.

Seinen eigenen Kampf hat Fisher am Ende nicht gewonnen: Er schied 2017 aus dem Leben. Als „Kind der britischen Arbeiterklasse, der (sic!) dank des britischen Sozialstaats viel Zeit zum wilden Lesen hatte", hat ihn in seinem Nachruf Christian Werthschulte bezeichnet, einer seiner frühen Übersetzer: „Selbst als Mark längst Professor am Londoner Goldsmiths College war, hatte er das Gefühl, dort nicht wirklich hinzugehören."

Fishers Texte verkleideten sich mal als akademisch, mal als berufsjugendtumsfreier Popjournalismus. Bloß schrieb er nie nur über Dubstep, die „Terminator"-Filme oder H. P. Lovecraft, auch wenn es den Anschein hatte: Es ging immer auch um den Kapitalismus und darum, wie der alle Alternativen unmöglich erscheinen lässt. Demnächst kommt auf Deutsch eine Auswahl von Texten als Buch heraus, die ursprünglich im Blog „K-Punk" erschienen sind – über die Arbeit daran, aber auch die Kultur- und überhaupt: Kritik Mark Fishers berichtet in Bremen nun sein letzter Übersetzer, Robert Zwarg.

Do, 7. 11., 20 Uhr, Bremen, Galerie K'

Spielerisch in die Erzählung verwoben – und ihr spottselig überlegen: Corinna Harfouch als Orlando Foto: Kerstin Schomburg

Held*in des Amalgamierens

Alle starren Kategorisierungen im Geschlechterspiel mit Leichtigkeit unterlaufen: Corinna Harfouch gibt am Schauspiel Hannover eine*n liebevoll-sarkastischen „Orlando"

Von **Jens Fischer**

Orlando steht im Zentrum der Debatten um biologisches, soziales und empfundenes Geschlecht, wirft bekannte Rollenmodelle über den Haufen, will das menschengemachte Konzept von Mann und Frau, hetero und homo neu verhandeln. Heute werden sexuelle Ausrichtungen kunterbunt ausdifferenziert, ihre Grenzen verwischt, sodass auch die Regenbogenflagge der LGBTI*-Bewegten nicht mehr zeitgemäß wirkt, da sie die Farben der Vielfalt allzu strikt trennt. Orlando ist dagegen ein Held des Amalgamierens. 1928 von Virginia Woolf als Abenteurer erdacht, antizipiert er den heute diskutierten fluiden Gender-Charakter.

Darauf stürzen sich Corinna Harfouch und Oscar Olivio mit großer Spielfreude am Schauspiel Hannover. Beide erscheinen ohne androgyne Attitüde geradezu spiegelbildlich in gleicher Maske und angedeutet historisierenden Kostümen. So könnten sie sich kreuz und quer durch die karikierten Geschlechterklischees der Entwicklungsgeschichte fabulieren, die in England des 16. Jahrhunderts startet, in Konstantinopel Playboy-wüst herumtobt und erst in den 1920er-Jahren zur Ruhe kommt.

Das Darstellerduo könnte ständig die Rollen wechseln und so Werte des Männlichen und Weiblichen verdeutlichen. Wobei solche Zuschreibungen schon bei Woolf gesellschaftlichen Vorgaben folgen, nicht essenziell sind oder gar ontologisch begründet. Einmal legt Olivio auch die Hände auf die Schultern der Partnerin wie zur Übertragung der Identitätsdaten der gerade gespielten Figur. Andersherum passiert dies nicht.

Schnell wird klar: „Orlando" in Hannover ist Star-Theater. Harfouch stemmt den Text fast allein, Olivio bleibt meist nur die Rolle des Sidekicks, um Liebhaber, Liebhaberinnen oder Fantasievögel als Stichwortgeber und Anspielpartner zu geben. Als Diener seiner Herrin übernimmt er zudem Bühnenumbauarbeiten, sorgt für Lichtwechsel, schmeißt auch Nebel- und Windmaschinen an.

Mehr ist an Lily Sykes' Regie nicht zu kritisieren. Sie verlässt sich auf Harfouch – und die agiert beeindruckend souverän, alle starren Kategorisierungen im Geschlechterspiel mit freiheitsdurstiger Leichtigkeit zu unterlaufen. Ruckartig sind ihre Bewegungen noch zu Beginn, überbetont all ihre Gesten. Orlando startet als Marionette, noch fremdbestimmt von gesellschaftlichen Konventionen. Elizabeth I. liebt diesen knabenhaften Vorzeige-Edelmann, der allerdings in eine schlittschuhlaufende russische Prinzessin verliebt ist.

> „Ich bin allein." Das ist Orlandos erster Satz als Mann und auch sein letzter als Frau

Für Orlandos folgende Reise durch die Kulturgeschichte Europas werden Harfouchs Bewegungen weicher, eleganter, viriler. Wie selbstverständlich integriert sie auch das plötzliche Erwachen als Frau. Denn Orlando erfährt sich nur äußerlich neu designt, innerlich als dieselbe Person. Auf der Bühne versinnbildlichen Harfouch und Olivio das, indem sie in einem riesigen Reifrockskelett stecken, ihn wegschleudern und sich küssen. Übermütig. Ein Akt der Befreiung.

Aber Orlando wird nicht weise, eher älter und kälter – und sagt: „Ich bin erwachsen. Ich verliere alle meine Illusionen, um neue zu gewinnen." Selbstbewusst ist die Haltung. Aber einsam die Situation: „Ich bin allein." Das ist Orlandos erster Satz als Mann und auch sein letzter als Frau – angekommen, in der Zukunft, zu früh zu modern dahingegossen in Gender Fluidity. Den steten Wechsel von männlichen, weiblichen und geschlechtsneutralen Empfindungen in einem Körper als neutralen Raum feiernd.

Das alles ist so liebe- wie humorvoll entwickelt und immer wieder erfrischend sarkastisch zugespitzt, dass Zuschauer jedweder Gender-Vorbildung an den Diskurs andocken können. In einem Interview mit der Deutschen Presse-Agentur erklärt Harfouch ihre Rollengestaltung als Sinnbild der Inszenierung: „Jeder hat einen Mann und eine Frau in sich. Das bezieht sich nicht auf das primär Geschlechtliche, sondern auf Denkweisen und Verhaltensmuster, je nachdem, wie man aufgewachsen ist und was einem beigebracht wurde. Ich durfte öfter schon einen Mann spielen und dieses Männliche hervorholen, sodass ich es spürte und erlebte … Wenn die Welt mehr spielen und das Spielen als eine ernste Sache begreifen würde, dann wüsste das jeder."

Für Freunde der Sprechkunst ist der Abend ein Genuss. Harfouch nimmt den ironischen, ja süffisanten Tonfall der märchenhaften Pseudo-Biografie auf, ist spielerisch in die Erzählung verwoben und ihr spottselig überlegen. Wobei der Formulierungszauber und das Gedankenfunkeln des magisch-poetischen Realismus der Autorin ganz in der Sprache bleiben. Sykes bringt sie zur Wirkung, nicht die Theatermaschinerie.

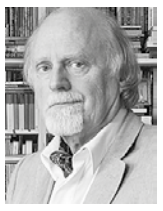
Irritierend nur der Programmheftbeitrag von Intendantin und Dramaturgin. Obwohl Orlando ja gerade nicht aus all den disparaten Gender-Potenzialen etwas Einheitliches machen, sondern das Changierende leben will, manifestiert Anders die Gegensätze und behauptet, es gebe männliches versus weibliches Schreiben und Woolf stehe für die feminine Position. Was das bedeutet?

Die Unmöglichkeit der Beschreibung von Welt und Wahrnehmung definiere den weiblichen Stil, „der durch reflexive Momente, fantastische Bilder, unkonventionelle Brüche geprägt ist", von „Vielschichtigkeit, Zersplitterung, Überraschung und Überlagerung". Muss Schreiben derart als weiblich definiert werden, obwohl es genügend männliche Autoren gibt, auf deren Literatur diese Zuschreibungen ebenfalls passen? Obwohl die „Orlando"-Performance über solches Verstehen-, Erklären-, Einordnenwollen in Gendertermini längst hinaus ist? Ein Rätsel?

Die Inszenierung immerhin ist eindeutig der erste Triumph fürs neu aufgestellte Schauspiel Hannover.

„Orlando": Sa, 2. 11., 19.30 Uhr, Hannover, Schauspielhaus. Nächste Termine: 15. 11., 7. 12.

Anzeige



Hajo Schiff
Hamburger Kunsträume

Lines ziehen und Schlange stehen

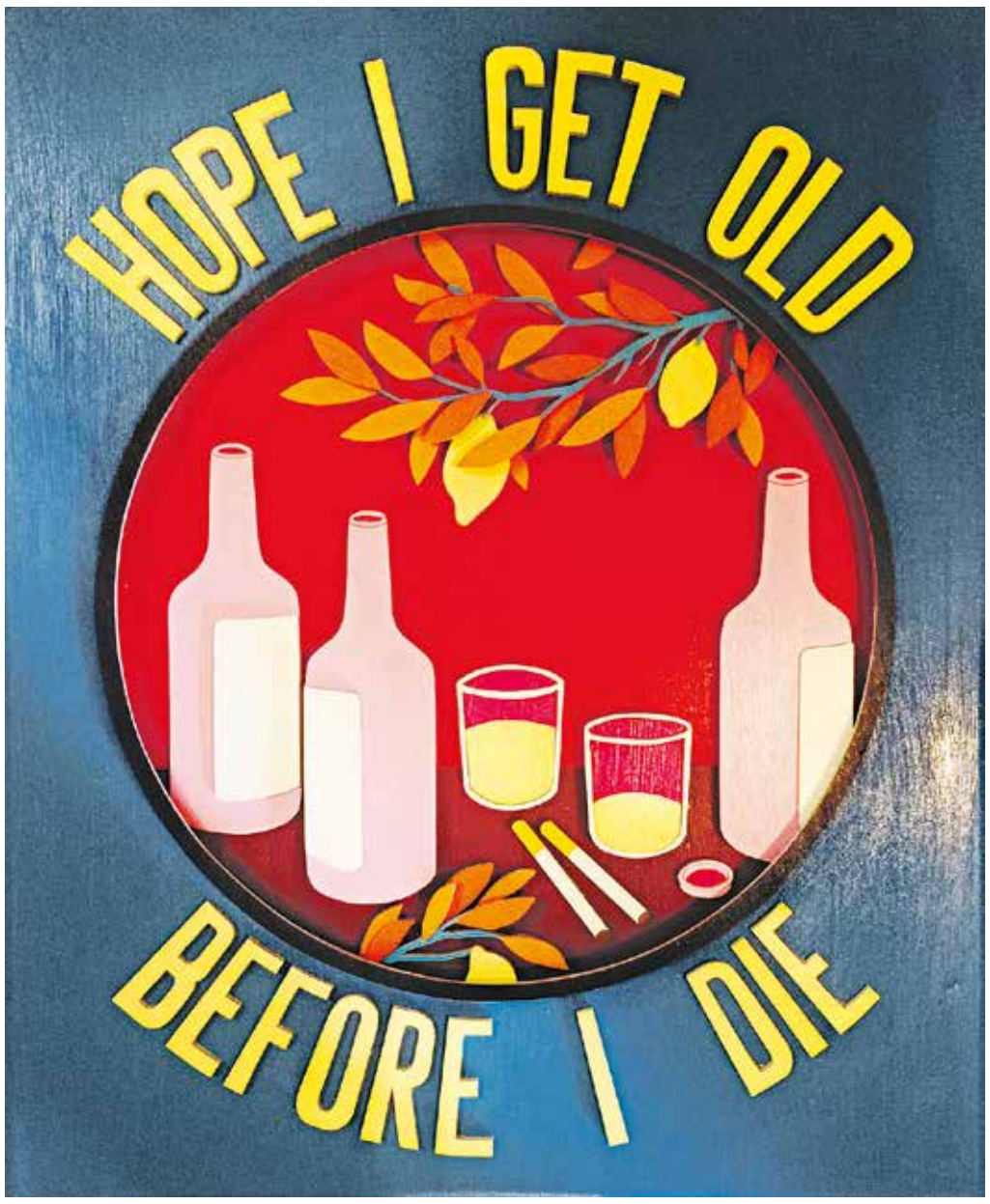
Es scheint, es sind goldene Zeiten für die Kunst. Da drängeln sich Tausende am Reformationstag in die Ausstellungen und überall gibt es Jubiläen zu feiern. Nun, es hilft, wenn einmal im Jahr der Eintritt in die der Bevölkerung ohnehin gehörenden Kulturschätze auch frei ist oder sich 41 Hamburger Galerien zusammentun, um in einer kuratierten Kunstschau auf sich aufmerksam zu machen – letzteres im „Galeriehaus" am Klosterwall, noch bis 10. November.

Es gibt auch geführte Touren zu den Galerien, Infos vor Ort oder auf www.galerien-in-hamburg.de. Super auch, dass das im Karoviertel weggentrifizierte Hinterconti in der Balduinstraße 24 in St. Pauli wieder eine neue Bleibe gefunden hat, was schon gestern gefeiert wurde. Eine Flagge von Michaela Melián markiert an der Hausfassade nun die neue Location des seit 20 Jahren verdienten Off-Orts.

Am Sonntag ist dann in Harburg der letzte Tag der großen Video-Schau „Fuzzy Dark Spot" in der Sammlung Falckenberg mit Führung durch den Kurator Wolfgang Oelze (14 Uhr).

Für die nächste Woche ist vorzumerken: Am Freitag eröffnet der einmal jährlich stattfindende „Salon der Gegenwart" die nunmehr neunte Ausgabe einer privaten Kunstverkaufsschau aktueller Malerei in den Großen Bleichen 34.

Am Samstag dann werden die Deichtorhallen 30. Einst mit einer großen Ausstellung des Kuratorengenies Harald Szeemann zufällig am Tag des Mauerfalls eröffnet, kann nach nunmehr über 260 Ausstellungsprojekten gefeiert werden. Und Bazon Brock spricht nächsten Sonntag in der Hammerbrooker Fabrik der Künste in der Ausstellung zu Friedensreich Hundertwasser um 16 Uhr über das Skandalon der „Unendlichen Linie", die 1959 von der Kunsthochschule ausgehend die ganze Stadt überziehen sollte, ein herausragendes Projekt der aktionistischen Avantgarde. Und ab 11. 11. ist wieder Karneval.



Vielleicht auch einfach biografisch gemeint: „Hoffe ich werde alt bevor ich sterbe" Foto: Thorsten Passfeld

Freundlich-sympathische Kalauerei, die zugleich hintergründig-melancholisch über den Weltzustand berichtet: Thorsten Passfeld zeigt in seiner Galerie Feinkunst Krüger 100 hölzerne Schrift-im-Bild-Tafeln

Frohe Botschaften in Holz

Von **Hajo Schiff**

Es gibt ein Buch über Thorsten Passfeld, das heißt: „Ich bin zurück! Stunden zu spät, im Grunde Jahre". Jetzt ist der 44-jährige Hamburger nach weltweiten Ausstellungen wieder zurück in seiner alten Galerie Feinkunst Krüger und hat auch zu seinem früheren Stil zurückgefunden. Ging es vor zwei Jahren eher um die Idee ganz malerisch aufgebauter Holzbilder, ist nun in dieser fünften Ausstellung in den Kohlhöfen die so typische und beliebte Schrift im Bild wieder da. Auch ist das ja immer sehr aufwendig Handwerkliche gegenüber der Malerei im Material nun bei den neueren, mitunter Pop-affinen Notaten auf einen Hauch weniger Perfektion zurückgenommen.

Passfeld ist zu seinem unverwechselbaren Werkstil zurückgekehrt. Den Vorwurf des Selbstzitats hebt er elegant mit auffälligen echten Doubletten auf. In der wunderkammervollen Galerie hängen 100 Arbeiten, alle aus diesem Jahr, wobei das Bestreben war, nicht mehr die endgültige Form zu suchen, sondern fast jeden Einfall möglichst bald umzusetzen: von einer kleinen Kaffeetasse bis zur großen Kommentartafel zum Kunstbetrieb.

„Jetzt wo das mit der Firma so super läuft, kaufe ich Kunst. Am liebsten irgendwas Poppiges mit Text und Ironie. Ich finde das passt zu mir", verkündet eine Schrifttafel zwischen zwei – klar – poppigen Hasileins. Eine hübsche Kundenbeschimpfung und so echt wie aus einem Interview mit jungen erfolgreichen Chefs eines Berliner Start-ups im Hochglanzwirtschaftsmagazin.

Die ganze Freundlichkeit, die sympathische Kalauerei dieser Kunst ist eine große Falle eines zugleich gefühlsbetonten und reflektierenden Künstlers. Vieles spricht von einer zart angedeuteten Liebe und vom kleinen Scheitern im Alltag. „Trompete spielen statt Essen" mag an Klischees von Boheme erinnern, kann aber auch direkt biografisch gelesen werden, ist Thorsten Passfeld doch durchaus auch Musiker.

Und wenn unter der Überschrift „Scheiß Vögel" die Worte „Rumschreien, Freisein, Wegfliegen" lesbar werden, zeigt sich, dass die beneidete Möwe ein Zeichen dafür ist, dass der einst befreiend ersehnte große Aufbruch der Romantik einerseits oder der Revolution anderseits ausgeträumt ist. Da scheint nur der klare Realismus zu bleiben, in dem ein Revolver aus Holz von sich sagt: „Dies ist ein Revolver aus Holz". Analoge Fertigung, mühselige Sägerei, wer so was macht, formuliert schon allein darin eine Kritik an Laserschnitt, schnellen Medien und sofortiger Erregung.

Weil gerade Reformationstag war, kann vor solchen Arbeiten auch an evangelische Schriftretablen erinnert werden, große zierend beschnitzte Altartafeln mit wenig Bild und belehrenden Bibelzitaten. Denn Passfelds Bild und Text kombinierende Sperrholztafeln sind immer verblüffend, manchmal sehr komisch, aber über den Witz hinaus oft auch melancholisch und etwas nostalgisch – und hintergründig über den Weltzustand berichtend.

Der moralische Anspruch ist bei dem studierten Künstler und Philosophen jedenfalls gegeben. Wie sonst könnte er in 600 Stunden für den „Wilhelmsburger Freitag" 2007 die „Kirche des guten Willens" errichtet haben, jenes aus Altholz gebaute Veranstaltungshaus um die Frage, wie man denn ein besserer Mensch werden könne.

„The Night of the Hundert": Vernissage: Sa, 2. 10., 20 Uhr, Feinkunst Krüger; Ausstellung bis 23. 11.

Anzeige

GROSSE FREIHEIT 36
SA 09.11. – 23 UHR
2000ER PARTY
ALLE HITS DER JAHRTAUSENDWENDE BIS 2009
MIT DJ E-REZA & YANN (E.Q.T.)
WWW.GROSSEFREIHEIT36.DE

was tun in harburg?

Mo, 4. 11., 19 Uhr, Sauerkrautfabrik

Rotes Harburg

Seit 1998 finden sie alljährlich rund um den 9. November statt, den Jahrestag der Novemberpogrome von 1938. Seit zwei Jahren sind nun auch eine ganze Reihe von örtlichen Kulturträgern bei den „Harburger Gedenktagen" dabei. Die organisiert die Initiative Gedenken in Harburg, und deren Arbeit wiederum entscheidend mitgeprägt hat Hans-Joachim Meyer: „Rote Fahnen über Harburg" und „Demokratie in kurzen Hosen" heißen zwei seiner Bücher und erzählen von der linksradikalen Vergangenheit im Stadtteil und den verpassten Chancen nach der Befreiung vom Nationalsozialismus. Jetzt gibt es eine Lesung aus beiden Büchern, das weitere Programm der diesjährigen Gedenktage (noch bis zum 30. November) findet sich auf gedenken-in-harburg.de.

Di, 5. 11., TU Harburg, Gebäude H/Raum H0.16

Geteiltes Harburg

Erfreuliche Solidarität und Vielfalt in Sachen Herkunftsgeschichte und soziale Hintergründe auf der einen Seite, Konflikte um Unterkünfte für Geflüchtete und alltägliche rassistische Diskriminierung auf der anderen: In der Studie „Zusammenleben in Harburg" hat Marianne Pieper, Professorin für Soziologie an der Hamburger Uni, gemeinsam mit Studierenden zusammengetragen, wo es gut klappt im südlichen Stadtteil, wo es negative Beispiele gibt – und wo Ansatzpunkte für ein solidarischeres Miteinander existieren. Jetzt stellt Pieper die Studie auch vor Ort vor. *(matt)*

So, 3. 11., ab 12 Uhr, diverse Orte und Institutionen

Konzertiertes Harburg

Wenn Museum und Theater, die Technische Universität und allerlei andere Institutionen – insgesamt 20 – gemeinsame Sache machen, dann ist wieder Kulturtag in Harburg. Zum bereits 16. Mal öffnen sie konzertiert ihre Türen, um dem beginnenden Herbst mit einem bunten Programm zu begegnen – von den teils kurios anmutenden Objekten der frisch eröffneten Ausstellung „Hot Stuff" (dazu demnächst mehr an dieser Stelle) über „Holzschnitte vor 100 Jahren", Büchercafé und Kramladen bis zu geistlicher Musik von und mit Musikgemeinde und Kantorei. Das ganze Programm gibt es hier: https://amh.de/wp-content/uploads/harbg_kulturtag_2019_online.pdf.

Sa, 2. 11., ab 14 Uhr, Kunstverein Harburger Bahnhof

Feierndes Harburg

Festreden und Performances, Rollschuh-Disco und ein Wettbewerb in der seltenen Sportart Eton Fives: So begeht der Kunstverein im Hamburger Süden sein 20-jähriges Bestehen. Moment – Eton-wer? An der Außenwand der Kapelle im Eton College wurde im 19. Jahrhundert ein Rückschlagspiel für Zweier-Teams erfunden, bis heute eine Nischensportart, gespielt überwiegend an britischen Privatschulen. Fion Pellacinis skulpturale Reproduktion dieser Situation steht derzeit als Teil der Ausstellung „Hi Life" im Bahnhof, über den Gleisen 3 und 4.

In diesem Sinne elitär gewetteifert wird ab 14 Uhr, um 17.30 Uhr schließt sich ein Künstler*innengespräch mit Eli Sudbrack und Chloe Stead an. Ab 19 Uhr gratuliert unter anderem der Kultursenator, ab 20 Uhr gibt es DJ- Sets und Rollschuhlaufen, um 22.30 Uhr dann eine ebenfalls rollende Performance von Melissa Logan (Chicks on Speed) und um 23 Uhr tritt das feministische Rap- und Sonstwas-Kollektiv One Mother auf. *(josch)*

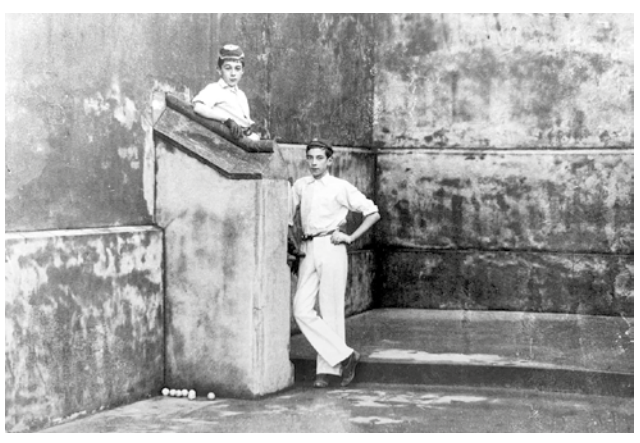


Foto: Kunstverein Harburger Bahnhof

taz hamburg

www.taz.de, redaktion@taz-nord.de, Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg

sonnabend/sonntag, 2./3. november 2019 taz am wochenende

bild lügt

Wie aus Baumbesetzern „Öko-Vollidioten“ wurden

Wenn es um die Glaubwürdigkeit von Medien geht, liegen die Zeitungen trotz aller Lügenpresse-Vorwürfe immer noch ziemlich weit vorn. Das gilt allerdings nicht für die *Bild*-Zeitung. Warum, zeigt auf schlagende Weise der Bericht, den *Bild Hamburg* über das Ende der Besetzung des Vollhöfner Waldes veröffentlichte.

Die Vorlage lieferte die Wirtschaftsbehörde mit der Mitteilung, die Hamburg Port Authority (HPA) habe mit einem Radlader die Hinterlassenschaften der Besetzer entfernt. Darüber hinaus werde noch „Plastikmüll der Besetzer entfernt, um eine Belastung der Umwelt in dem Grünkorridor zu verhindern“.

Bild macht daraus „ein entsetzliches Müll-Chaos – mitten in einem geschützten Gebiet an der Alten Süderelbe“ und titelte: „Ihr Öko-Vollidioten“. Die Baumbesetzer hätten „jede Menge Wohlstandsabfall“ hinterlassen: „Plastikkanister, Plastikflaschen, Einweggeschirr, Wäschekörbe (Plastik), Trassierband, eine alte Kochplatte, Isomatten, offene Rasierklingen und gefährlichen Nato-Draht“.

> Sachlich ist das im Groben richtig – Wortwahl und Weglassen machen daraus aber Fake News

Sachlich ist das im Großen und Ganzen richtig – abgesehen davon, dass der Vollhöfner Wald eben kein geschütztes Gebiet ist, sondern aus verschiedenen Gründen schützenswert. Doch Wortwahl und Weglassen machen aus dem Bericht Fake News. Denn das, was da im Wald lag, stammt zwar von den Besetzern, die verhindern wollten, dass der Wald abgeholzt wird, aber dass daraus Müll wurde, dafür hat die Polizei gesorgt: indem sie das Baumhaus mit allem, was darin war, abriss und auf einen Haufen schmiss.

Nach Beobachtung der taz, die den Protest tagelang begleitet hat, sind die Besetzer betont sorgsam mit der Umwelt umgegangen. Sie hatten eine Latrine. Ihre Plastikflaschen sammelten sie in Tüten, den Müll in einem Eimer und die Raucher aschten in Marmeladengläser.

Gernot Knödler

Bild der Woche Feuerwerk der Clowns beim FC St. Pauli

Ob es nun der „Joker“ aus dem aktuellen Blockbuster oder das „Es“ aus der jüngsten Stephen-King-Verfilmung sein sollte: St.-Pauli-Fans haben beim DFP-Pokalspiel am Mittwoch gegen Eintracht Frankfurt das Motiv des Horrorclowns aufgenommen, wohl um schon mal ein bisschen Halloween zu feiern. Frankfurt ließ sich am Millerntor nicht einschüchtern und gewann 1:2. Foto: Axel Heimken

Obdachlos vorm Hörsaal

Der Campus der Uni Hamburg ist Lebensmittelpunkt für viele Obdachlose. Wissenschaftler*innen fordern, dass die Uni ein eigenes Winternotprogramm aufstellt

Von **André Zuschlag**

Sollte sich auch die Uni Hamburg für obdachlose Menschen, deren Lebensmittelpunkt der Campus ist, einsetzen? Mit dem ersten Frost dieser Tage und dem heutigen Start des Winternotprogramms für Obdachlose werfen Wissenschaftler*innen die Frage auf, wie weit die gesamtgesellschaftliche Verantwortung der Hochschule geht. Im Rahmen einer Ringvorlesung diskutierten am Dienstag zum Auftakt Wissenschaftler*innen, Sozialarbeiter*innen, Studierende und Obdachlose die Frage, ob die Uni Hamburg beispielsweise Container aufstellen sollte.

„Ziel der Veranstaltung ist eine offene und konstruktive Diskussion über das ‚Recht auf Raum‘ und über die Frage der sozialen Verantwortung einer Hochschule, deren Campus Lebensraum von Menschen ohne eigene Wohnung ist“, sagt Cornelia Springer, die die Ringvorlesung „Hamburg für alle – aber wie?“ leitet.

Denn der Campus der Uni Hamburg ist für einige Menschen ein Zuhause. Damit sind nicht Professor*innen, Angestellte oder Studierende gemeint, die nach der Arbeit oder den Vorlesungen in ihre Wohnungen fahren, sondern auch Wohnungslose, die den Campus – teils sichtbar, teils unsichtbar – nutzen. Wie viele es genau sind, ist zwar nicht genau bekannt, es dürfte aber eine zweistellige Zahl sein.

Andrea Hniopek von der Caritas verweist darauf, dass es viel mehr Angebote vor Ort geben müsste, wo Obdachlose ihren Lebensmittelpunkt haben. „Wir haben in Hamburg vor allem feste Einrichtungen, aber dort passen manche Menschen aufgrund der dort gestellten Anforderungen nicht rein“, sagt Hniopek. In den vergangenen Jahren gab es dort immer wieder Kritik, dass Obdachlose weggeschickt würden.

Der Soziologe Nils Zurawski weist darauf hin, dass der Von-Melle-Park, das Zentrum des Campus, zwar nicht der Uni gehöre, sondern ein öffentlicher Raum sei. „Aber dieser Raum wird ihr zugeschrieben und sie prägt den Stadtteil – deshalb hat sie auch eine Verantwortung dafür“, sagt Zurawski.

Was die Uni tun könnte, zeigt ein Blick auf die Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW) am Berliner Tor. Dort gibt es zehn Container, vor allem für obdachlose Frauen. Was vor über 20 Jahren als Teil des Winternotprogramms begann, ist heute ein durchgängiges Angebot. Gemeinsam mit der Caritas organisieren Studierende den Betrieb. Kosten entstünden der HAW nicht, vielmehr profitiere sie noch davon: „Studierende des Bereichs Soziale Arbeit können hier ganz praktisch davon profitieren“, sagt Hniopek. Denn fachlich würden die Studierenden durch die Caritas angeleitet.

Die Leitung der Uni Hamburg hat unterdessen versichert, dass sie sich bereits mit der Frage auseinandersetze. „Leider können wir zum jetzigen Zeitpunkt noch keinen konkreten Sachstand mitteilen“, sagt Uni-Sprecherin Merel Neuheuser. Die Ringvorlesung könnte dafür zumindest den Boden bereiten. Am Ende gehe es darum „aus theoretischen Überlegungen in die praktische Umsetzung zu kommen“, sagt Springer.

Winternotprogramm und Kritik

Passend zum kalten Wetter startete gestern das Winternotprogramm für Obdachlose. Bis Ende März stehen 780 zusätzliche Schlafplätze bereit. Die Unterkünfte sind von 17 bis 9.30 Uhr geöffnet und bieten verschließbare Schränke, Kleiderkammern, Essensausgaben und Hygiene-Angebote.

Die Stadtfirma „fördern und wohnen“ stellt 400 Betten in der Friesenstraße 22 und 250 in der Kollaustraße 15. Rund 130 Plätze in Wohncontainern bieten Gemeinden.

In Hamburg leben laut einer Studie rund 1.910 Menschen auf der Straße, 2009 waren es noch 1.029. Letzten Winter starben vier Obdachlose unter freiem Himmel.

Kritik gibt es, weil die Übernachtungsstätten nicht tagsüber geöffnet sind und die Obdachlosen morgens in die Kälte müssen.

Außerdem wurden im letzten Winter 351 Obdachlose, weil sie in einem anderen Land gemeldet waren, von den Übernachtungsstätten ausgeschlossen und auf eine Wärmestube verwiesen, wo es statt Betten Stühle gibt und nur ein Teil von ihnen ankam. Von der Ausgrenzung seien vor allem Obdachlose aus Osteuropa und Afrika betroffen, kritisiert die Linke Cansu Özdemir. Ihre Fraktion beantragt nun, das Winternotprogramm „ganztägig und für alle“ zu öffnen.

Anzeigen

GEGEN DAS VERGESSEN

Veranstaltung des Auschwitz-Komitees zum Gedenken an die Pogromnacht 1938

„Eine falsch eingesetzte Feder machte den Schalter unbrauchbar.“

Zwangsarbeit für Siemens und Sabotage im Frauen-KZ Ravensbrück

Eröffnung der Gedenkstätte Ravensbrück 12.9.1959 /Ernst Schäfer, Gedenkstätte Ravensbrück

Mit Esther Bejarano
Ilse Jacob, Rosel Vadehra-Jonas
Dr. Henning Fischer u.a.

Anschließend Konzert:

Bejarano & Microphone Mafia
mit „La Vita Continua“

Hörsaal FB Sozialökonomie • [frühere HWP] • Universität Hamburg
Von-Melle-Park 9 • auf dem Campus **Eintritt frei!**

Mit dem Rollstuhl erreichbar, bei Voranmeldung wird in Deutsche Gebärdensprache gedolmetscht. Gefördert durch die Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg, in Kooperation mit dem Fachschaftsrat des FB Sozialökonomie der Universität Hamburg

Donnerstag, 7. November 2019, 19.30 Uhr

MAHNWACHE, 81 Jahre nach der Pogromnacht: ***So., 10. Nov. 2019, 14 .30 Uhr,*** **Joseph-Carlebach-Platz (Grindelhof),** veranstaltet von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA), den Jüdischen Gemeinden Hamburg, der Universität Hamburg u.a.
Sbd., 9. Nov., ab 16.30 Uhr**: GRINDEL LEUCHTET.** Anwohneraktion www.facebook.com/GrindelLeuchtet

V.i.S.d.P.: Auschwitz-Komitee in der Bundesrepublik Deutschland e.V. www.auschwitz-komitee. de

Rosa Luxemburg Stiftung Hamburg
Montag 4.11. | 19 h | Bücherhalle Eimsbüttel | Doormannsweg 12
Manja Präkels Autorin / Deutsche Jugendbuchpreisträgerin
1989 - 2019: Umbruch in der DDR
Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß
www.hamburg.rosalux.de | info@rls-hamburg.de | T. 28 00 37 05 | Alstertor 20 | 20095 HH

nachrichten

Bahnsteigkarte wird billiger
Wer sich auf einem Bahnsteig aufhält, ohne selbst in einen Zug steigen zu wollen, muss trotzdem zahlen. Ab Mitte Dezember soll die Bahnsteigkarte aber günstiger werden. Wie der Senat mitteilte, soll der Preis ab 15. Dezember von 30 auf 10 Cent reduziert werden. *(dpa)*

S4 zahlt großteils der Bund
Nach einer Mitteilung des Senats dürfte die S4 vom Bahnhof Altona nach Bad Oldesloe etwa 1,847 Milliarden Euro kosten. Der Bund will davon 1,473 Milliarden übernehmen. Hamburg steuert 236 Millionen Euro bei und Schleswig-Holstein 118 Millionen Euro. *(dpa)*

Wenige Prostituierte gemeldet
Seit Inkrafttreten des Prostituiertenschutzgesetzes im Juli 2017 haben sich laut Sozialbehörde knapp 1.700 Prostituierte angemeldet – von geschätzten 5.200. Das Gesetz soll vor allem Zwangsprostituierte schützen, ist aber wegen der Meldepflicht für Sexarbeiter umstritten. *(dpa)*

Befreiung unter dem Pixelschleier

Am Theater Bremen startet die Tanzsparte mit gleich zwei Premieren in die neue Spieltzeit: Samir Akika bringt mit „Bravehearts“ eine intime Mutter-Tocher-Beziehung auf die Bühne, während Máté Mészáros’ „Spektrum“ als bildgewaltiger Gegenentwurf überzeugt

Befreit sich von der Physis zum Selbst: Aaron Samuel Davis in „Spektrum“ Foto: Jörg Landsberg/ Theater Bremen

Von **Jens Fischer**

Jetzt wird auch Bewegung wieder Kunst. Die mit dem tänzerischen Ausdruck beschäftigte Sparte des Theaters Bremen kommt als letzte, aber gleich mit zwei Produktionen aus der sommerlichen Premierenpause. Macht allerdings dort weiter, wo sie aufgehört hatte: Statt großer künstlerischer Behauptungen sind kleine Suchbewegungen zu erleben – hin zu einer neuen Identität, nachdem der kreativ ausgepowerte Samir Akika die Leitung abgegeben hatte. Er findet für „Bravehearts“ aber in seiner Paradedisziplin zur Tradition der Unusual-Symptoms-Compagnie zurück: Nicht Tänzer, sondern tanzende Menschen bringen ihre Ich-Erzählungen in gruppendynamische Bewegungskonzepte ein. Sozusagen Homestorys auf der Bühne.

Beeindruckend pur realisiert Akika das Konzept mit der in Glasgow geborenen, in Bern aufgewachsenen, in Bremen wohnenden Kiri Haardt. Von 1996 bis 2007 war sie Mitglied der Ensembles von Susanne Linke beziehungsweise Urs Dietrich und hat sich jetzt auf ein Porträt der Beziehung zu ihrer 18-jährigen Tochter eingelassen: Geraldine Rummel, angehende Abiturientin und bei den Jungen Akteuren aktiv.

Die Performance startet mit Tonspurschnipseln aus dem „Bravehearts“-Film über den schottischen Freiheitskämpfer William Wallace und einer Videoanleitung zum Haggit-Kochen, eine Art Knipp aus Innereien. Beides macht ästhetisch wenig, inhaltlich immerhin oberflächlich Sinn – als Anspielung auf Haardts Heimat. Oder auch darauf, dass Wallace 1305 als Strafe für seinen Widerstandsgeist ausgeweidet wurde und Identitätsbildung als Verwurstung disparater Zutaten funktionieren kann. Akikas Regiearbeit lässt solche Assoziationen aber brach liegen. Seine Inszenierung wirkt, als collagiere er locker nachgestellte Übungen und Übungsergebnisse von Workshops zum kritischen Abtasten moderner Mutter-Tochter-Konflikte: Wie sehr prägt diese Beziehung das Leben der beiden? Vom szenisch aufbereiteten Material wirkt vieles noch unausgearbeitet, einiges zu lang ausgebreitet, anderes ist emotional auf den Punkt gebracht.

> Nicht Tänzer, sondern tanzende Menschen bringen ihre Ich-Erzählung auf die Bühne

Die Protagonistinnen formulieren erst mal unisono aus der Hüfte heraus ein gemeinsames Bewegungsvokabular, wobei die Mutter wie eine Trainerin Tempo und Variationen vorgibt. Zunehmend tastet sich die Tochter in eigene Artikulationen vor, zunehmend lustvoller, ungestümer. Überhaupt ist sie viel mutiger, ihre Sicht der Beziehungsdinge anzusprechen und auszuspielen, wenn Dialoge mit der Mutter mal wieder scheitern im Streben nach Nähe und Selbstständigkeit. Auch Kampf-Liebes-Tänze resultieren daraus. Im Mittelpunkt stehen aber Szenen der Verlassenheit.

Gerade Kiri Haardt zeigt sich ambivalent. Will sie sich auf ihre Kunst und ein exaltiertes Leben konzentrieren, sagt sie „Verpiss dich“ zur Tochter, schiebt aber gleich hinterher: „Bleib bei mir.“ Ständig scheint sie beruflich abwesend zu sein, muss irgendwo dozieren, tanzen oder choreografieren. Dann zieht sie einen roten Pelzmantel über und taumelt trunken durch ihre Tanzwelt, während sich die Tochter alleingelassen um den Küchentisch windet. Final monologisiert sie trotz allem eine emphatische Liebeserklärung an die Mutter. Es sind diese kleinen – so großen – Momente des persönlichen Öffnens, die einen bewegenden Abend schaffen.

Radikal ist der Gegenentwurf mit Máté Mészáros’ Choreografie „Spektrum“, die Tanzminiaturen visuell betörend verpackt. Projektionskünstler der Bremer Zauberwerkstatt Urbanscreen kreieren mit prismatisch gebrochenen Strahlen, verwirrten Scheinwerferspots sowie changierenden Farb- und Formspielen ständig neue, stetig sich verändernde Bühnenräume allein aus Licht – damit, darin, dagegen muss sich das Ensemble behaupten. Mit zeitlupig abstrakten Bewegungsexkursionen und privatem Headbanging-Exzesses wird es versucht. Auch symbolisches Gegen-die-Wand-gedrückt-Werden, kraftvoll sportives Gebaren, kreiselnder Bewegungsminimalismus konfrontiert die räumliche Dynamik. Schließlich liegt ein Pixelschleier über den Figuren und degradiert die Getriebenen zu hilflos treibenden Objekten.

Jazz-Schlagzeuger Áron Porteleki putscht nun live einen freien rhythmischen Puls zum Exzess, grandios! Und spornt so einen Tänzer an, die im digitalen Rauschen verkümmerte Physis in zeitloser Geschmeidigkeit zu sich selbst zu befreien. Also ein beredt stummes Statement gegen die Körpervergessenheit in virtuellen Welten zu setzen. Selbstbewusst verlässt er die Bühne. Eine höchst überzeugende Szene.

All die anderen voneinander isolierten Tanzbeiträge können die überwältigende Optik der Produktion zwar ebenfalls beleben, inhaltlich aber kaum etwas implantieren. Sie wecken allerdings die Sehnsucht, dass die Geschichten vom Suchen der eigenen Möglichkeiten doch bald zu solchen des Zu-sich-selbst-Findens der Tanztheatersparte werden.

„Spektrum“: 13. und 20. 11., 20 Uhr, Theater Bremen, Kleines Haus; „Bravehearts“: 20., 21. und 22. 12., 19 Uhr, Brauhaus

Foto: privat

York Schaefer
Popmusik und Eigensinn

Irgendwie altersweise

Für Menschen, die in den Achtzigerjahren mit mehr oder weniger devianter Musik zwischen Postpunk, NDW und Indierock aufgewachsen sind, war der holländische Musikclown Herman van Veen die Personifizierung von hippiesker Gefühligkeit und zirzensischer Kleinkunst. „Kollektiver Emotionalismus“ titelte die taz 1995 über ein Konzert des Holländers in Hamburg. Autor des Verrisses damals: Benjamin von Stuckrad-Barre. Für die Friedens- und Ökobewegten dagegen gehörte der Musikant mit dem auffälligen Haarkranz – ähnlich wie Hannes Wader und Konstantin Wecker – so zu ihrer postpubertären Politsozialisation wie der Anti-AKW-Sticker und der selbstgestrickte Pullover.

Dabei war das Leben von Herman van Veen selbst schon recht früh von Devianz und Widerständigkeit geprägt. Die Schule langweilte ihn, im Musikstudium zog es ihn raus aus Hörsaal und Proberaum auf die Straße. Mit 23 Jahren gründete van Veen in seiner Heimatstadt Utrecht die multimediale Musiktheater-Werkstatt „Harlekin“ als Produktions- und Ausbildungsstätte für freie Gruppen. Ein konsumkritischer Weltverbesserer, engagierter Entwicklungshelfer und Humanist also – klar, dass das damals Gymnasiasten, die sich „No Future“ auf die Jeans malten, nicht zusagte. Ohne die Musik wirklich zu kennen, herrschte eine Art unausgesprochener Imperativ: So was hatte man scheiße zu finden. Herman van Veen dürfte davon schon immer eher unbeeindruckt gewesen sein und eine Liedzeile wie „So gut, wie es früher war, ist es früher nie gewesen“ aus dem 2009er-Song „Gott sei Dank“ entlarvt das – wenn auch unfreiwillig – recht schön. Das Lied handelt eigentlich vom Altwerden und der inzwischen 74-jährige Barde und Multiinstrumentalist hat es heute noch im Programm.

Auch über 50 Jahre nach Beginn seiner Karriere sind Liebe und Kindheit, Tod und Toleranz Herman van Veens Themen, dargeboten in einem Programm mit für sein Alter erstaunlichen Tanzeinlagen, einem samtenen Gesang zwischen Bariton und Tenor sowie zumeist launiger Conference und Clownerie. Die Troubadoure, die umherziehenden Sänger des Mittelalters, sowie das französische Straßentheater mit seiner propagierten Einheit zwischen Kunst und Leben waren Hermann van Veens Schule. Zeitlose, irgendwie altersweise und auch altersmilde Kunst, aber natürlich immer mit aktuellem Zeitbezug, mit Liedern über die Chat-Wut der Jüngeren oder die Klimakrise.

Herman van Veens Art der „entschiedenen Sanftheit“, wie ein schreibender Kollege es nannte, zieht immer noch. Mit der aktuellen Platte „Neue Saiten“ kommt der Holländer jetzt für drei (!) Konzertabende hintereinander in die Bremer Glocke.

7., 8. und 9. 11., 20 Uhr, Glocke

Anzeigen

Bremer Wintermarkt
Sonntag 3. November
10-18 Uhr
Universität Bremen Mensa
Raritäten · Kunsthandwerk · Hobbykunst
Schmuck · Dies & Das · Essen & Trinken
Livemusik · Kinderspass

durchgehend geöffnet
Naturkost ABAKUS Die sich rechnet
DIE EINKAUFSGEMEINSCHAFT IM STEINTOR
WIEDER PLÄTZE FREI
Bremen, Brunnenstr. 15 - 16
Telefon: 0421 - 794 93 51

Anzeige

termine vorschau
Werben Sie in unserem Terminekasten! ☎ 0421 -9 60 26 443

THEATERBREMEN ☎ 0421-365 33 33

Sa.,	02. November	19.00	Der Rosenkavalier
		20.00	Attentat oder frische Blumen für Carl Ludwig
So.,	03. November	15.30	Don Giovanni
		18.30	Coexist
Fr.,	08. November	20.00	Schloss Rosmersholm

Der gesamte Spielplan auf www.theaterbremen.de

sch wa nk hal le ☎ 0421 -5 20 80 70

Sa.,	02. November	17.00	Klank: Harlan Vol.1
Mo.,	04. November	18.30	Utopia Filmfestival bis So. 10. November

Das gesamte Programm auf: www.schwankhalle.de

sendesaal bremer Sendesaal Bremen ☎ 0421-330 057 67

musicadia
Tage für Alte Musik

Sa.,	02. November	20.00	Barockensemble HfK Ltg. Veronika Skuplik
So.,	03. November	18.00	Plamena Nikitassova
Fr.,	08. November	20.00	saltarello: 2x2 Klavier Bläser Duo

Weitere Konzerte auf: www.sendesaal-bremen.de

das völlig-ausreichend-flüssig-wetter

Eine Gründungswoche erleichtert ab 11. 11. den Einstieg ins eigene Unternehmen. Damit darauf nicht triste Insolvenztage folgen, ist es gut, wenn ausreichend Liquidität da ist: 95 Prozent Regenwahrscheinlichkeit, erwartete 4 Liter bei bis zu 16 Grad

www.taz.de, redaktion@taz-bremen.de, Tel. 960 260, Trägerdienst Tel. 36 71 66 77

sonnabend/sonntag, 2./3. november 2019 **taz am wochenende**

nachrichten

Viel Trubel um die Heimkehr des Herrn M.

Für bundesweites Aufsehen gesorgt hat die Rückkehr des nach dem Libanon abgeschobenen Bremers Ibrahim M. Der 46-Jährige, wegen Drogenhandels vorbestraft, gilt als Chef seines Clans, dem zahlreiche Vergehen angelastet werden. Er hatte am Dienstag bei der Erstaufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge vorgesprochen, um einen Asylantrag zu stellen, war jedoch zuvor von der Polizei verhaftet worden: Der Mann war illegal eingereist. Erst im Juli war er von einem Großkommando der Polizei nachts überrascht, festgenommen, per Helikopter nach Berlin und von dort per Charterflug nach Beirut geflogen worden. Gegen die von Bundesinnenminister Horst Seehofer (CSU) damals begrüßte Abschiebung habe sein Mandant Klage beim Verwaltungsgericht eingereicht, teilte sein Verteidiger Albert Timmer mit. Für seinen mittlerweile beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf) gestellten Asylantrag macht M. geltend, dass er im Libanon von schiitischen Milizen mit dem Tode bedroht werde. Zum Zeitpunkt der Abschiebung verbüßte er noch seine Freiheitsstrafe, die aufgrund guter Sozialprognose zur Bewährung ausgesetzt war. „Allen ihm gesetzten Auflagen ist er nachgekommen", betonte Timmer. Laut dpa will das Bamf schon in der kommenden Woche in der Nürnberger Zentrale über den Asylantrag entscheiden. Auch Innenminister Seehofer lässt sich nach Auskunft des Ministeriums „fortlaufend" über den aktuellen Verfahrensstand informieren. Wegen angeblicher Fluchtgefahr sitzt M. derzeit in Abschiebehaft. (*taz*)

Foto: Peter Kneffel/dpa

Eisbären haben verlieren verlernt

Auch nach dem achten Spieltag sind die Eisbären Bremerhaven in der Zweiten Basketball-Bundesliga bislang unbesiegt. Deutlich mit 20 Punkten Differenz hat das Team am 31. Oktober in Jena das erste Spitzensiel der Woche für sich entscheiden können. Nach dem 80:100-Erfolg auswärts empfängt das Team am Wochenende den Liga-Zweiten aus Chemnitz.(*taz*)

taz salon bremen

Angriff auf Europa

In vielen europäischen Ländern erfahren rechtspopulistische Parteien starken Zuspruch. Immer öfter kooperieren sie, um ihre Agenda durchzusetzen. Tatsächlich trennt die NationalistInnen viel mehr, als sie zugeben. Wie gefährlich ist die Rechtsfront für eine offene Gesellschaft?

Sabine am Orde, innenpolitische Korrespondentin der taz, und

Christian Jakob, taz-Redakteur für Reportage und Recherche,

stellen ihr neues Buch „Angriff auf Europa - Die Internationale des Rechtspopulismus" vor.

Weitere Podiumsgäste sind:
Sofia Leonidakis, Fraktionsvorsitzende der Linken, und

ein Vertreter von AfD Watch Bremen.

Moderation: **Henning Bleyl**, freier Journalist

Dienstag, 5. November, 19 Uhr, Eintritt frei
Kulturzentrum Lagerhaus
Schildstraße 12-19, 28203 Bremen

Ischa Big Brother

Man kann ihm in diesen Zeiten nicht über den Weg trauen, dem Ami, also: besser im Auge behalten! Anders lässt sich die in luftiger Höhe platzierte Kamera der Messehallen nicht erklären – es sei denn, der Himmel soll auf illegale Helikopter oder aggressive Vogelschwärme abgesucht werden. Ob dieser Farmer, der doch offensichtlich nichts anderes will, als den größten Maiskolben der Welt vor den gefräßigen Freimarktgästen zu schützen, wirklich gefährlich ist, darf freilich bezweifelt werden: Immerhin, und auch das ist in diesen Zeiten erwähnenswert, steckt er sein Territorium ja bloß mit einer Flagge ab, statt mit einer Waffe. Foto: Simone Schnase

Haie stehen unter Schutz

Polizei verhindert Kritik an Immobilienfirma: Im Weserstadion entfernen Beamte gemeinsam mit dem Ordnungsdienst Transparente, die den Sponsor kränken könnten

Von **Reimar Paul**

Die heile Welt, die der SV Werder Bremen so gern bemüht, hat Risse. Aus Sicht linker Ultras vor allem, weil sich der Verein an windige Sponsoren verkaufe. Seit 2012 verunziert das Emblem des umstrittenen Geflügelmästers Wiesenhof die Trikots der Spieler. Zu Beginn der laufenden Saison verscherbelte der Klub den Stadionnamen an die Immobilienfirma Wohninvest.

Viele Fans wollen sich damit nicht abfinden. Bei den Heimspielen entrollen sie Transparente, auf denen die Beibehaltung des alten Stadionnamens gefordert wird. Ein Banner der Ultragruppe „Wanderers" mit der Aufschrift „Immobilienhai. Vorsicht. Bissig" und zwei nach unten zeigenden Pfeilen hängt stets mit Genehmigung des Vereins im Fanblock in der Ostkurve – direkt über der Wohninvest-Loge.

Das war auch am Mittwochabend so, als Werder in der zweiten Pokalhauptrunde gegen den 1. FC Heidenheim kickte und den Zweitligisten in der ersten Halbzeit regelrecht zerlegte. Nach einer halben Stunde, die Bremer führten 3:0, kam es in der Ostkurve zu Tumulten.

Ordner rissen das Transparent ab und entfernten noch ein weiteres. Es gab Rangeleien, behelmte Polizisten drangen in die Blocks vor.

Einige Fans berichteten von Schlagstockeinsätzen der Beamten. „Wir wissen von einigen schweren Verletzungen", sagte ein Mitglied der Ultra-Gruppe „Infamous Youth" der taz: „Einem Mann wurde der Arm gebrochen, ein anderer erlitt einen Nasenbeinbruch."

Infolge der Auseinandersetzungen verließen mehrere Hundert Ultras mit Fahnen und allen übrigen Spruchbändern das Stadion, die Stimmung sackte vorübergehend in den Keller.

Noch während des Spiels twitterte Werder: „Ein genehmigtes Banner wurde heute entgegen der Absprachen an einem nicht genehmigten Ort aufgehangen. Ordner wollten es entfernen und wurden von Werder-Fans attackiert. Ebenso unbeteiligte Besucher … Die Polizei ist daher eingeschritten und hat das Banner entfernt. Wegen dieses Einsatzes kam es zum Boykott von Ultragruppen und zum Teil zum Verlassen des Stadions." Nach Darstellung des Vereins hingen dieses und ein weiteres Pro-Weserstadion-Transparent im Bereich der Nord- beziehungsweise Südtribüne.

Die Polizei teilte mit, der Ordnungsdienst des Stadions sei beim Entfernen eines Banners „körperlich angegriffen" worden. Daraufhin hätten Einsatzkräfte „unterstützend eingegriffen und wurden ebenfalls angegangen". Im Übrigen seien weder Schlagstöcke noch Pfefferspray zum Einsatz gekommen.

Die „Grün-weiße Hilfe", die Werderfans bei Problemen mit Polizei und Justiz berät, beurteilt den Vorfall ganz anders. Das Anbringen der beiden Transparente sei für die Ostkurve genehmigt gewesen. Die Blöcke 1 und 53, unter denen die Stoffstücke hingen, zählten laut Stadionplan eindeutig zur Ostkurve – tatsächlich ist der Plan hier aber nicht eindeutig. Vor diesem Hintergrund sei bereits unverständlich, warum die Banner überhaupt entfernt worden seien.

> Es kam zu Verletzungen: Einem Mann sei der Arm gebrochen worden, einem anderen das Nasenbein, berichtet eine Ultra-Gruppe

„Es ist keine polizeiliche Aufgabe, das Hausrecht des Vereins oder gar die Interessen eines Stadionsponsors durchzusetzen", betont die Fan-Hilfe. Entgegen der Darstellung von Polizei und SV Werder sei es zu keinen körperlichen Angriffen gegen Polizei- oder Ordnungskräfte gekommen, „vielmehr wurden einzelne Werder-Fans bei dem Einsatz verletzt und befinden sich teilweise in ärztlicher Behandlung". Die Reaktion des Vereins, der das Vorgehen der Polizei rechtfertige, sei „sehr enttäuschend".

Die schärfste Kritik kam am Freitag von „Infamous Youth". „Das brutale Vorgehen der Polizei ist ein direkter Angriff auf das fanpolitische Engagement der Fanszene und die Meinungsfreiheit in unserem Stadion, den wir nicht unbeantwortet lassen konnten", erklärte die Gruppe: „Für uns gibt es nichts Schöneres, als in der Kurve zu stehen und unseren SV Werder anzufeuern. Gleichzeitig sind wir keine Dienstleister in Sachen Unterstützung der Mannschaft, die sich alles gefallen lassen."

Von Werder wollen die Ultras nun wissen, wer den Ordner- und Polizeieinsatz veranlasst hat. Habe sich die Polizei über das Hausrecht des Vereins hinweggesetzt oder wolle die Geschäftsführung den Protesten gegen den Verkauf des Stadionnamens ein Ende setzen?

Auch die Rolle von Wohninvest müsse geklärt werden. Das angespannte Verhältnis zwischen Ultras, Verein und Polizei bleibt angespannt. Die Ankündigung der Polizei, gegen Fans nun Anzeigen zu fertigen, trägt kaum zur Deeskalation bei.

nord thema

aus- und weiterbildung die verlagsseiten der **taz nord** sonnabend/sonntag, 2./3. november 2019 **taz am wochenende**

Braucht spezielle Zuwendung: Patientin einer Wohngemeinschaft für demenzkranke SeniorInnen Foto: imago/epd

Allein unter Weißkitteln

Menschen mit Demenz fühlen sich im Krankenhaus oft sehr verloren – einige Kliniken steuern dagegen und fördern die bessere Fortbildung von Pflegekräften

Von **Joachim Göres**

Eine Frau Mitte 80 kommt wegen eines Oberschenkelhalsbruchs ins Krankenhaus. Sie spricht wenig, wirkt abwesend, rührt das Essen kaum an, steht selten auf, zieht sich immer mehr zurück und wird in einem deutlich schlechteren körperlichen Zustand als vor der Einlieferung entlassen. Die fremde Umgebung, der andere Tagesablauf, lange Wartezeiten, enger Körperkontakt – all dies löst bei ihr Stress aus.

„Das ist ein typischer Fall, bei dem im Krankenhaus nicht erkannt wurde, dass die Frau an Demenz erkrankt ist. Dadurch dauert die Heilung länger", sagt Tom Motzek, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Centrum für Demografie und Diversität der TU Dresden. Er hat die Daten der Mitglieder der AOK Plus aus dem Jahr 2014 ausgewertet – danach werden Menschen mit Demenz um ein Drittel häufiger in Krankenhäuser eingewiesen und im Schnitt 1,8 Tage später entlassen als Personen ohne Demenz.

Derzeit sind in Deutschland rund 1,7 Millionen Menschen an Demenz erkrankt, bis 2050 wird sich diese Zahl voraussichtlich auf drei Millionen erhöhen. „Schon aus wirtschaftlichen Gründen ist es sinnvoll, stärker auf Menschen mit Demenz im Krankenhaus einzugehen", sagt Motzek.

Die Landesvereinigung für Gesundheit und Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen hat darauf reagiert und bietet seit 2015 eine Fortbildung zum*r Demenzbeauftragten an. Sie richtet sich vor allem an Beschäftigte in Krankenhäusern, umfasst 160 Stunden und findet vom Februar bis Juli 2020 monatlich an jeweils einem Wochenende in Hannover statt. Dort geht es um Themen wie Demenz und Delir, demenzgerechte Ansätze, Zusammenarbeit mit Angehörigen sowie Kontakt und Umgang. Zur Fortbildung gehört auch eine viertägige Hospitation in einer demenzspezifischen Einrichtung.

Tanja Sädtler von der Landesvereinigung hat eine Befragung der AbsolventInnen ausgewertet. Sie betreuen im Krankenhaus Menschen mit Demenz, beraten Angehörige, organisieren Fortbildungen für das Klinikpersonal und koordinieren den Einsatz von Ehrenamtlichen. Sie sollen so zur Entlastung von Pflegekräften beitragen, Eskalationen vermeiden und als Vertrauensperson bereitstehen. Ziel ist es auch, dass Demenzbeauftragte bei einer Renovierung Einfluss nehmen, damit diese Arbeiten zu einer besseren Orientierung für die Patienten genutzt werden. Einige Demenzbeauftragte werden von anderen Tätigkeiten entlastet und können so feste Sprechzeiten anbieten.

Am Klinikum Osnabrück haben bislang zwölf Mitarbeiterinnen an der Fortbildung erfolgreich teilgenommen. „Das Interesse daran ist groß. Unser Ziel ist es, auf jeder unserer 20 Stationen eine speziell geschulte Kraft zu haben", sagt Pflegedienstleiterin Annette Sechelmann. Auf der geriatrischen Station gibt es in einem abgetrennten Bereich zehn Plätze für Menschen mit hohem Bewegungsdrang, wo durch spezielle Türen das Weglaufen verhindert werden soll. Die Zimmer sind in einem warmen Farbton gestrichen, es wird für viel Tageslicht gesorgt. „Das wirkt beruhigend", sagt Sechelmann.

Vor kurzem bekam das Klinikum Osnabrück vom niedersächsischen Gesundheitsministerium einen Preis in Höhe von 40.000 Euro für die Umsetzung eines neuen Projekts. Dazu gehört ein sogenanntes mobiles Demenzzimmer, das auf allen Stationen eingesetzt werden kann – PatientInnen sollen sich durch das Anbringen von Uhren, Kalendern und Bildern an den Türen besser zurechtfinden. Für sie soll künftig ein spezielles Ernährungskonzept erstellt werden. Zudem sollen sie persönlich auf Plattdeutsch angesprochen werden. Sechelmann räumt ein: „Die Demenz wird immer noch viel zu oft nicht erkannt. In der Notaufnahme fehlt häufig die Zeit, gerade in der Chirurgie geht viel unter, Hausärzte geben Infos teilweise nicht weiter."

Im Braunschweiger Krankenhaus Marienstift haben sich die medizinische Fachangestellte Kirsten Lobsien, die Krankenpflegerin Caroline Roß und der Arzt Jörg Mayer zu Demenzbeauftragten fortgebildet. Sie wollen möglichst viel über den Erkrankten wissen, um Vorlieben und Abneigungen berücksichtigen zu können. „So können wir bestimmte Rituale auch während des Krankenhausaufenthalts ermöglichen.

> Die Zimmer sind in einem warmen Farbton gestrichen, es wird für viel Tageslicht gesorgt. Das wirkt beruhigend

Auch private Gegenstände wie Tasse, Lieblingskissen oder Fotos können und sollen mit ins Krankenhaus gebracht werden", sagt Lobsien. Im Marienstift legt man viel Wert auf engen Kontakt zu Angehörigen. „Ihre Anwesenheit im Krankenhaus hilft den betroffenen Patienten wie auch uns. Deshalb wird in unserem Haus auch ein Rooming-in angeboten", sagt Roß. Dass Angehörige im Krankenhauszimmer mit übernachten können ist allerdings keine Selbstverständlichkeit. „Ein Bett für den gesunden Partner eines Menschen mit Demenz wird nicht von den Krankenkassen vergütet. Da ist ein Sinneswandel nötig", glaubt Helge Engelke, Verbandsdirektor der Niedersächsischen Krankenhausgesellschaft.

Auf der Homepage der Deutschen Krankenhausgesellschaft finden sich weitere positive Beispiele. Dazu zählt auch die Station Silvia im Malteser St.-Franziskus-Hospital in Flensburg, wo alle Eingelieferten ab 65 Jahren auf ihre kognitiven Fähigkeiten überprüft werden. Vier Einzel- und drei Doppelzimmer stehen dort für leicht bis mittelschwer an Demenz erkrankte Personen bereit – sie müssen noch so mobil sein, dass sie in einem auf der Station nostalgisch eingerichteten Wohnzimmer gemeinsam miteinander essen können.

Lichtschalter, Toilettendeckel und Geschirr sind rot, durch die kontrastreiche Farbe sollen sich die PatientInnen besser zurechtfinden. Zum Konzept gehören auch die Schulung und der Einsatz von haupt- und ehrenamtlichen Alltagsbegleitern. Es wird auf vertraute Gesichter gesetzt, damit die Betroffenen nicht durch häufigen Personalwechsel verwirrt werden. So viele Untersuchungen wie möglich finden auf der Station statt.

Wie wichtig es ist, etwas über die Biografie des Erkrankten zu wissen, macht der Leiter der Alzheimer-Gesellschaft Hannover, Jürgen Brommer, deutlich: „Ein Mann beschwerte sich, dass die Tür seines Zimmers nicht geschlossen sei, obwohl sie zu war. Er arbeitete früher in einer Metzgerei – dort steht der Griff nach oben, wenn die Tür zum Kühlraum geschlossen ist. Wir haben die Klinke entsprechend geändert, dann war Ruhe."

Motzek hat anhand der Krankenkassendaten festgestellt, dass bei Demenzerkrankten weniger Diagnostik und Operationen stattfinden als bei anderen PatientInnen. Werden Menschen mit Demenz im Krankenhaus nicht adäquat versorgt? Eine Frage, deren Antwort er offen lässt.

FH;P Fachhochschule Potsdam University of Applied Sciences

DIGITALES DATENMANAGEMENT

Weiterbildender Masterstudiengang der Fachhochschule Potsdam und Humboldt-Universität zu Berlin

Infoabend am **04.11.2019**, 16.00 – 18.00 Uhr

FH Potsdam, Haus 3, Raum 008, Kiepenheuerallee 5, 14469 Potsdam

scheller@fh-potsdam.de — 0331 580-2432 — www.ddm-master.de

belladonna
Kultur, Bildung und Wirtschaft für Frauen e. V.
www.belladonna-bremen.de
Telefon: 0421.70 35 34

Netze knüpfen +

Forum für Gründerinnen und Unternehmerinnen

3 Jungunternehmerinnen diskutieren mit 3 erfahrenen Unternehmerinnen über die ersten Personalentscheidungen und Zielgruppenerweiterung durch Social Media.

Freuen Sie sich auf interessante Erfahrungsberichte und weitere Inspirationen beim anschließenden Get-Together mit Buffet.

Donnerstag, 14.11.2019, 18 Uhr Eintritt: frei, Anmeldung bis Montag, 11.11.

Die Veranstaltung ist für Frauen.

Die Senatorin für Wirtschaft, Arbeit und Europa

personzentriert

- beratung / psychotherapie für einzelne und paare
- coaching
- weiterbildungskurse in personzentrierter beratung

gabriele isele 040 - 43 09 44 41
www.personzentrierteberatung.de

Stoppt schmutziges Palmöl
www.greenpeace.de/regenwald
GREENPEACE

KREATIVWIRTSCHAFT

belladonna
Kultur, Bildung und Wirtschaft für Frauen e. V.
Telefon 0421.70 35 34
www.belladonna-bremen.de

Instagram
Hashtags & Stories für Ihr Marketing
Kurs mit Deike Meyer
Dienstag, 12.11., 19.11., 26.11.,
jeweils 18.30 – 21.30 Uhr

Fit für Facebook
Marketing mit Social Media
Seminar mit Frauke Bitomsky
Samstag, 30.11., 10 – 18 Uhr

Kurs und Seminar sind für Frauen.
Eine Anmeldung ist erforderlich.

Die Senatorin für Wirtschaft, Arbeit und Europa

Bildungskontor GmbH

Intensiv-Vorbereitungskurse auf die Ausbilder-Eignungsprüfung in nur einer Woche
2019: 25.11. (Warteliste) | **2020:** 6.1.(Warteliste) / 10.2. / 16.3. / 30.3. (voll) 20.4. / 11.5. (voll) / 25.5. / 29.6. (voll) / 10.8. / 14.9. / 19.10. / 23.11.

Meisterprüfung Teil 3 in nur zwei Wochen
2019: 4.11. (Warteliste) / 2.12. | **2020:** 20.1. (Warteliste) / 24.2. / 23.3. 4.5. / 8.6. (voll) / 6.7./ 24.8. / 7.9. (voll) / 28.9. (voll) / 2.11. / 7.12.

Bildungskontor GmbH • Gerd Wilkens • Am Wendehafen 8-12 • 26135 Oldenburg
Tel.: 0441 - 92 66 13 0 • www.bildungskontor.de • E-Mail: wilkens@bildungskontor.de

tipps und termine

Grenzen der Toleranz

„Wo sind die Grenzen der Toleranz?“ lautet der Titel eines vom Dachverband „Stadtteilkultur Hamburg“ veranstalteten Ratschlags, der am 8. November ganztägig im Stadtteilzentrum Eidelstedter Bürgerhaus stattfindet. Diskutiert werden soll, welche Unterstützung die Stadtteilkultur benötigt, um sich gegen Extremisten und Populisten zu behaupten, und wie man diese überhaupt erkennt und ihnen begegnet.

Nähere Infos gibt es unter https://www.stadtkultur-hh.de/

Partizipation am Netz

Die bundesweiten Aktionstage „Netzpolitik und Demokratie“ sind ein Angebot für alle, die den digitalen Alltag mitgestalten wollen. Vom 14. bis 16. November finden bundesweit Veranstaltungen rund um Netzpolitik, digitale BürgerInnenrechte und Internetkultur statt. Die Zentralen für politische Bildung laden dazu ein – auch in Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Die Kernfrage der niedersächsischen Veranstaltungsreihe lautet: „Das Internet ist überall. Warum überlassen wir es anderen, die Regeln zu machen?“

Angebote und Veranstaltungen der Aktionstage „Netzpolitik und Demokratie“ finden sich unter: www.netzpolitische-bildung.de

Medienkompetenztag

Am 23. November findet der Medienkompetenztag 2019 Schleswig-Holstein mit vielfältigen Vorträgen und Workshops statt. Das Kieler Sozialministeriums, die Staatskanzlei, der Offene Kanal und weitere Partner im Netzwerk „Medienkompetenz SH“ sind an der Planung beteiligt, sodass es ein breites Angebot gibt. Dieses erstreckt sich von Medienbildung in der Kita über Coding bis zu digitaler Beteiligung. Die Veranstaltung findet im Regionalen Berufsbildungszentrum Technik (RBZ) in Kiel statt.

Anmeldung und Programm sind unter medienkompetenz-sh.de zu finden

Werkstadtgespräche

Mit einer Reihe von Bildungs- und Diskussionsveranstaltungen ist der Hamburg-Altonaer Kulturträger „Werkstatt 3“ im November am Start. Es geht dabei um aktuelle Themen wie „grüner Kapitalismus“, „digitale Transformation“ und „globale Arbeit“.

Nähe Infos gibt es unter www.w3-hamburg.de

Gut kommunizieren

Im Rahmen der Fachtagung „Ausssprechen – Ansprechen – Absprechen“, die am 12. und 13. Dezember in der Bundesakademie Wolfenbüttel stattfindet, vermitteln Coaches den TeilnehmerInnen in drei Workshops „das Handwerkszeug gelingender Kommunikation“. Die TeilnehmerInnen sollen lernen, wie Sie Konflikte in Kooperationen vorhersehen, vermeiden und kreativ bewältigen. Sie erarbeiten, welche Schnittmenge unterschiedliche Systeme, zum Beispiel Kultur und Schule, haben und wie „ein gemeinsamer Schuh daraus wird“. Die Veranstaltung richtet sich an Kulturschaffende, aber auch an kulturinteressierte Partner*innen aus Schulen und anderen Bildungseinrichtungen.

Nähere Infos und Anmeldung unter: https://kulturmachtschule.lkjnds.de/fachtagung-ausssprechen-ansprechen-absprechen.html

Kinderrechte

Sie wollen für ein kulturelles Bildungsprojekt mit Kindern eine Kooperation ins Leben rufen und fragen sich, welche rechtlichen Aspekte Sie dabei beachten sollten? Zwei Expertinnen für Kinderrechte und rechtliche Fragen rund um Kooperationen machen Sie fit für die Praxis. Die Qualifizierung für kulturelle Jugendbildung findet am 13. November 2019 zwischen 13.30 und 17.30 Uhr im Kindermuseum Zinnober Hannover statt. Die Bildungsveranstaltung richtet sich an alle AkteurInnen aus den Bereichen Soziales, Bildung und Kultur. Anmeldeschluss ist der 6. November.

Zur Anmeldung: https://umfragen.lkjnds.de/index.php/22623?lang=de

Weiterbildung notwendig: Dann haben Migrantinnen eine berufliche Chance im Gesundheitssystem
Foto: imago

Gesundheitsberufe als Chance

Die Anerkennung der in ihrem Heimatland durchlaufenen Ausbildung ist aufwendig und kompliziert ihrer Qualifikation. In vielen Gesundheitsberufen herrscht eklatanter Fachkräftemangel, sie gelten

Von **Joachim Göres**

Krankengymnastik, Atemtherapie, Massage, manuelle Lymphdrainage und vieles mehr bietet Sama Safi in Hannover an. Die Physiotherapeutin, die mit neun Jahren aus Afghanistan nach Deutschland kam, hat sich 2011 selbstständig gemacht. „Mein Traum war es, in der Gesundheitsbranche zu arbeiten. Mein Beruf ist für mich die goldene Mitte zwischen Ärztin und Krankenschwester. Ich wollte mein eigener Chef sein“, sagt die 39-Jährige.

Mittlerweile beschäftigt sie sieben Frauen und Männer in ihrer Physiotherapiepraxis mit den Schwerpunkten Osteopathie und Orthopädie. „Ich würde mich über mehr Bewerbungen von Frauen mit Migrationshintergrund freuen. Doch ich weiß, dass zum Beispiel in afghanischen Familien Mädchen oft an zweiter Stelle stehen und sie sich aus fehlendem Selbstbewusstsein nicht ins Berufsleben trauen, obwohl sie dazu fähig sind“, erläutert Safi.

In vielen Gesundheitsberufen herrscht in Deutschland Fachkräftemangel, sie gelten deshalb für Migrantinnen sowie für geflüchtete Frauen als Chance, beruflich Fuß zu fassen. Auf einem Netzwerk-Kongress des Deutschen Gewerkschaftsbundes kürzlich in Hannover sprachen die Teilnehmerinnen über ihre Erfahrungen.

Zohra Belarbi* hat in Algerien Medizin studiert, in Deutschland die Prüfungen zur Anerkennung ihrer Leistungen bestanden und sich dann bei vielen Kliniken beworben. „Ich bekam anfangs nur Absagen, weil ich ein Kopftuch trage“, sagt die 31-Jährige, die heute als Fachärztin in Weiterbildung für Innere Medizin in einem katholischen Krankenhaus in Salzgitter arbeitet. „Hier ist die Kompetenz entscheidend. Bei Kollegen und Patienten gibt es keine negativen Reaktionen wegen des Kopftuchs“,betont Belarbi.

MedizinerInnen aus dem Ausland müssen ausreichende Deutschkenntnisse in einer Fachsprachprüfung nachweisen, zudem wird, je nach Herkunftsland, häufig das Bestehen einer sogenannten Kenntnisprüfung verlangt. Im Bereich der Ärztekammer Hannover haben 2018 435 Mediziner die Fachsprachprüfung bestanden (von 934), bei der Kenntnisprüfung waren 63 von 77 erfolgreich.

Die mexikanische Ärztin Sandra Cante-Tejo lebt seit zwei Jahren in Hannover und bereitet sich in einem fünfmonatigen Kurs auf die Prüfungen vor. „Diese Kurse sind sehr teuer. Ohne Stipendium könnte ich mir das nicht leisten“, sagt die 28-Jährige, die bereits in Mexiko im Krankenhaus als Ärztin gearbeitet hat. „Dort ist es als Patient viel schwieriger, einen Termin zu bekommen, die technische Ausstattung ist schlechter. Dafür nimmt man sich in Mexiko mehr Zeit für die Kranken und hat mehr Erfahrung in der Diagnostik ohne großen Technikeinsatz“, sagt die Frau mit dem Berufsziel Gynäkologin.

Mahmoud Parvari ist fachlicher Leiter des KSD Pflegedienstes in Hannover und auf der Suche nach Pflegepersonal. Er hat

Mediziner aus dem Ausland müssen Deutschkenntnisse nachweisen

mehrere Interessentinnen, die im Ausland ihre Fachausbildung gemacht haben. Damit die in Deutschland anerkannt wird, müssen sie hier eine Anerkennungsprüfung bestehen. Als Vorbereitung darauf dienen Kurse, die bis zu 5.000 Euro kosten. „Bis Ende 2018 wurden diese von der EU bezahlt. Jetzt müssen die Teilnehmer selber dafür aufkommen und können sich das oft nicht leisten“, sagt Parvari. Auch ohne die Anerkennung ihrer Ausbildung – nicht selten ein Studium der Krankenpflege – können sie in Heimen oder bei Pflegediensten arbeiten, aber eben nur als schlecht bezahlte Helferinnen.

Zu schwierig, zu teuer, zu kompliziert – Katrin Köhne kennt etliche Migrantinnen, die vor diesen Prüfungen zurückschrecken und unterhalb ihrer Qualifikation im Gesundheitsbereich arbeiten, nicht zuletzt, weil sie darauf angewiesen sind, sofort Geld zu verdienen und nicht noch in ihre Fortbildung investieren können. Köhne ist in Osnabrück stellvertretende Projektleiterin im IQ Netzwerk, das Menschen mit ausländischen Wurzeln unter anderem aus Gesundheitsberufen dabei unterstützt, ihren Berufsabschluss in Deutschland anerkennen zu lassen oder eine geeignete Anpassungsqualifizierung zu finden. „Die Anerkennung von Abschlüssen aus EU-Staaten ist unproblematisch. Wer aus Afrika kommt, hat eher Probleme“, berichtet Köhne.

Für Frauen ohne Berufserfahrung hält Ahmet Kimil vom Ethno-Medizinischen Zentrum Hannover einen anderen Weg für erfolgversprechend. „Geflüchteten Frauen bieten wir seit 2016 eine Schulung über 50 Stunden zum Thema Gewaltprävention an. Sie lernen das deutsche Rechts- und Hilfesystem kennen und stellen es dann in ihrer Muttersprache anderen Flüchtlingen vor. Bisher haben

e für MigrantInnen

t – doch nicht selten arbeiten Fachkräfte in Deutschland weit unterhalb
deshalb für MigrantInnen als gute Chance, beruflich Fuß zu fassen

wir 300 Frauen geschult und nicht wenige sind dadurch in ihrem Selbstbewusstsein so gestärkt worden, dass sie selber eine Stelle gefunden haben", sagt der Psychologe.

Gerade ländliche Regionen haben Probleme, Gesundheitsfachkräfte zu finden. In Goslar setzt man deshalb darauf, Geflüchtete fortzubilden. Sie absolvieren im Rahmen des Programms „Gesundheitsregion Goslar" ein bis zu sechsmonatiges Praktikum in der Alten- oder Krankenpflege, erhalten berufsbezogenen Sprachunterricht und sollen so ihre Chancen auf eine entsprechende Ausbildungsstelle erhöhen.

Eine vom ihnen ist Lina Karimani* Die gebürtige Albanerin wollte eigentlich nach dem Abitur in ihrem Heimatland Medizin studieren. Nach ihrer Flucht 2015 nach Deutschland konnte sie 2016 eine berufsvorbereitende Maßnahme beginnen. Jetzt macht die 25-Jährige eine Ausbildung in der Altenpflege in einer Senioreneinrichtung in Goslar.

**Name geändert*

Ungleiche Bildungsrepublik

In der Weiterbildung der Beschäftigten gibt es in Deutschland positive Zahlen zu vermelden, aber die soziale Ungleichheit trübt die schönen Aussichten. Der DGB-Niedersachsen fordert mehr Einsatz

Von **Yasemin Fusco**

Eigentlich sollte es doch ganz einfach sein: Geringqualifizierte Erwerbstätige und Erwerbslose mit oder ohne Migrationsgeschichte sollten schnell zu Fachkräften aus- und weitergebildet werden. Und doch ist Deutschland in den vergangenen Jahren – genau genommen seit 2008 – seinem Ziel, die Weiterbildung zur „vierten Säule" des Bildungssystems auszubauen, nicht sonderlich näher gekommen. Das ist das Ergebnis der Analyse des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) zur sozialen Spaltung in betrieblichen, aber auch in der nicht-betrieblichen Aus- und Weiterbildung 2019, die gerade mit dem Titel „Die Zwei-Klassen-Gesellschaft" veröffentlicht wurde.

Zahlen stimmen, Ziel verfehlt

Die allerwenigsten erinnern sich noch daran, als Kanzlerin Angela Merkel und die Ministerpräsident*innen der Bundesländer nach dem Bildungsgipfel 2008 in Dresden die Bildungsrepublik Deutschland ausriefen und beim Thema Weiterbildung von gering qualifizierten Erwerbstätigen das ehrgeizige Ziel formulierten, die Beteiligung an betrieblichen Weiterbildungen von seinerzeit 43 Prozent bis auf 50 Prozent der Erwerbsbevölkerung zu steigern im Jahr 2015.

Im vergangenen Jahr haben 54 Prozent der Menschen im erwerbsfähigen Alter an betrieblichen Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen teilgenommen. Nicht betriebliche und individuelle Weiterbildungsmaßnahmen wie Vorträge und Schulungen am Arbeitsplatz, aber auch Privatunterricht und Weiterbildungen in der Freizeit liegen in Deutschland im Schnitt bei 8,3 Prozent. Die Quoten zur Erfüllung der Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen hat die EU für alle Mitgliedstaaten vorgegeben. So lag der Durchschnittswert der 28 Mitgliedsstaaten bei 11,1 Prozent.

Bundesweit ist Hamburg zwar Spitzenreiterin mit 10,7 Prozent Anteil der Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen von Menschen im erwerbsfähigen Alter, verfehlt aber auch die anvisierte Quote der EU für das Jahr 2020 von 15 Prozent. Dicht hinter Hamburg liegt Bremen mit 10,2 Prozent. Schleswig-Holstein liegt etwas über dem bundesweiten Durchschnitt mit 8,4 Prozent. Auf dem vorletzten Platz landet Niedersachsen mit einer Beteiligung von gerade mal 7,2 Prozent.

Bereits ein Jahr vor dem selbst gesteckten Ziel, im Jahr 2014, erreichte die selbsternannte Bildungsrepublik eine betriebliche Weiterbildungsbeteiligung von 51 Prozent. Doch ein tieferer Blick zeigt: Hinter dem Erreichen des Ziels steckt ein noch viel größeres Problem, nämlich die soziale Ungleichheit und die ungleiche Verteilung von Weiterbildungsmaßnahmen zwischen Menschen mit einer geringen Qualifizierung und Menschen mit Führungsverantwortung.

> „Arbeitslose, Menschen ohne abgeschlossene Berufsausbildung und Menschen mit Migrationshintergrund nehmen deutlich seltener an Weiterbildungen teil"
>
> **Tina Kolbeck-Landau,** Sprecherin DGB Niedersachsen & Bremen

Dass aber die ungleiche Verteilung von Weiterbildung zu einem echten Problem geworden ist, findet der DGB Niedersachsen.

Bereits im vergangenen Januar veröffentlichte er ein Positionspapier, in dem er fordert, die Weiterbildung weiter zu fördern und auf soziale Ungleichheiten zu reagieren. „Arbeitslose, Menschen ohne eine abgeschlossene Berufsausbildung und Menschen mit Migrationshintergrund nehmen deutlich seltener an Weiterbildungen teil", sagt Tina Kolbeck-Landau, Sprecherin des DGB Niedersachsen, Bremen und Sachsen-Anhalt. Sie blieben somit abgehängt.

Unter den Erwerbstätigen haben 2018 insgesamt gerade einmal 44 Prozent der Ungelernten eine Weiterbildung besucht. Dem gegenüber stehen 78 Prozent der Chefinnen und Chefs, die eine Weiterbildungsmaßnahme besucht hatten. Kolbeck-Landau kritisiert, dass Empfänger*innen von Hartz IV zum Teil sehr kurze Maßnahmen zur Aktivierung und beruflichen Eingliederung durchlaufen. „Maßnahmen der beruflichen Bildung hingegen sind sehr selten und solche, die zu einem Abschluss führen, werden nahezu gar nicht gefördert", sagt sie.

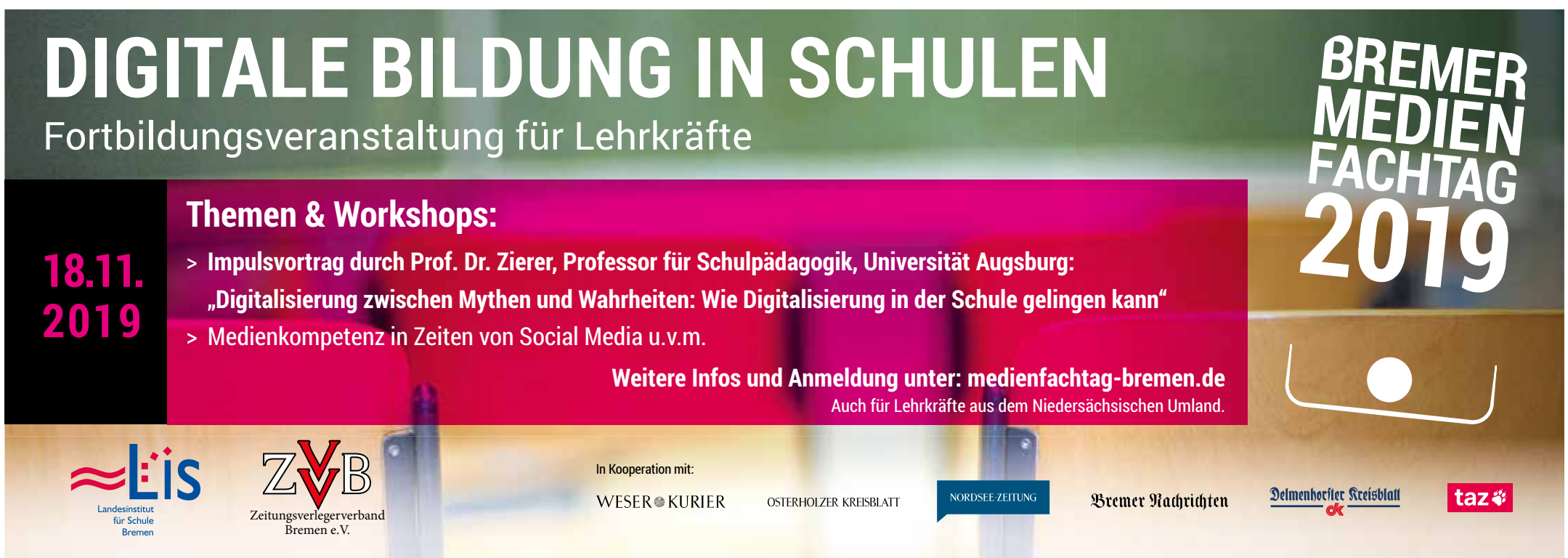
„Die soziale Auslese, die ein Problem im gesamten Bildungssystem ist, setzt sich in der Weiterbildung fort", heißt es dazu in der DGB-Analyse. Zu Weiterbildungen zählen laut DGB neben Kursen oder Lehrgängen auch temporäre Bildungs- und Weiterbildungsveranstaltungen durch Vorträge, Schulungen am Arbeitsplatz, aber auch Privatunterricht in der Freizeit.

Die Betriebe in Niedersachsen sieht Kolbeck-Landau neben der Politik in der Pflicht: „Sie sollten ihre Beschäftigten bei der Weiterbildung unterstützen", fordert sie. Es brauche entsprechende Freistellungen der Beschäftigten und insbesondere mehr Angebote für Geringqualifizierte.

Soziale Ungleichheit bei Weiterbildungen

„Aufgrund des Fachkräftemangels haben wir ein fundamentales Interesse daran, Menschen mit geringer Qualifikation zu den Fachkräften von morgen weiterzuentwickeln", sagt Christian Budde, Sprecher des Arbeitgeberverbandes Niedersachsen Metall, der für über 300 überwiegend mittelständische Industrieunternehmen der Metall- und Elektroindustrie in Niedersachsen spricht.

Der Verband versuche Geringqualifizierte durch Hauptschul-Initiativen in Kooperation mit niedersächsischen Unternehmen zur Aus- und Weiterbildung in ihrer Branche anzuwerben und weiter im Verlauf ihrer Ausbildung zu begleiten, sagt Budde.



taz nord | Stresemannstraße 23 | 22769 Hamburg | briefe@taz-nord.de | www.taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von Leserbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

wochenschnack

Wer braucht die Rote Flora?

Das Autonome Zentrum im Hamburger Schanzenviertel ist in die Jahre gekommen: Am 1. November 1989 wurde es besetzt

Wie Michel und Dom

Auch wenn die Floristen und ihre konservativen Gegner das nicht gerne hören werden, die Rote Flora gehört heute genauso zur Hamburger Folklore wie Michel und Dom. Sie ist eine Touristenattraktion. Inhaltlich ist sie außerhalb einer sehr kleinen linken Szene natürlich völlig unbedeutend, aber als Einkaufs- und Gastronomiestraße wäre das Schulterblatt ohne dieses etwas gruselige Gebäude etwa so spannend wie die Osterstraße oder die Ottenser Hauptstraße. So umarmt der Kapitalismus seine Gegner und zeigt mal wieder seine Überlegenheit. *Ruediger, taz.de*

Zieht die Szene runter

@Ruediger Und selbst innerhalb der Linken spielt die Flora ja weiß Gott keine glorreiche Rolle. Sie ist Heimstätte für allerlei liberale bis offen reaktionäre Gruppen und für Partyhedonismus und Drogenkonsum. Da kommen dann tatsächlich mal Leute: zum Feiern in cooler Location.

Wer vor der Flora Plakate gegen TTIP aufhängt, wird gerne mal körperlich angegriffen. Eigene politische Initiative hat die Flora schon lange nicht mehr. Stattdessen zieht die Flora selbst die Szene runter in eine noch stärkere Szenigkeit und behindert längst den Neuaufstellungsprozess der radikalen Linken. Die Rolle zu G20 ist ebenso zweifelhaft.

Wo früher ohne revolutionäre Theorie immerhin noch revolutionäre Praxis war (böse Militanz), ist heute gar nichts mehr. Halt 'ne alternative Partyhöhle und verkrustete Struktur in einer theoretischen Sackgasse.

Gäbe es die Flora nicht mehr, würde es wahrscheinlich der radikalen Linken eher gut tun. *Oskar, taz.de*

Um Freiräume wurde gekämpft

Als Jugendliche kämpften wir in unserer kleinen Scheiß-Stadt für ein Jugendhaus, ein selbstverwaltetes natürlich.

Und das in einem Landkreis, dessen Landrat über die Scheiß-Zeitung im Hinblick auf die zahlreichen WGs im ländlichen Raum, quasi als Dienstanweisung an die Polizei, sagte: „Fanget dia Kerle und gucket was se treibet."

Einmal blockierten wir die wichtigste Kreuzung. Ich spüre heute noch die Stoßstange des Autos des entfesselten Bürgers, der sie mir ins Kreuz drückte.

Autonomes Zentrum in bester Lage: Hamburgs Rote Flora Foto: dpa

Will sagen: Um Freiräume wurde hart gekämpft, man sollte sie nicht einfach aufgeben. *Jim Hawkins, taz.de*

Flora bleibt

„Aber hat die Flora noch einen Sinn?"

Sie steht noch. Immerhin.

Und Kaufhausmusik ist ihr fremd.

Als bekanntestes autonomes Zentrum Deutschlands ist die Rote Flora zwar immer auch Anziehungspunkt für stumpfe Militanz und Krawalltourismus, aber davon hat sie sich in den vergangenen Jahren immer wieder klar distanziert.

Im Nachbarort meiner Wohngemeinde ordnete ein CDU-Bürgermeister Protest gegen einen Auftritt der AfD-Frau von Storch an. Den Gemeindesaal als Auftrittsort mochte/durfte er allerdings nicht verweigern.

„Die Sommer sind so trocken und die Konservativen saugen alles auf." Flora bleibt. *Lowandorder, taz.de*

Folkloreprojekt

Das Gebäude wird in den nächsten Jahren ohnehin von selbst zusammenstürzen. In anderen Städten haben Besetzer es geschafft, langfristige Konzepte, und zwar auch für Instandsetzung und -haltung, zu implementieren. RF ist dagegen ein weitgehend selbstreferentielles Folkloreprojekt, das es nicht mal gebacken kriegt, ein halbwegs vernünftiges Dach zum Schutz des Mauerwerkes zu errichten. *Suryo, taz.de*

stellenmarkt

taz nord

Die taz nord sucht ab sofort ein*e

Springer*in im Korrektorat

Wir erwarten:
- Erfahrung in einer Schlussredaktion
- Sicherheit in Grammatik und Orthographie
- Genauigkeit, auch unter großem Zeitdruck
- Flexibilität bei den Einsatzzeiten

Wir bieten:
- Eine Springer*innen-Stelle in der Korrektur. Es handelt sich dabei um Vertretungsdienste für die Kolleg*innen des Hamburger Teams.
- Enge Zusammenarbeit mit den Chef*innen vom Dienst
- Tagesaktuelle Arbeit
- Interessante Berichte, Reportagen und Interviews aus Norddeutschland

Bewerbungen von Frauen und Kolleg*innen mit Migrationshintergrund freuen uns besonders. Bitte senden Sie sie an Andrea Maestro und Jan Kahlcke unter rl@taz-nord.de

Bei Rückfragen wenden Sie sich an Jan Kahlcke unter 040 - 389 01 74 57

wohnungsmarkt

zapf umzüge
- Unverbindliche Beratung
- Nah – Fern – Übersee
- Beiladungen
- Kartonverkauf
- Lagerservice

ZERT
040 – 85 33 39 0
Mo - Fr 8 - 18 Uhr · Sa 8 - 12 Uhr
hamburg@zapf.de www.zapf.de
Großmannstr. 129, 20539 Hamburg
FAX 040-851 51 50

ADELANTE UMZUGS KOLLEKTIV
Tel.:/Fax:
040/43 25 16 17
Bernstorffstr. 117
22767 Hamburg

BLACK-STAR-EXPRESS
Wohlwillstr. 22 20359 Hamburg
Umzüge
Kurierfahrten
Kleintransporte Nah und Fern
Entrümpelung / Haushaltsauflösung
Tel: 0172 / 5401928

SCHÜTZT DIE ARKTIS!
www.greenpeace.de/arktis
GREENPEACE

Für ein besseres Leben. Für Mensch und Tier.
www.provieh.de | 0431. 248 28-0
PROVIEH

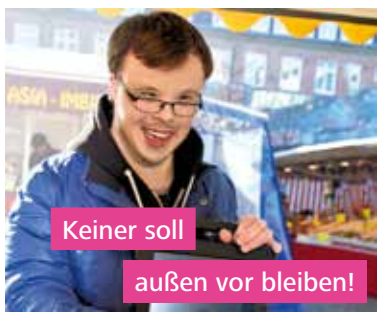
marktplatz

naturkost

Abakus- der Mitgliederladen im Steintor Preiswerte Öko-Produkte durch die Mitgliedschaft in unserer Service- Coop. Naturkost, die sich rechnet! **Abakus Naturkost,** Grundstr. 30, 28203 Bremen.☎**0421- 79 49 351**

IHRE SPENDE für das Kinder- und Jugendhospiz
www.kinderhospizwilhelmshaven.de

alsterdorf
Ihre Spende hilft Menschen mit Behinderung dabei, ein selbstbestimmtes Leben zu führen
Spendenkonto
IBAN: DE32 2512 0510 0004 4444 02
BIC: BFSWDE33HAN
www.alsterdorf.de/spenden



nordwiese

kleinanzeigen schalten

Erscheinungsweise: jedes Wochenende
Private Kleinanzeigen: 5 Zeilen mit ca. 40 Zeichen pro Zeile kosten pro Erscheinen 6 €, jede weitere Zeile 1,20 €
Gewerbliche Kleinanzeigen: 5 Zeilen mit ca. 40 Zeichen pro Zeile kosten pro Erscheinen 21 €, jede weitere Zeile 4,20 €
Chiffregebühr: 5 € zusätzlich
Annahmeschluss: Dienstag 24.00 Uhr
Bezahlung per Abbuchung (IBAN, Vor- und Nachnamen angeben) oder Vorkasse. Rechnungsstellung nur für gewerbliche Kleinanzeigen möglich.

Kleinanzeigenannahme unter **www.taz.de** oder per E-Mail, Fax, Brief.
Hamburger Annahme:
kleinanzeigen@taz-hamburg.de
Fax (040) 38 90 17 - 10
taz hamburg | Kleinanzeigen, Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg
Bremer Annahme:
kleinanzeigen@taz-bremen.de
Fax (0421) 960 26 - 60
taz bremen | Kleinanzeigen Pieperstraße 7, 28195 Bremen
Antworten auf Chiffre-Anzeigen bitte mit Chiffre-Nummer per Post oder E-Mail an eine der angegebenen Adressen senden.

taz nord thema

Wohnen & Gestalten

taz-LeserInnen wohnen ökologisch bewusst. In Reportagen, Interviews und Berichten gibt es dazu auf diesen regionalen Sonderseiten Hinweise, Hintergrundinformationen und kompakte Tipps. Sowohl zu Wohneinrichtung und Design, als auch zu Balkon und Garten, zu Hausbau, Instandhaltung und Handwerk.

Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich den motivierten und interessierten LeserInnen der taz zu präsentieren. taz-LeserInnen wollen mehr als nur ein Dach über dem Kopf. Gutes Wohnen ist für sie wichtig.

Anzeigenschluss: Dienstag 5. November 2019
Erscheinungstermin: Samstag 9. November 2019

Kontakt für Buchung und weitere Informationen:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Hamburg (0 40) 38 90 17-453 | Bremen (04 21) 9 60 26-443

taz nord thema

Nordtouren & Reisen

Reisen im Norden sind schön und beliebt. Ob Sie mit dem Fahrrad, dem Zug oder mit einem anderen Fortbewegungsmittel unterwegs sind – Reisen erweitert den Horizont. Etwas Neues entdecken, sich fortbilden, einem Hobby nach-gehen oder einfach relaxen – jeder Mensch ist individuell.
Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich einer interessierten Leserschaft sowie zahlreichen Multiplikatoren zu präsentieren und Ihre besonderen Angebote zu bewerben.

Anzeigenschluss: Dienstag, 12. November 2019
Erscheinungstermin: Samstag, 16. November 2019

Kontakt für Buchung und weitere Informationen:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Hamburg (0 40) 38 90 17-452 | Bremen (04 21) 9 60 26-443

taz nord thema

Geschenke

Geschenke können kulturell, kreativ, schrill, verrückt, alternativ, fairtrade, edel, essbar oder ganz traditionell sein, alles ist möglich! Lassen Sie sich Anregungen geben. In dieser Beilage geben wir außerdem Tipps und Termine zur Weihnachtszeit.

Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich einer motivierten und interessierten Leserschaft sowie zahlreichen Multiplikatoren zu präsentieren.

Anzeigenschluss jeweils Dienstag:
19. November und 3. Dezember
Erscheinungstermine:
Samstag, 23. November und 7. Dezember

Weitere Informationen und Leserschaftsdaten:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Hamburg (0 40) 38 90 17-454 | Bremen (04 21) 9 60 26 442